57107

Der böse Blick,

oder:

Die Queiße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838.

Historischer Roman in vier Abtheilungen

von

L. Schneider.

Vierte Abtheilung:

Berlin im Jahre 1838.

Berlin, 1844.

Druck und Verlag von A. W. Hayn.

Berlin im Jahre 1838.

Historischer Roman

von

L. Schneider.

Hurka: Was war das, Bursche?
Oswald: Nur meine Meinung, Herr!
Die Lichtensteiner, Akt 1. S. 2.

Berlin, 1844.
Druck und Verlag von A. W. Hayn.

RBR
Jantz
#440
Bd. 4

I.

Schon dunkelte der laue Herbstabend herein. — Nach einem schwülen Nachmittage säumte dunkel aufsteigendes Gewölk den Horizont, und ein leise fächelnder Wind kühlte durch sein erfrischendes Wehen die Luft. Aus der Stadt kamen ganze Schaaren von Handwerkern, die nach des Tages Mühe zu Frau und Kind zurückeilten und in den ärmlichen Häusern des Vogtlandes und des Weddings nach und nach verschwanden. Einzelne Gruppen von Spaziergängern zogen dem Rosenthaler, Oranienburger und Schönhauser Thore zu. Ueberall noch einmal lebhaft aufflackerndes Leben und Bewegung, um dann um so gewisser der Stille Platz zu machen, die gegen Abend und bei Nacht in den weit ausgedehnten Vorstädten Berlins herrscht. Von fern her tönte das wirre Geräusch der Stadt herüber, auf den weiten Feldern rings umher lag aber tiefe Ruhe, und die öden Sandflächen zeigten keine Spur menschlicher Betriebsamkeit.

Vor einem niedrigen Hause des Vogtlandes, fast da, wo die Straße im wüsten Sandfelde endet, stand ein ält-

licher Mann, sah sich bedächtig prüfend das Wirthshausschild an und schien von dem Geräusch des Kegelschiebens, das aus dem kleinen Garten herschallte, zweifelhaft gemacht, ob er eintreten sollte, oder nicht. Er kaute an dem elfenbeinernen Knopfe seines hohen spanischen Rohres, das wohl schon sein Vater und Großvater getragen haben mochte, und schüttelte wiederholt den Kopf. Die umherspielenden Kinder lachten und jagten sich fast unter seinen Beinen weg, — er bemerkte es nicht. Nur hin und wieder faßte er nach seinen Rocktaschen, die auffallend groß und vollgepfropft schienen, als ob er fürchte, etwas daraus zu verlieren. Endlich mußte wohl das Bedürfniß, sich zu erfrischen, über die Bedenklichkeiten gesiegt haben, hier vielleicht in eine ungewohnte Gesellschaft zu kommen, und er trat hinein. Die Gaststube war niedrig und lag tiefer als die Straße, so daß man eine Stufe hinunter steigen mußte. Nur spärlich ließen die kleinen Fenster Licht hinein, so daß der Eintretende Mühe hatte, sich zurechtzufinden, und kaum bei der trübe brennenden Lampe für Tabackrauchende den in einem Alkoven stehenden Schenktisch erkennen konnte. Der Wirth mußte wohl draußen bei den Kegelgästen im Garten sein, denn das Zimmer schien leer. Unzufrieden vor sich hin brummend setzte sich der Durstige an einen Tisch und bemerkte nun erst, als er sich an das Halbdunkel des Zimmers gewöhnt, daß in einer Ecke ihm gegenüber noch einige andere Personen saßen, die ihn aufmerk-

sam ansahen, aber nur durch Zeichen und Winke miteinander zu sprechen schienen.

„Kann man hier wohl ein Glas Weißbier bekommen?"

„Warum dieses nicht?" antwortete der eben hinter seinen Schenktisch tretende Wirth. „So lange ich noch eine blaue Schürze vorhabe, soll es in meiner Tabagie nicht an Weißbier fehlen. — Aber freilich, — bald werden die Berliner alle vor's Thor gehen müssen, wenn sie was Gutes genießen wollen, denn in der Stadt nimmt ja das verdammte baierische Getränk immer mehr überhand. Ich sage doch! Ueber alle die Neuerungen!"

„Na, so bitte ich darum!"

„Brauchen Sie gar nicht, werther Mann! — Sie sehen ja, ich entstöpsele diese Flasche schon, — aber gut Ding will Weile. — Das Eingießen ist Hauptsache! — Kann nicht Jeder! — Immer drei Viertel Schaum, und unten noch lange kein Bier. — Da sehen Sie mal, werther Mann, das nennt man Einschenken! — Was lange währt, wird gut. — Hier! **Prima Sorte.** — Vom Brauer Bier aus der Stralauer Straße. — Bedienen Sie sich, werther Mann, — macht zwei Silbergroschen, ist aber drei werth! — Das Werk lobt den Meister!"

„Hier scheint aber der Meister auch das Werk zu loben!"

„Wie's kommt, werther Mann! — Eine Liebe ist der andern werth! — Lieber dem Wirth, als dem

Apotheker, ist ein altes Sprüchwort. — Schlechte Zeiten jetzt, werther Mann, wo der Wirth selbst sein Bier loben muß, — aber mir soll weder Baierisches, noch Grünthaler, noch Josthsches, noch Stettiner ins Haus, so lange noch Honoratioren in's Vogtland kommen. — Potz Tausend, was packen Sie denn da aus, werther Mann? — Das ist ja ein Ziegelstein, — wird Ihnen wohl in der Tasche zu schwer?"

„Ich glaube nicht, daß Sie das interessirt, Herr Wirth?"

„Da irren Sie sich sehr, werther Gast! — Mich interessirt Alles, was meine Gäste thun, besonders wenn einer etwas thut, was noch kein anderer gethan hat, — und ich kann versichern, daß noch keiner hier alte zerbrochene Ziegelsteine ausgepackt hat. Sind wahrscheinlich Steine aus der Carlstraße, und Sie wollen an den Steinen untersuchen, warum die Häuser da so starke Neigung zum Einfallen haben. Erlauben Sie mal, werther Mann, das sind ja alte Steine, — gute Steine, — so macht man sie heut zu Tage nicht mehr!"

„Nicht wahr? sie müssen sehr alt sein! — Verstehen Sie etwas davon, Herr Wirth?"

„Das versteht sich! — Wie Sie mein Haus hier sehen, habe ich es mir alleine gebaut. Sie machten mir erst große Sperenzien von wegen der Bau-Commission, — aber kommt man über'n Hund, so kommt man auch über'n Schwanz. Hinter'm Berge wohnen auch noch Leute. — Das Haus kam unter Dach — und ich habe mir nicht drein reden lassen. Da

sieht's, — und von Einfallen ist noch lange nicht die Rede!"

„Wie alt halten Sie die Steine wohl?"

„Hören Sie mal, werther Mann, das weiß ich nicht. — Das ist 'ne Sorte, wie Sie keine mehr für Geld kriegen. Die nannte man zu meiner Zeit Klinker oder Rathenauer; aber ein 50 Jahre mögen sie wohl schon mitlaufen."

„Nur 50 Jahre? — Sie haben im Sande gelegen, und ich glaubte schon, sie könnten viel älter sein."

„Das heißt, wenn ich sage 50 Jahre, so können es auch wohl 100 sein. In so einem Steine sitzt man nicht drin. — Ja, wenn man drin säße! — Wie ich mein Häuschen baute, fand ich auch in der Erde, bis auf den geborenen Sand, solche Dinger, die eben so dunkel und knupperig aussahen, und die haben mir zum Fundament gute Dienste gethan."

„Also hier finden sich auch solche Steine in der Erde?"

„Der Esel findet überall sein Distelchen; — ich sage das nur so vergleichsweise. Aber wenn ich fragen darf, werther Mann, was haben Sie denn für einen Narren an solchen alten Steinen gefressen, daß Sie dergleichen in der Tasche mit herum schleppen?"

Durch die Vermuthung, unerwartet hier vielleicht neuen Stoff für seine Liebhaberei zu finden, war der Gast viel gesprächiger geworden, und unterhielt sich viel mit dem Wirthe, der es meisterlich verstand, seinen Gästen gerade von dem zu reden, was sie am meisten

interessirte. Immer ab- und zugehend und seinem „werthen Manne", wie er alle zu nennen pflegte, die seine Tabagie zum erstenmale besuchten, bald ein zweites Glas Bier aufredend, erfuhr er, daß der alte Rentier Neumann auf seine alten Tage ein Alterthumsforscher geworden war, und gerade jetzt auf den Sandfeldern des Weddings umhersuchte, wo wohl die alte Warte oder der sogenannte Burgfrieden gestanden haben könne, die zur Zeit der ältesten Stadtbefestigung Berlins einem Wächter zum Aufenthalt gedient, um die etwaige plötzliche Annäherung eines Feindes von der Jungfernhaide oder den Rehbergen her zu signalisiren, dann aber den dort weidenden Stadtheerden als Zufluchtsort gegen den räuberischen Anfall feindlich gesinnter Ritter zu dienen. Solcher Warten erwähnen die Urkunden der Stadt fünf; eine in der Nähe von Rummelsburg, eine auf den Weinbergs-Aeckern zwischen dem Rosenthaler und Schönhauser Thor, zwei auf der Hügelreihe zwischen Schöneberg und der Hasenhaide. Die Lage der Weddings-Warte wollte Neumann nun erforschen, und spazierte schon seit mehreren Wochen dort in der Gegend umher, um wo möglich Spuren eines alten Fundaments zu finden. Gerade heute war er besonders glücklich gewesen, und nahe der Stelle, wo das Hochgericht steht, hatte eine niedrige, aber doch wallartige Erhöhung seine Aufmerksamkeit gefesselt. Ein in der Nähe arbeitender Knecht hatte einige Spatenstiche in den Sand thun müssen, und welche Freude, — zwei alte, fast verwitterte Steine

waren wirklich zum Vorschein gekommen. Jetzt glaubte Neumann, auf der richtigen Spur zu sein, und nahm sich vor, am andern Tage seine archäologischen Nachgrabungen fortzusetzen.

„Sehen Sie nur, Herr Wirth, nach wissenschaftlicher Begründung, wie Klöden sagt, läßt sich ungefähr vermuthen und berechnen, daß eine solche, so eben mehr erwähnte Warte wohl in der Gegend des Hochgerichtes gestanden haben könne. Fidicin sagt: die eine Warte auf der Cöllnischen Stadtseite sei später, — das heißt historisch gesprochen, — früher als jetzt, — zu einem Hochgerichte für Cöllnische Uebelthäter gebraucht worden. Könnte nun hier auf der Weddingseite, nicht auch das Hochgericht auf das Fundament der alten Warte gebaut, oder doch wenigstens in der Nähe desselben, der alte Thurm gestanden haben?"

„Allerdings, werther Herr Neumann! — Mir wäre das zwar gänzlich egal, ob so ein Ding überhaupt irgendwo gestanden hat, oder nicht, denn ich sehe nicht ein, warum man sich um dergleichen alte Scharteken den Kopf zerbrechen sollte, — und was man nicht weiß, macht einem nicht heiß; aber gestanden kann die Warte haben, so viel ist gewiß, und wenn Sie meinen, daß sie da gestanden hat, wo die Steine gelegen haben, bin ich auch derselbigen Meinung. Man müßte freilich nur öfter hingehen und recht tief graben, um so mehr, als vortreffliches Bier, kein bayersches, ganz in der Nähe zu haben ist."

„Sehen Sie mal, Herr Wirth! wenn ich so eine

Entdeckung mache, sind sie im Stande und nehmen mich in die alterthumsforschende Gesellschaft auf. Sie glauben gar nicht, wie wichtig es ist, daß man über die alte Geschichte Berlins recht ins Klare kommt."

„Nein, werther Mann, das glaube ich wirklich nicht, — denn was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz. Mir wäre mehr daran gelegen, wenn eine Neuigkeitsforschende Gesellschaft die Pflasterung des Vogtlandes erforschte, dann könnten die Stammgäste doch anständig zu Biere gehen, — aber was die Forschung betrifft, da können wir noch lange warten."

„Sie verstehen also nichts von der Alterthumsforschung, Herr Wirth? Wissen Sie denn nicht, daß in Berlin eine wahre Wuth ausgebrochen ist, Alterthümer zu forschen? Es ist nur leider nicht viel da, und einer sagt dem andern immer: Du hast Unrecht, Du verstehst nichts davon; aber es giebt gar kein herrlicheres Studium, als das Ehemalige, — wie es damals gewesen ist."

„Damals, Anno eins, wo der große Wind blies? — Na ja! Damals war hier im Vogtlande noch kein so gutes Bier zu haben, wie jetzt bei mir, und an das bayersche dachte noch kein Mensch!"

„Sie haben wohl noch nie etwas von Wilken gelesen?"

„Wenn er den Haus- und Garten-Kalender nicht schreibt, nein!"

„Oder von Küster, Buchholz, Mila, Klöden, Fidicin, Geppert, Friedländer?“

„Sind sämmtlich keine Stammgäste bei mir!“

„So? — Na, da wollen wir uns auch weiter in kein wissenschaftliches Gespräch über Archäologie einlassen. Erzählen Sie mir lieber, Herr Wirth, wie das mit den bei Ihrem Baue gefundenen alten Steinen zusammenhängt?“

„Ja, die sind alle wieder eingemauert worden, aber doch so, daß man sie sehen kann. Gerade unter den Bierfässern im Keller ist so eine Stelle, aber da können wir nicht eher heran, bis die Fässer leer sind. Wenn Sie also helfen, die Fässer recht bald leer zu machen, dann will ich Ihnen Steine zeigen, Steine so alt, daß es eine wahre Freude ist. Mein Vater war hier schon ansässig und stand lange auf Wartegeld. Vielleicht hat das einen Zusammenhang mit der Warte, die hier gewesen — sein kann. Was lange währt, wird gut! Eile mit Weile! Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel, sagt das Sprüchwort. Wenn Sie oft kommen, werther Mann, so wollen wir hier nach alten Steinen forschen, daß es eine wahre Freude ist! — Ja! Komme schon! — Die da draußen haben sich schon wieder durstig gekegelt. — Gleich!“

Der Wirth verließ das Zimmer, um seine Gäste im Garten zu bedienen. Unser Alterthumsforscher hatte sich erfrischt und wollte eben nach der Stadt zurückkehren, als er ein junges wohlgekleidetes Mädchen bemerkte, die von der Straße her in die Fenster hinein-

zusehen versuchte, dann zur Hausthür ging, schüchtern wieder umkehrte, abermals an das Fenster kam und nicht zu wissen schien, was sie thun sollte.

„Da ist sie! Was habe ich Dir gesagt, die ist pünktlich!“ sagte plötzlich eine der Personen, die im Halbdunkel an dem Wandtische gesessen, und Neumann sah einen schmutzigen, gemein gekleideten Kerl hinter der Bank hervorkommen, zum Fenster treten und an die Scheiben klopfen.

Sichtlich erschrak das Mädchen, kam aber, als jener sie vertraulich herein winkte, bis zur Thür, sah sich scheu nach allen Seiten um und trat endlich auf den Flur, wohin ihr der andere entgegen ging.

Der sonderbare Vorgang, daß ein so hübsches junges Mädchen, anscheinend den höhern Ständen angehörend, hier im Vogtlande mit einem verdächtig aussehenden Kerl verkehrte, fiel unserm alten Neumann auf, und gern hätte er gehört, was jene im Flur zusammen sprachen; aber als der Unbekannte das Zimmer verlassen hatte, waren drei andere Personen von jenem Wandtische ebenfalls aufgestanden und umringten mit ganz gleichgültigen Fragen: Wie viel Uhr es wohl sei? Ob ihm die Steine in der Tasche nicht zu schwer wären? und dergleichen den aufmerksam Lauschenden. Der laute Ton, in dem diese Fragen an ihn gerichtet wurden und das absichtliche Herandrängen der Fragenden selbst schien darauf berechnet, ihm das Belauschen der auf dem Flur Sprechenden unmöglich zu machen. Ihm wurde ängstlich zu Muthe

und er bereuete schon, hier eingetreten zu sein, als er durch die offen stehende Flurthür bemerkte, daß das junge Mädchen scheu die steil stehende Treppe zu den Dachzimmern hinaufging, wohin jener Kerl ihr folgte. Kaum sahen dies die andern, so hörte ihr Fragen auf, sie traten zurück und ließen den alten Neumann ungehindert durch den Flur auf die Straße.

Froh, aus dem dumpfigen Zimmer heraus und dieser unwillkommenen Gesellschaft entledigt zu sein, fiel es ihm aber noch zur rechten Zeit ein, daß er sein Bier noch nicht bezahlt. Er rief daher nach dem Garten hinaus den Wirth, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

„Wollen Sie schon wieder fort, werther Mann? Wollen Sie nicht ein wenig Garten-Vergnügen und Kegelschub genießen? Ist so ein schöner Abend! Mutter wird doch heute nicht schelten! — Wie wäre es denn noch mit einer recht frischen?"

„Danke! Habe noch weit in die Stadt hinein. — Hier ist das Geld für das Bier. Müssen aber wechseln. Habe nur einen Thalerschein bei mir!"

„Das wollen wir gleich besorgen! — Silbergroschen nehme ich genug ein, aber die Thalerscheine lassen sich hier im Vogtlande halten. Ist's nicht mit Scheffeln, so ist es doch mit Löffeln, wie das Sprüchwort sagt. — Da, werther Mann, — 25, — 26, — 27 und zwei Sechser."

„Wer mögen denn die Leute sein, die da eben

wieder in das Zimmer hinein gegangen sind? Wohnen die hier im Hause?"

„Die? — Nein! — Der eine davon hat sich gestern oben bei meinen Miethsleuten eine Schlafstelle gemiethet, und die Andern sind erst heute Abend zum erstenmale bei mir!"

„Also eine Schlafstelle? — Hm! — Haben Sie das junge hübsche Mädchen gesehen, die eben mit einem der Leute da die Treppe hinaufgegangen ist?"

„Mädchen? — Hinaufgegangen? — Was man nicht weiß, macht einem nicht heiß! — Meinetwegen können so viele Mädchen da oben hinaufgehen, wie nur wollen. So etwas sieht ein Wirth nie! — Wird wohl seine Liebste gewesen sein. — Ja! Komme gleich! — Was, eine Kühle? — Werde sie gleich entsöpseln!"

Damit lief der Wirth wieder in den Garten zurück und ließ den alten Neumann kopfschüttelnd vor dem Hause stehen. Es war ihm unerklärlich, was ein so junges und anständig aussehendes Mädchen um diese Stunde und in der elenden Dachkammer bei einem Menschen zu thun haben konnte, dem Gemeinheit und Rohheit aus den Augen sah. Es war ihm, als habe er sie schon früher gesehen, konnte sich aber nicht erinnern, wo und in welcher Umgebung. Obgleich sonst ziemlich gleichgültig gegen Alles, was seine gewohnte Hagestolzen-Bequemlichkeit oder die seit Kurzem gepflegte Leidenschaft der Alterthumsforschung hindern oder unterbrechen konnte, fühlte er doch hier eine Neugierde, die er gern befriedigt hätte, wenn es nicht zu

lange dauern und er dadurch einem mißbilligenden Blick seiner Haushälterin ausgesetzt würde.

Noch war die Dunkelheit des Herbstabends nicht ganz hereingebrochen. Ein trübes, flimmerndes Dämmerlicht ließ noch alle Gegenstände ziemlich genau erkennen, und so schlenderte der alte Rentier, Hagestolz und Alterthumsforscher in der Hoffnung vor dem Hause herum, jenes Mädchen bald herauskommen zu sehen, um sie näher zu betrachten. Das Haus hatte nur einen Stock und im Dache zeigten mehrere offene Fenster, daß die Dachwohnungen bewohnt waren. — Aus einem derselben hörte er hin und wieder die unterdrückte Stimme eines Mannes, der absichtlich leise aber drohend sprach, und das Schluchzen eines Mädchens. Das konnte keine andere sein, als die er hatte hinaufgehen sehen, und seine Verwunderung über das, was wohl zwischen den Beiden vorgehen könne, vermehrte sich in dem Maße, als er wohl einsah, daß von einem Liebesverständniß hier nicht die Rede sei. Eine Viertelstunde mochte es wohl gedauert haben, als eine Thür oben heftig zugeschlagen wurde und Tritte auf der Treppe dem Wartenden sagten, daß jene curiose Zusammenkunft nun wohl vorüber sei. So war es! — Scheu nach der Straße hinausblickend, steckte das Mädchen vom Flur aus den Kopf durch die Thür, trat dann rasch heraus, und ging, ohne sich umzusehen, auffallend schnell die Straße hinunter dem Rosenthaler Thore zu. Jedem Begegnenden wich sie schon von Weitem aus und wagte es kaum, vom Bo-

den aufzusehen, als schämte sie sich überhaupt hier gesehen zu werden.

Mit dem Erkennen war es also nichts; denn unterdessen war es schon ganz dunkel geworden. Dessenungeachtet folgte ihr der alte Neumann bis zum Thore, dann die Hamburger Straße hinauf bis zum Monbijouplatze, wo der Zufall wollte, daß ein Vorübergehender das junge Mädchen grüßte und er einen seiner Freunde in ihm erkannte. Ein Gruß setzt wenigstens Bekanntschaft voraus, also war sein Entschluß gefaßt, den Namen des Mädchens zu erfahren.

„Guten Abend, Freundchen, guten Abend! — Ei, ei! machen sie hier den Damen die Cour? Wenn das Ihre Frau wüßte!"

„I Papa Neumann, woher denn so spät! Das ist ja etwas ganz Ungewöhnliches, Sie um diese Zeit auf der Straße zu finden." —

„Habe einen archäologischen Spaziergang gemacht, Freundchen, und will eben nach Hause gehen. Wer war denn die junge Dame, die Sie grüßten?"

„Fräulein Müller, Marie Müller. Kennen Sie den Vater nicht? Hatte früher ein Banquiergeschäft in Bremen, lebt aber jetzt von seinem Gelde. Das schöne große Haus in der Behrenstraße gehört ihm. Das wäre so ein Parthiechen, wenn unser eins jung wäre." —

„Also doch aus gutem Hause? — Hören Sie, Freundchen, wenn das ist, so hat das Frauenzimmer ganz absonderliche Neigungen und Bekanntschaften, von

denen der Vater wahrscheinlich nicht viel weiß. — Bin ihr da eben in recht aparter Gesellschaft begegnet. — Ei ei, was man nicht Alles erlebt!“ —

„O erzählen Sie doch, Papa Neumann!“ —

„Den Henker auch. — Man weiß nicht, was man dadurch für Unheil stiften könnte. Also Fräulein Müller, Marie Müller? — Den Namen muß ich mir doch merken. Guten Abend, Freundchen, guten Abend. Sehen wir uns morgen in der Ressource?“ —

„Versteht sich! Werde doch bei unserer Sitzung nicht fehlen. Adieu Papachen! — Aber morgen müssen Sie mir auch erzählen, was es mit der aparten Gesellschaft für eine Bewandniß hat, in der sie Demoiselle Müller gesehen. Was das hier für ein heillos enger Durchgang bei Monbijou ist. — Da sollte nur ein Civis oder ein Unus pro multis mal etwas in die Zeitung setzen, eher wird der Skandal doch nicht besser. Guten Abend!“

Bedenklich schüttelte unser Rentier den Kopf, als er weiter ging, um durch die Burg- und Heiligegeiststraße in seine Wohnung zu kommen. Sonst ziemlich gleichgültig gegen Alles, was ihn nichts anging, konnte er den Gedanken nicht los werden, was das junge hübsche, und wie er nun wußte, auch reiche Mädchen, mit jenem verdächtigen Kerl zu verkehren habe? Theils Theilnahme an dem Vater, der aller Wahrscheinlichkeit nach von ihr hintergangen wurde, theils Neugierde, zu erfahren, was sie wohl veranlaßt haben konnte, einen so auffallenden Schritt zu thun, ließ ihn überle-

gen, ob er nicht ihre Familie warnen, oder sie selbst wenigstens aufmerksam machen solle, daß man sie bemerkt, daß man um ihre heimlichen Gänge wisse. Freilich konnte er dadurch eben so gut das Glück einer Familie vernichten, als vielleicht die gestörte Ruhe wieder herstellen. Aber los wurde er den Gedanken nicht! — Zerstreut und selbst seines kostbaren Fundes kaum gedenkend, kam er nach Hause. — Es war spät geworden und der gefürchtete, mißbilligende Blick seiner Haushälterin mußte muthig ausgehalten werden. So sehr es ihn drängte, das, was er gesehen, seiner einzigen Vertrauten mitzutheilen, so bedachte er doch, daß eine solche Mittheilung die traurigsten Folgen für das arme Mädchen haben konnte, und glücklicher Weise hinderte heute das gewohnte Maulen jede Vertraulichkeit. Neumann wußte schon, daß ein solches Maulen unabänderlich bis zum andern Morgen fortdauerte. Er schritt daher zu seinem gewöhnlichen Manöver in dergleichen Fällen und rief, nachdem er die Steine sorgfältig bei Seite gepackt: —

„Hausschlüssel!“ —

„Wollen der Herr Neumann also wieder ausgehen!“ —

„Ja! — Hausschlüssel!“ —

„Hier, Herr Neumann!“ —

„Ueberschuhe!“ —

„Werden der Herr Neumann lange bleiben?“

„Weiß nicht! Ueberschuhe!“

„Hier, Herr Neumann!“ —

„Wo ist denn mein Parapluie? — Warum steht denn der nicht an seiner richtigen Stelle?“

„Muß sehr bitten, daß mich Herr Neumann nicht so anfahren; eine alte treue Dienerin, die schon zwei und dreißig Jahre im Hause ist, verdient dergleichen nicht.“ —

„Ich fahre nicht an; ich frage blos, warum der Parapluie nicht auf der richtigen Stelle steht?“ —

„Weil er ausgebessert wird.“ —

„So! Meine Mütze mit den Ohren!“ —

„Werden der Herr Neumann lange bleiben?“

„Könnte wohl kommen. Meine Mütze muß ich bitten!“

„Hier! — Wenn nun Jemand kommt und fragt nach dem Herrn Neumann, soll ich dem nicht sagen, wo der Herr Neumann zu finden sind?“ —

„Sagen Sie nur, Sie wüßten es nicht.“ —

„Muß sehr bitten, daß mich der Herr Neumann nicht wie eine Dienstmagd behandeln. Ich kann nichts dafür, wenn der Herr Neumann so spät zu Hause kommen und dann übler Laune sind.“

„Guten Abend!“ —

„Und mich anfahren, die ich schon so lange hier im Hause bin. —

„Guten Abend! Leuchten!“ —

„Aber wenn der Herr Neumann sich in später Nacht erkälten werden, dann —“

„Guten Abend!“

Damit war er zur Thür hinaus und stolperte

lieber im Dunkeln die Treppe hinunter, als daß er länger auf das Leuchten seiner Haushälterin gewartet. Stolz, sich als Mann und Hausherr gezeigt zu haben, bedauerte er doch im Stillen das arme Dienstmädchen, die nun bis zum zu Bette gehen den ganzen Zorn der beleidigten Haushälterin aller Wahrscheinlichkeit nach über sich ergehen lassen mußte.

Der Abend war wunderschön hereingebrochen. Ein helles durchsichtiges Mondlicht lagerte sich über der noch geschäftigen Stadt und ließ auf der einen Seite die langen Häuserreihen in fast strahlender Beleuchtung erscheinen, während auf der gegenüberliegenden der breite Schatten um so dunkler hervortrat. Nur wenige schneeweiße Wölkchen zogen an dem tiefblauen Himmel vorüber. Ein Luftzug trug die Klänge des Glockenspieles der Parochialkirche über die Straßen fort, und trotz der durch das schöne Wetter angelockten Menge von Spaziergängern und der dadurch hervorgerufenen Bewegung drängte sich dem Beschauer überall das Bild der Ruhe, Heimlichkeit und Behaglichkeit auf. Neumann war eigentlich in Verlegenheit, wo er seinen Abend zubringen sollte, da er Montags gewöhnlich eine bekannte Familie zu besuchen pflegte, die aber gerade auf einige Zeit verreist war. Wie alle alte Hagestolzen, war er ein Sklave seiner Gewohnheiten und nur mit Widerstreben zu einer Aenderung in der Eintheilung seiner Zeit zu bringen. Obgleich auf allen Seiten ihn die erleuchteten Fenster großer Restaurationen und Caffeehäuser einluden, fiel es ihm

nicht im Entferntesten ein, auch einmal dort eintreten zu können, und er beschloß endlich nach langem Ueberlegen, in seine Tabagie auf den Nicolaikirchhof zu gehen, bei dem berühmten „zahmen Wolf," dessen Kottbusser Bier seit langen Jahren als das Beste dieser Art in ganz Berlin bekannt war. Sonst pflegte er nur Mittwochs und Sonnabends dort zu erscheinen, und es galt daher, einen Vorwand zu erfinden, um den zu erwartenden Fragen der übrigen Stammgäste ausweichen oder ihnen ohne Verletzung seiner häuslichen Würde begegnen zu können. Das beste Mittel schien ihm, große Wäsche in seinem Hause vorzugeben; denn er wußte, daß er damit jedem Manne aus der Seele spreche und große Wäsche allerdings eine Begebenheit ist, vor der selbst die mächtigste Autorität des Mannes scheu die Segel streicht. —

Ganz vergnügt, einen so trefflichen Grund für sein ungewöhnliches Erscheinen gefunden zu haben, vertiefte er sich in Nachdenken, warum denn eigentlich alle Frauenzimmer die große Wäsche mit solchem Enthusiasmus treiben; denn seit er Alterthumsforscher geworden war, beschäftigte er sich auch mit Logik und Philosophie, wenigstens dem, was er so nannte.

„Das Weib," raisonnirte er, „als der schwächere Theil der Schöpfung," ist von der Natur nicht eigentlich für eine geordnete Thätigkeit bestimmt, daher ihr auch der Mann im Schaffen und Hervorbringen überlegen ist. Trotz ihres Widerspruchsgeistes erkennt sie doch stillschweigend sogar in denjenigen Dingen, welche

Frauenzimmer gewöhnlich treiben, die Superiorität des Mannes an. Will sie ein Kleid besonders gut gemacht haben, wendet sie sich nicht an eine Schneidermamsell, sondern an einen Damenschneider; will sie ein Gericht mit Nachdenken gekocht haben, erholt sie sich Rathes bei einem Koche; kommt es darauf an, in gefährlichen Fällen zu entscheiden, so muß der Accoucheur an die Stelle der Hebeamme treten, kurz überall wendet sie selbst in letzter Instanz sich an das Besserwissen und Besserverstehen des Mannes. Nur bei der Wäsche steht sie groß, erhaben und unerreicht da. — Waschen und Scheuern fällt keinem Manne auch nur im Entferntesten ein. Weil nun das Weib sich hier frei von jeder Autorität, unantastbar in ihrem Schalten und Walten, auf schwindelnder Höhe über dem Streben und Können des Mannes fühlt, — darum hat sie so gern große Wäsche. Bravo Neumann, rief er sich selbst im Stillen Beifall — das ist eine philosophische Erörterung, die alle Stammgäste —"

„Mörder! Räuber! Mord! Mord!"

„Wo? wo?" riefen alle Vorübergehenden, als dieser Schreckensruf plötzlich an der Ecke der Eiergasse und des Molkenmarktes ertönte und unsern Neumann in seinen philosophischen Erörterungen unterbrach.

„Der alte Friedberg ist ermordet worden. — Hier in der Spandauerstraße Nr. 43 im Hinterhause, das auf die Eiergasse geht. Eine ganze Bande soll es gewesen sein. — Wo wohnt denn der nächste Arzt?" —

„Hier in der Stralauer Straße Nr. 31 wohnt

der Chirurgus Kreilig — das ist ein geschickter Mann. Wenn doch einer gleich hinlaufen wollte."

„Doktor Joël wohnt noch näher. Hier gleich neben an, Nr. 45." —

„Wer weiß, ob die zu Hause sind. Ich werde derweilen den Doktor Rungenstab holen, der wohnt in der Papenstraße und ist zu Hause; ich habe eben Licht in seinem Fenster gesehen."

„Aber um Gottes Willen, wie ist denn das zugegangen? So ein freundliches altes Männchen, wie der Friedberg. Die schändlichen Menschen!" —

„Ist denn noch Keiner nach der Polizei gelaufen?" —

„Die wird wohl erst kommen, wenn Alles vorbei ist — das kennt man schon."

„Sind denn die Mörder schon heraus? Wer ist es denn gewesen?"

„Es war ja nur einer."

„Gott bewahre, eine ganze Bande ist es gewesen!" —

„Mir hat ja der Arbeitsmann Hause die ganze Geschichte selbst erzählt, und der hat geholfen den alten Mann zu Bette bringen, der wird es also doch wissen." —

„Also nur einer? — Warum hat er denn aber den alten Mann ermordet?" — .

„Ja, das weiß man nicht." — —

Neumann, erschreckt von dem plötzlichen Hülferufen, war wie gebannt auf einer Stelle stehen geblie-

ben, hatte sich dann den einzelnen Gruppen Neugieriger genähert, welche sich um den Eingang des Hauses drängten, und Jeden, der herauskam oder hineinging, mit Fragen bestürmten, und erfuhr nun nach und nach Folgendes.

Der ein und sechzig Jahr alte Pfandleiher Moritz Friedberg, dessen Wohnhaus in der Spandauer Straße lag, während das Geschäftslokal der Pfandleihe sich in dem Hinterhause befand, welches auf die Eiergasse herausging, hatte vor einigen Tagen von einem jungen, ihm unbekannten Menschen eine silberne Taschenuhr zum Versatz angenommen. Vor einer Viertelstunde war derselbe junge Mensch in seine Wohnung im Vorderhause gekommen, hatte ihn durch das Dienstmädchen Friederike Möwes herausrufen lassen und ihn gebeten, die Uhr wieder einlösen zu dürfen. Unwillig, wegen einer solchen Kleinigkeit gestört zu werden, schlug der alte Friedberg es ab, da die Pfandleihe schon geschlossen sei und er deswegen nicht zwei Treppen heruntersteigen wolle. Auf seine Weisung, am Tage wiederzukommen, bat der junge Mensch aber so dringend um sofortige Einlösung der Uhr, daß Friedberg sich dazu entschloß, besonders als jener anführte, daß er bis Abends acht Uhr bei seinem Meister arbeiten müsse und also nicht früher habe kommen können. Nachdem er die Schlüssel und ein Licht auf schwerem messingenen Leuchter genommen, stieg er mit dem Unbekannten ganz allein die Treppe hinunter und ging in die Pfandleihe. Während er hier den

Kasten aufzog, um die verlangte Uhr herauszuholen, die Nummer derselben mit der Nummer auf dem dargereichten Pfandschein verglich und sich gebückt dem Licht näherte, erhielt er plötzlich einen heftigen Schlag mit einem schweren eisernen Instrumente über den Hinterkopf, worauf das Licht erlosch, er betäubt und besinnungslos neben dem Schreibpulte zu Boden stürzte und nun hintereinander noch mehrere eben so heftige und schmetternde Schläge über den Kopf bekam. In der Todesangst schrie er um Hülfe, kam bald darauf wieder etwas zur Besinnung, schleppte sich hinter dem engen Ladentisch hervor und versuchte die Ladenthür seiner Pfandleihe, die nach dem Nikolaikirchhofe hinausführt, zu öffnen. Wiederholt rief er nach Hülfe: Mörder! Räuber! bis er höchst geschwächt zu Boden sank und in diesem hülflosen Zustande von seiner Tochter Johanna und dem Dienstmädchen gefunden wurde. Gleichzeitig waren der Maler Rathmann, der Arbeitsmann Hause, der Student Wetzholz und der Postbote Schmidt, sämmtlich Einwohner des Hauses, herbeigeeilt und hatten ihn in seiner Wohnung zu Bette gebracht, wo die schon genannten Aerzte sofort den ersten Verband anlegten.

Unterdessen waren aus dem gegenüberliegenden Stadtvoigteigebäude bereits Polizeibeamte gekommen, welche das Local besichtigten und sich überall im Hause erkundigten, ob keiner der Familie oder deren Hausgenossen irgend einen Verdacht habe, wer wohl der Thäter sein könne. Niemand wußte aber auch nur das

Geringste anzugeben, und obgleich noch bis spät in die Nacht Gruppen Neugieriger vor dem Hause versammelt blieben, so ermittelte sich doch nichts, was diesen grauenvollen Mord an einem wehrlosen alten Manne erklären konnte.

Neumann hatte vor Schreck über diese Begebenheit alle seine stolzen Gedanken von hausherrlicher Autorität aufgegeben, konnte die Befürchtung nicht los werden, daß auch ihm einmal in seiner Wohnung ein solcher Mörder einen Besuch machen könne, dachte mit keiner Sylbe mehr an die Stammgäste auf dem Nikolaikirchhof und die vortreffliche philosophische Deduction von der Superiorität des Mannes, sondern ging, als er aus den verschiedenen Erzählungen sich ungefähr das Wahre zusammengesetzt, schnurstraks nach Hause, wo ihn seine Haushälterin erstaunt, aber mit triumphirendem Lächeln eintreten sah, ohne daß es des Hausschlüssels bedurft hätte. —

„Kommen ja recht zeitig wieder zu Hause, der Herr Neumann?“ —

„Ich wollte, ich wäre gar nicht ausgegangen. Sagen Sie mal, Frau Dorothee, es wird doch Abends immer der Entrée gut verschlossen, wenn ich weg bin?“ —

„Ei gewiß. — Zweimal herum und auch der Riegel vorgeschoben.“ —

„Werde doch noch eine Vorlegestange an die Hinterthür machen lassen. Da haben sie heute einen alten Mann ermordet — in der Spandauer Straße.“ —

„Ach du gerechte Güte! — So was lebt nicht! — Wer ist es denn gewesen?“ —

„Das wird Dunker schon herauskriegen, dafür ist mir gar nicht bange. Aber was hat der alte Friedberg davon, wenn sie den Mörder auch bekommen. Drum, Frau Dorothee, nie die Thür eher aufmachen, bis man weiß, wer da ist. — Es wäre doch schrecklich, wenn uns einmal so ein Mörder ins Zimmer käme!“ —

„Oh, ich müßte den Tod haben!“ —

„Ja, das könnte wirklich so kommen. Ich wollte erst zu Biere gehen — das heißt dahin, wo die Leute nicht maulen und mukschen, wie gewisse Leute, aber die Alteration ist mir in alle Glieder gefahren, ich will Thee trinken und zu Bette gehen. Muß mir so etwas auch passiren! Ich sage doch!“ —

Natürlich mußte Neumann Alles, was er gehört, haarklein erzählen. Ueber die ungewöhnliche Begebenheit hatten Beide vergessen, daß sie eigentlich mit einander maulten, und als Frau Dorothee das Theeservis abräumte, klang das: „Wünsch dem Herrn Neumann eine geruhsame Nacht!“ ganz wie sonst, wenn tiefer Friede im Hausstande herrschte.

Der in seiner gewöhnlichen Behaglichkeit heute verstörte Rentier sah erst selbst alle Thüren nach, ob sie gut verschlossen waren, machte sich dann sein Abendpfeifchen zurecht und holte sich ein kleines in Schweinsleder gebundenes Buch aus dem Schranke, in dem er eine ganze Sammlung von Werken über die Geschichte

Berlins und der Marken stehen hatte, las darin, bis er die Augen nicht mehr aufbehalten konnte und ging dann zu Bette. Es war ein Buch in Quarto und hatte den Titel:

Umständliche Nachricht
von dem erschrecklichen Brande
in der
Königlichen Residenzstadt Berlin,
durch welchen in der Nacht zwischen dem zweiten und dritten Pfingstsonntage dieses 1730sten Jahres nicht nur der an der St. petri Kirchen neuerbaute und bald fertige, aber mit seinem völligen Gerüste noch versehene

Hohe Thurm

Nachdem der Blitz ihn dreimal nacheinander gerührt und entzündet hatte, sondern auch die Kirche, das Gymnasium, zwei Prediger und mehr als vierzig andere Häuser innerhalb vier Stunden in einen Stein- und Aschenhaufen sind verwandelt worden.

Nebst einer Beschreibung gedachter Kirchen.
Mit verschiedenen Kupfern versehen und
herausgegeben von
Johann Gustav Reinbeck
Consistorial-Rath, Probst und Inspector.
BERLIN bey Johann Andreas Rüdiger,
Königl. privilegirten Buchhändler. 1730.

Und wahrlich, wer dieses jetzt selten gewordene Buch kennt, wird glauben, daß Neumann trotz seiner Neigung zur Alterthumsforschung bald die Augen nicht mehr aufhalten konnte.

II.

„Hat meine Tochter schon Toilette gemacht?“ fragte am Vormittage des andern Tages der reiche Herr Müller den Bedienten, als der junge Waldemar von Queiß sich melden ließ.

„Fräulein Marie ist schon ausgegangen, hat aber hinterlassen, daß sie bald wieder nach Hause kommen würde.“

„So sage meiner Tochter, wenn sie wieder da ist, daß sie doch zu mir herüber kommen soll. — Herr von Queiß wird mir sehr angenehm sein. — Bestelle Chocolade und hole eine Flasche von der Liebfrauenmilch herauf, die ich vorgestern bekommen. Wenn ich klingle, bringst Du beides!“ —

„Ah, sieh da, mein lieber junger Freund! Hübsch von Ihnen, daß Sie schon so früh kommen. Legen Sie ab!“ so begrüßte der Hausherr den eintretenden jungen Mann. „Wie ist's mit einer Cigarre? Ich habe wieder eine vortreffliche Sorte bekommen, **Cañones Regalia**, vortrefflich gewickelt und feinstes Blatt aus der Havanna.“

„Bei Ihnen ist man stets gewohnt, das Beste jeder Art zu finden. Aber wissen Sie wohl, daß man sich in Ihren Pracht-Zimmern ordentlich genirt, zu rauchen?“

„Bitte, bitte, Pracht-Zimmer? Keineswegs! Nur behaglich, bürgerlich, **comfortable**! — aber freilich alles ausgesucht, nicht ohne Geschmack zusammengestellt.

Wie gefällt Ihnen diese Doppel-Causeuse? Erst gestern im Diorama gekauft."

„Vortrefflich! In ganz Berlin habe ich noch keine solche gesehen!"

„Das versteht sich! Dann würde ich sie auch nicht gekauft haben. Prinz August wollte sie haben, aber ich habe sie gleich mit Beschlag belegt."

„Wohl sehr theuer?"

„15 Louisd'or! Was will das sagen! — Nun habe ich doch auch etwas, was die andern nicht haben. Nun, was giebt's Neues, Dueißchen? Waren Sie gestern Abend im Theater? Ich konnte nicht. War als Gast in die geographische Gesellschaft eingeführt. Ausgezeichnet feine Gesellschaft da!"

„Fräulein Marie war auch nicht in ihrer Loge. Ich habe mich überall nach ihr umgesehen."

„Was wurde denn gegeben?"

„Der Seeräuber, das neue Ballet von Taglioni."

„Schade, daß ich nicht konnte! — Wissen Sie wohl, daß das Ballet der großen Oper in Paris eigentlich gar keinen Vergleich gegen das Berliner aushält? Voriges Jahr habe ich erst gesehen, wie es dort zugeht. Oeffentlich darf man das nicht sagen, aber bei Ihnen nehme ich kein Blatt vor den Mund. Sie sollten einmal einen großen Korrespondenz-Artikel darüber schreiben. Wenn Sie so etwas sagen, hat das gleich Gewicht."

„Glauben Sie?"

„Versteht sich! Wenn Sie auch Ihren Namen

nicht unter Ihre Artikel schreiben, man kennt Sie doch heraus. Ich beneide Sie recht um Ihr Talent. Sehen Sie nur, kaufen kann man so etwas nicht, sonst hätte ich es mir schon längst zugelegt. Es freut mich immer, wenn sie sich bei Stehely den Kopf zerbrechen, wer das wieder geschrieben haben kann. Natürlich mache ich immer ein vielsagendes Gesicht, daß sie wohl merken können, ich weiß, wer die starken Artikel schreibt, und wenn ich Ihnen nicht mein Wort gegeben hätte, es nicht auszuplaudern, die Welt wüßte es längst."

„Sie kennen die Gründe, die mich einstweilen noch zur Anonymität zwingen. — Die Cigarre ist wirklich vortrefflich!"

„Nicht wahr? Nun Sie eine angeraucht haben, kann ich Ihnen auch sagen, daß sie mich 80 Thaler kosten."

„Doch immer gentil, immer comme il faut, Herr Müller!"

„Sie sagen das mit einem so sonderbaren Lächeln. Es ist wohl nicht recht von mir gewesen, das ich vom Preise gesprochen?"

„Nicht doch! Sie haben den Preis ja erst genannt, als die Cigarre schon angeraucht war."

„So? Na, das ist mir wirklich lieb! Denn sehen Sie nur, theures Dueißchen, mit der ehrlichsten und besten Meinung von der Welt stoße ich doch hin und wieder bei unserer haute volée an. Ich möchte allen Menschen Freude machen, ihnen nur Liebes und Gutes thun, aber die feinen Leute sehen wahrhaftig we-

niger auf das, was man ihnen giebt, als wie man es ihnen giebt."

„Niemand weiß beſſer als ich, welch einen vortrefflichen Charakter Sie bei jeder Gelegenheit bethätigen; aber freilich, die kleinen Eigenthümlichkeiten der höhern Stände, dieſe petit riens im geſellſchaftlichen Umgange —"

„Lernt man nicht, wenn man den größten Theil ſeines Lebens nur mit Eifer auf den Erwerb gedacht hat, wollen Sie ſagen. Ja, da haben Sie leider Recht. In Bremen hatte ich mein Haus und mein Landgut, ging mit Niemand um, kannte nur mein Comptoir, kam Mittags auf die Börſe und machte höchſtens einmal einen Spaziergang auf den Wall. Ein ſolches Leben iſt ganz gut, ſo lange man noch erwerben muß, aber wenn man nun erworben hat und ſein paar Jährchen im Alter noch genießen will, da fühlt man ſich plötzlich ſo ungeſchickt und unbeholfen, möchte allen feinen Leuten die Kunſt ablernen, ſich gegenſeitig das Leben angenehm zu machen, macht alles Mögliche mit, aber immer fehlt einem etwas, und das Schlimmſte dabei iſt, wenn ich es am ehrlichſten und herzlichſten meine, komme ich mir am Ungeſchickteſten vor, wenigſtens laſſen es mich dann die Leute am Meiſten merken."

„Das liegt wohl nur darin, daß Jeder glaubt, Sie möchten nur geben, um zu zeigen, daß Sie genug haben, um geben zu können."

„Gott iſt mein Zeuge, daß das gewiß nicht meine

Absicht ist. Mir selbst mache ich blutwenig Freude mit all den Dingen, die mich umgeben. Sehen Sie nur da mein Rococo-Zimmer. Glauben Sie, daß ich all die geschnörkelten und verdrehten Möbel hübsch finde, daß mir die Uhren und Porzellan-Figuren, die Ecktische mit drei Füßen und die altmodischen Wandleuchter Spaß machen? Aufrichtig gesagt, ich finde die ganze Rococo-Mode verrückt; aber wenn Jemand zu mir kommt, freut es ihn doch, daß ich auch ein Zimmer voll dergleichen Zeugs habe, und dann muß ich doch meine Marie so modern als möglich umgeben, denn das Mädchen ist ein Engel und verdient gewiß das beste Loos von der Welt."

„Ihre Tochter ist wirklich eines der vollendetsten weiblichen Wesen, die ich je kennen gelernt."

„Das freut mich, Queißchen, das freut mich. Sehen Sie, mich macht nichts in der Welt so glücklich, als wenn man mein Kind lobt. Ich sollte das vielleicht nicht sagen, weil Vaterliebe gewöhnlich für blind gehalten wird, aber weiß es Gott, das Herz geht mir gleich über, wenn man von ihr spricht. Wenn ich sie nur einmal wieder so recht von ganzem Herzen froh sehen könnte, wie sie früher war. Das melancholische Wesen ist ihr erst seit anderthalb Jahren wie angeflogen. Es ist zwar gegen den guten Ton, recht ausgelassen lustig zu sein, indessen mit mir und im Hause würde es doch nicht schaden."

„Vielleicht hat eine Neigung, ein Jugend-Eindruck, eine erste Liebe Fräulein Marie ernster, nach-

denkender gemacht. Ich gestehe Ihnen, werther Freund, daß ich den Gedanken nicht los werden kann, die eigenthümliche Scheu und Befangenheit Mariens sei eine Folge vielleicht unerwiederter, vielleicht getäuschter Neigung."

„Gott bewahre! Das hätte mein Kind mir gewiß gesagt!"

„In dergleichen Angelegenheiten ist der Vater gewöhnlich der letzte Vertraute der Tochter."

„Hören Sie mal, Dueißchen, da haben Sie Recht. Meine Frau hat damals auch ihren Eltern nicht eher etwas gesagt, bis wir beide schon ganz einig waren. Aber nein, nein! Ich würde doch etwas bemerkt haben."

„Warum entzieht sie sich aber so scheu jeder Huldigung eines Mannes; warum heirathet sie nicht?"

„Ja, warum heirathet sie nicht? — Das habe ich mich auch schon oft gefragt, aber mit Marie habe ich doch bis jetzt noch nicht über so ein Thema gesprochen. Denn eigentlich denke ich mit Schrecken an den Augenblick, wo die Liebe zu einem Manne unser so zutrauliches und glückliches Verhältniß stören könnte."

„Könnte Ihr Schwiegersohn nicht ein Haus mit dem Ihrigen bilden?"

„Ja wohl, reich bin ich genug dazu, einen Schwiegersohn anständig zu ernähren. Ja so, — ich soll ja nicht von meinem Reichthum sprechen, und Niemand anständig ernähren wollen."

„Wie müßte denn zum Beispiel Ihr Schwieger-

sohn beschaffen sein, wenn Sie ihm ihre Einwilligung mit freudiger Zuversicht auf das Glück Mariens und die eigene künftige Behaglichkeit geben sollten?"

„Das will ich Ihnen sagen, Queißchen; aber erst trinken Sie ein Glas Rheinwein oder eine Tasse Chokolade mit mir. Ich brauche nur zu klingeln. So! Wilhelm bring' uns mal, was ich Dir vorhin gesagt habe. — Also wie mein künftiger Schwiegersohn aussehen soll? Erstens wäre es mir lieb, wenn er von Adel wäre, und wie sich von selbst versteht, eine adliche Erziehung genossen hätte, denn das sehe ich nun wohl ein, der Anstand und der feine Ton muß schon von Jugend auf geübt sein, wenn er recht kleiden soll."

„Also von Adel?"

„Ja! das heißt, wenn Marie lieber einen Bürgerlichen nähme, wäre es mir auch recht. Dann müßte er nicht viel Geld haben, damit ich ihn so recht glücklich und zufrieden machen könnte. Dann müßte er irgend ein Talent für Kunst und Wissenschaft und schon seine Jugendstreiche hinter sich haben. Noch eins! Seine Verwandtschaft müßte nicht groß sein, denn ich habe immer erlebt, daß verschwägerte Familien sich nicht gut zusammen vertragen."

„Und das wäre Alles, was Sie von Ihrem Schwiegersohne verlangten?"

„Alles! Und nicht wahr, das ist nicht unbillig? Vorausgesetzt nämlich, daß meine Marie ihn auch wollte."

„Fällt es Ihnen gar nicht auf, werther Freund,

daß Ihre ganze Beschreibung auf mich paßt, daß ich Alles das bin und habe, Alles das nicht habe und bin, was Sie verlangen?"

„Ih? — Wahrhaftig Queißchen, das trifft ja bei Ihnen haarklein zu. — Sonderbar! — Stoßen Sie an, Freundchen, Sie sind ein prächtiger Kerl!"

„Wenn ich nun bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter anhielte?"

„Dann kriegten Sie sie unbedingt, notabene, wenn Marie will. — Sagen Sie einmal, ist das Spaß oder Ernst?"

„Das darf ich in meiner Stellung Ihnen gegenüber nicht eher sagen, als bis ich weiß, ob die Gewährung Ihnen Ernst oder Spaß sein würde."

„Den Henker auch würde es Spaß sein! — Sie sind der einzige junge Mann in unserer ganzen Bekanntschaft, mit dem ich ein Wort von der Leber weg sprechen kann, — aber daß Sie kein Geld haben, das wußte ich bis jetzt nicht. Sie sind doch immer sehr noble gekleidet, machen alle Gesellschaften mit, haben noch nie etwas von mir leihen wollen."

„Was ich besitze, habe ich erworben. Mein Vermögen ist der Beruf, den ich als Schriftsteller erfülle."

„Also nicht umsonst schreiben Sie das Alles? — Desto besser! Da ist Halt und Dauer darin!"

„Also?" —

„Also — ja! und von Herzen ja, wenn Marie will, denn ein vernünftiger Vater läßt seiner Tochter darin freie Wahl."

„Nun, so darf ich Ihnen sagen, daß Ihr Ja mich sehr glücklich macht. Ich liebe Ihre Tochter mit der ganzen Kraft meiner Seele seit dem ersten Augenblicke, wo Sie mir den Besuch Ihres Hauses verstatteten, liebe sie aufrichtig und wahr, obgleich ich nie gewagt, ihr meine Gefühle zu gestehen. Dem Geldstolze des reichen Lebemanns gegenüber wollte der arme Adeliche sich schon beim Erwachen dieser Liebe zurückziehen, aber ich lernte Sie näher kennen, verehrter Freund, und schöpfte Hoffnung. Doch spreche ich meine Werbung um die Hand Ihrer Tochter nur unter einer Bedingung aus, die Sie der Leidenschaft des Liebenden zu Gute halten müssen."

„Bedingung? — Soll ich Ihnen das einstige Vermögen meiner Tochter gleich bei der Hochzeit auszahlen? — Von Herzen gern. Ihr werdet mich nicht darben lassen."

„Nicht das! — Nicht solcher Art ist meine Bedingung. Der Zufall wollte, daß ich heute schon einmal gegen Sie meine Befürchtung ausgesprochen, Ihre Tochter könne eine Neigung in ihrem Herzen, oder sie früher gefühlt haben, durch welche mir die wunderbare Schwermuth ihres ganzen Wesens erklärt würde. Nur wenn ich gewiß sein dürfte, Wahrheit, volle Wahrheit darüber von ihr zu erhalten, halte ich als ehrlicher Mann um ihre Hand an. Nur wenn ich, entschuldigen Sie das vielleicht hart klingende Wort, ihr als Gatte nichts zu verzeihen habe, sie nichts zu vergessen braucht, um meine innige Liebe zu erwiedern, bin ich

entschlossen, das Glück meines Lebens aus Ihren Händen zu empfangen."

„Was das für Sachen sind, Queißchen. Das klingt ja beinahe, als wenn Sie meiner Marie nicht recht trauten? — Ich stehe Ihnen dafür! —"

„Sie haben befohlen, lieber Vater!" unterbrach in diesem Augenblick die ins Zimmer tretende Marie das Gespräch, begrüßte leicht erröthend den befangenen jungen Mann, legte Hut und Shawl ab und erschien in der gerade in diesem Jahr neuesten, ungemein kleidenden Mode einer Palatine, welche in eleganter reicher Form den junonischen Körper umschloß. Sie war in diesem Augenblicke doppelt schön. Der sonst alabasterweiße Teint ihres Gesichtes war von diesem Ausgange leicht geröthet, die dunklen Locken in reizender Unordnung und das Auge lebhafter, erregter als gewöhnlich.

„Komm her, Marie! — Du kommst uns gerade zur rechten Zeit. Hast Du Lust zum Heirathen?"

„Welche sonderbare Frage, lieber Vater?"

„Sonderbar hin, sonderbar her! Du bist 19 Jahr, also wird es nach und nach Zeit, daran zu denken. Was meinst Du, wenn ich einen Bräutigam für Dich in petto hätte —?"

„Erlauben Sie, daß ich mich entferne, werther Freund!" unterbrach, verlegen nach Hut und Stock greifend, Herr von Queiß die Frage des Vaters.

„Nichts da! Nicht fortgelaufen! Hübsch hiergeblieben, Queißchen. Wir wollen gleich ins Klare kom-

men. Nun Marie, wie ist es? Hast Du Lust, eine gnädige Frau zu werden?"

„Mein Vater!" —

„Thue mir den einzigen Gefallen, Kind, und ziere Dich nicht. Du bist ein so vernünftiges Mädchen, daß man bei Dir nicht lange Umschweife zu machen braucht. — Ein junger Mann bewirbt sich um Deine Hand. Er liebt Dich schon lange. Meine Zustimmung hat er unbedingt, und da er selbst nur eine Bedingung daran knüpft, die ich mit Zuversicht glaubte für Dich beantworten zu können, so fehlt nichts als Deine Einwilligung." —

„Wie kann ich ohne —"

„Ohne zu wissen, wer der Bewerber ist, einwilligen, willst Du sagen. Da hast Du Recht. — Uebrigens sehe ich schon, daß wir so nicht zu Ende kommen. Wißt Ihr was, Kinderchen, ich lasse Euch Beide allein, da macht es selber mit einander aus. Ich will, unser Queiß da will auch, also ist Alles in der schönsten Ordnung. Adieu, Kinderchen! Adieu! Ich gehe hinüber in Dein Zimmer, Marie, — und warte, bis Du mich rufst." —

Mit diesen Worten war der Vater auch schon zur Thür hinaus, nachdem er seine Tochter auf die Stirne geküßt, sich seelenvergnügt die Hände gerieben und dem verlegenen Queiß vertraulich die Backen geklopft.

In eigenthümlicher Lage blieben beide junge Leute zurück. Der Vater hatte es zwar nicht deutlich aus-

gesprochen, daß Queiß selbst sich um Mariens Hand beworben, aber der ganze Vorgang war so unzweifelhaft durch ihn herbeigeführt, daß Marie sich ihm gegenüber in der peinlichsten Verlegenheit befand. — Sie hatte zwar von dem ersten Augenblick an, wo er von dem Vater ihr als Freund des Hauses vorgestellt worden war, seine Theilnahme bemerkt, aber nie hatte er sich ausgesprochen, nie sich ihr mehr genähert, als die Form gesellschaftlichen Umganges es gestattete, daher war sie so überrascht von der plötzlichen Erklärung des Vaters und wußte nicht, wie sie sich benehmen sollte. Ihr Auge wurzelte auf dem Boden, ihre Wangen waren wie mit Blut übergossen und verlegen blätterte sie in einem englischen Album, das in prachtvollem Einbande mit anderen Erzeugnissen englischer Drawing-room-Litteratur auf dem Tische lag.

Eben so rathlos und unentschlossen fühlte sich Queiß. Ein so rasches Verfahren von Seiten des Vaters hatte er nicht erwartet. Er fühlte, wie unbeholfen und selbst berechnend er in Mariens Augen erscheinen mußte, da er sich erst an den Vater gewendet, ohne der Tochter auf irgend eine Weise seine Neigung, seine Wünsche verrathen zu haben. Obgleich er dies in der edelsten Absicht gethan, da er durch seine Bewerbung bei der Tochter nicht Unfrieden in die sonst so glückliche Familie bringen wollte, so mußte er doch fürchten, daß die feinfühlende, hochgebildete und so rein weibliche Marie andere Motive in seinem

Benehmen finden oder doch wenigstens suchen würde. Motive, deren er sich schämen mußte. —

Lange schwiegen Beide, sogar den Blick vermeidend, bis Queiß die drückende Pause unterbrach. —

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein Marie, wenn Ihr verehrter Vater, in überwallender Herzlichkeit und freundlicher Gesinnung für mich, Ihnen die Wünsche verrathen, die ich selbst Ihnen gegenüber noch nie auszusprechen, ja nicht anzudeuten gewagt. Nur der Zufall, die Macht des Augenblicks konnte mir ein Geständniß entreißen, für welches ich keine andere Berechtigung habe, als meine eigene Hoffnung. Sie schweigen? O lassen Sie mich wenigstens wissen, daß Sie nicht mir die Schuld dieser peinlichen Lage beimessen." —

„Wie sollte ich, Herr von Queiß. Sie haben bei meinem Vater um mich angehalten, und der Vater hat Ihnen geantwortet. Daß mich die Versicherung Ihrer Neigung überrascht, kann Sie nicht beleidigen, da bis jetzt —"

„O sprechen Sie nicht aus! Tief fühle ich den Vorwurf in dem, was Sie mir sagen können. Aber es ist zu spät, Ihnen jetzt sagen zu wollen, wie ich mit mir gekämpft und nach einem Entschlusse gerungen, einem Entschlusse, den heute der Zufall mir abgedrungen. Jahre lang hätte ich Ihr Haus noch besuchen können, ehe ich die Scheu überwunden, welche mir der Gedanken eingeflößt, daß meine Bewerbung um Ihre

Hand falsch beurtheilt werden könnte. Sie sind sehr reich, mein Fräulein; ich habe nichts, als was ich erwerbe, und meine Geburt legt mir Bedingungen auf, denen ich mich nicht zu entziehen vermag. Da eigennützig zu erscheinen, wo ich liebe, da verkannt zu werden, wo ich mein Leben hingeben könnte, um Sie glücklich zu machen, — das würde ich nicht ertragen." —

„Lassen Sie uns aufrichtig sein, Herr von Queiß. Genügt Ihnen die aufrichtigste Achtung eines Mädchens, ihre Ueberzeugung, daß sie mit Ihnen glücklich werden kann, so möge der Wunsch meines Vaters in Erfüllung gehen. Ihre Neigung zu erwiedern —"

„Ist Ihnen jetzt nicht möglich. — Mein bisheriges Betragen läßt mich nichts anders erwarten. Aber darf ich von der Zukunft hoffen, darf ich von dem süßen Bewußtsein, ein Recht auf Ihre Hand zu haben, das Erwachen einer Neigung hoffen, die mich so unendlich glücklich machen würde?" —

„Aber Kinder, wozu so viele Umstände und Redensarten?" rief jetzt der plötzlich wieder eintretende Vater — „die Sache ist abgemacht! — Ich habe ein wenig an der Thür gehorcht, Marie hat gesagt, daß mein Wunsch in Erfüllung gehen möge. Mehr können Sie doch eigentlich nicht verlangen, Queißchen, denn die Cour haben Sie ihr doch bis jetzt noch nicht gemacht. Das wird aber schon kommen, wenn Ihr nur erst Braut und Bräutigam seid. Na, wie ist es? Soll ich Verlobungskarten drucken lassen?"

„Diese Eile, lieber Vater!“ — —

„Hast Recht, Marie! — Das wäre gegen den guten Ton. — Können uns ja Zeit nehmen. Aber eine Hochzeit will ich Euch ausrichten, Kinder, von der man in Berlin noch drei Jahre lang sprechen soll. Sie bleiben doch gleich zum Diner bei uns? Nachmittag fahren wir zusammen in den Thiergarten und heut Abend arrangiren wir eine kleine musikalische Soirée.“

„Ich habe versprochen, heut Nachmittag eine Freundin zu besuchen, lieber Vater!“ —

„Ei, dann besuchst Du sie einmal nicht, oder noch besser, unser Dueiß kann Dich ja hinbegleiten und wieder abholen.“

„Nein, das geht nicht, lieber Vater.“ —

„Das geht nicht? Warum geht es denn nicht?“ —

„Weil — weil — Nun, so werde ich lieber heute nicht hingehen.“ —

„Was hast Du vor, Marie, Du siehst ja ganz verlegen und verwirrt aus?“ —

„Nicht doch, lieber Vater. — Nur die Neuheit des Verhältnisses.“

„Aha! steckt's da? — Ja, vor einer Stunde warst Du noch Dein eigener Herr, hattest Niemand um Erlaubniß zu fragen, als mich, und Gott weiß, ich habe Dir stets in allen Dingen den Willen gelassen, und nun hast Du plötzlich einen Bräutigam, der auch mitzureden hat, wenn Du eine Freundin besuchen willst.“ —

Gut, daß die frohe Stimmung des Vaters fast

allein die Kosten der Unterhaltung trug. Waldemar und Marie fühlten sich, obgleich ungewöhnlich erregt, doch unfähig, in den freudigen Ton des Vaters einzustimmen. So plötzlich auf das Engste verbunden, waren Beide überrascht, verlegen, und konnten in den ersten Stunden die Haltung nicht finden, deren sie so sehr bedurften. Der alte Müller sprach gleich von ihrer Einrichtung, wie sie sich das Schönste und Beste kaufen müßten, sprach von der Aussteuer, wie viel er ihnen baar mitgeben würde und auf wie viel sie wohl rechnen könnten, wenn er einst stürbe. Ein Haus sollte gebaut, auch ein Gut gekauft werden, damit das Vermögen auf verschiedene Art zinsbar angelegt und nur theilweise Verlusten ausgesetzt sei. Waldemar und Marie ließen den Vater gewähren. Sie ließ ihre Hand willenlos in der seinigen ruhen, erwiederte den Druck derselben aber nur schwach und fast scheu, wenn das Gefühl des Glücks den Liebenden übermannte. Gern hätte der Vater gesehen, daß Waldemar seine Tochter beim Kopfe genommen und ihr einen herzlichen Kuß gegeben, aber gewohnt, sich bei seinem jungen Freunde Raths zu erholen, wenn es die Beobachtung feiner Sitte und den Ton der höhern Gesellschaft galt, wollte er ihn nicht dazu auffordern. Beim Diner ließ er Eis von Kranzler holen und trank die Gesundheit des jungen Paares in Champagner, den er aber nicht knallen ließ, weil er bei Trüchot gesehen, daß junge Cavaliere den Pfropfen ganz leise und ohne Geräusch abnahmen. Das trauliche Beisammensein

an dem kleinen, auf das Eleganteſte ſervirten Tiſche, die reiche Behaglichkeit der ganzen Umgebung ließ bei Waldemar nach und nach die Zurückhaltung und Befangenheit verſchwinden und in eine friſchere lebensvollere Stimmung übergehen. Auch Marie ſchien nach und nach die ſonderbare Art zu vergeſſen, mit der ſich das neue Verhältniß ſo plötzlich angeknüpft und wurde heiterer. Mit ſichtlichem Wohlgefallen ruhte ihr Auge auf den künftigen Gatten und der Vater bemerkte mit Freude, daß ſie ſich an den Gedanken gewöhnte, ihm einſt ganz anzugehören. Schon ſchien die peinliche Stimmung, welche zu Anfang des Diners geherrſcht, ganz überwunden, da ſchlug die große Wanduhr plötzlich vier Uhr und Marie fuhr ſichtbar zuſammen. Blaß wie der Tod, wandte ſie ihr Geſicht nach der Uhr, und unſägliche Angſt malte ſich in ihren Zügen. Beſorgt ſprang Waldemar auf und der Vater holte ein Flacon ſtarkriechenden Waſſers.

„Ein Schwindel, lieber Vater! — Es iſt ſchon vorüber! Ich leide jetzt öfter an jähem Kopfweh.“ —

„Mein Gott, haſt Du denn noch nicht mit unſerm Arzt deswegen geſprochen. Dergleichen darf man nicht vernachläſſigen.“ —

„Wie iſt Ihnen jetzt, theure Marie?“ —

„Ich hoffe, die friſche Luft wird mir gut thun. Wir wollen ausfahren, lieber Vater, die Luft im Zimmer iſt ſo drückend.“

„Anſpannen, Wilhelm!“ —

III.

In der Nacht nach dem versuchten Raubmorde in der Spandauer Straße war der Polizeirath Dunker erst um halb drei Uhr von einer polizeilichen Recherche in dem nahen Dorfe Steglitz zurückgekommen und suchte kurze Ruhe nach schlaflos zugebrachter Nacht, als mit dem Grauen des Tages der Kaufmann Demuth ihn schon weckte und von dem Vorfall unterrichtete, der gestern Abend seinen Oheim betroffen. Unverzüglich warf sich der Polizeirath in die Kleider, ließ sich unterweges Alles erzählen, was bis jetzt über das geschehene Verbrechen bekannt geworden war, und begab sich nach der Spandauer Straße in das Haus des alten, schwer darniederliegenden Moritz Friedberg, den er mit verbundenem Kopfe bettlägerig, aber bei so vollem Bewußtsein fand, daß er hoffen durfte, genaue Angaben zu erhalten. Ehe er indessen sein Fragen begann, schickte er zu dem Doctor Joël, welcher dicht neben an in derselben Straße wohnte, und verlangte von diesem ein ärztliches Gutachten, ob die mit einer Vernehmung unvermeidlich verbundene Aufregung dem Leidenden nicht schaden könne. Dieses fiel beruhigend aus, und der Polizeirath ermittelte nun aus der oft vor Schwäche unterbrochenen Erzählung Folgendes:

Einige Tage vorher war ein junger, dem Pfandleiher unbekannter Mann in den Laden getreten und hatte eine kleine eingehäusige silberne Uhr für drei Thaler versetzt. An der Uhr befand sich ein schwarzseide-

nes Band mit einem kleinen goldenen Schieber. Auf die Frage des vorsichtigen Pfandleihers nannte sich der junge Mann Lemke, sagte, daß er der Sohn des Buchbindermeisters Lemke und Goldarbeiterlehrling sei, zeigte auch den Bürgerbrief seines Vaters, der, wie der alte Friedberg sich erinnerte, aus dem Jahre 1791 oder 1792 datirt gewesen und äußerte, daß der Versatz der Uhr mit der Genehmigung des Vaters geschehe. In dem sogleich untersuchten Pfandbuche fand sich neben der Pfandnummer der Name Lempke als Quittung, denn so hatte der Mörder den Namen geschrieben. Hinsichtlich der verübten That ermittelte sich kein neuer Umstand, als der schon bekannte Hergang des Verbrechens. Der Schwerverletzte meinte jedoch, daß wenn er nicht zufällig seine Tuchmütze aufgehabt, die fürchterlichen und mit der größten Kraft geführten Schläge nothwendig hätten tödtlich sein müssen. Auf genaueres Befragen, ob er nicht angeben könne, mit was für einem Instrumente jene mörderischen Schläge geführt worden, glaubte er, daß der unbekannte Mörder sich wohl einer großen Papierscheere bedient haben könne, die gewöhnlich auf dem Ladentische liege, oder daß sie mit dem Fuß des schweren messingenen Leuchters geführt worden, da das Licht plötzlich erloschen, denn ein anderes Instrument habe jener junge Mensch nicht bei sich gehabt, wenigstens vorher nicht sehen lassen. Ueber das Wichtigste, die Person des Thäters selbst, wußte Friedberg nichts weiter anzugeben, als daß er wohl achtzehn bis zwanzig Jahre alt sein

könne, gegen fünf Fuß und einige Zolle groß und schlank gewachsen geschienen, auch im Berlinischen Dialekt gesprochen. Seine Kleidung sei ein dunkelfarbiger Oberrock und eine Mütze gewesen, überhaupt sein ganzes Aussehen, namentlich das schmutzige berußte Gesicht, das eines Arbeiters, der von der Arbeit komme. Daß der Thäter ein Goldarbeiter sei, glaubte der Befragte deswegen vermuthen zu können, weil er geäußert, daß er jenen kleinen goldenen Schieber am Uhrbande selbst verfertigt, wenigstens müsse er kurz vorher solche Arbeit getrieben haben, durch welche das Gesicht von Rauch geschwärzt wird. Ob irgend etwas aus dem Laden gestohlen worden sei, konnte Friedberg nicht angeben, da er sich erst durch den Augenschein davon überzeugen, dies aber die Aerzte unter keiner Bedingung zugeben wollten.

Das war Alles, was der Polizeirath hier erfahren konnte, auch das Befragen der Tochter und des Dienstmädchens ergab nichts Näheres. Er untersuchte daher zuvörderst die Localität, fand auf dem Ladentische, dem Pulte und dem Fußboden viele Blutspuren, und mit Hülfe des Kaufmanns Demuth die auf dem Namen Lemke unter Nr. 7474 versetzte Uhr noch unversehrt in der verklebten Papierhülle, den mit Blut bespritzten Pfandzettel und auch die von dem Pfandleiher selbst vermerkte Addresse des Versetzenden. Neue Grünstraße Nr. 14. — Scheere, Leuchter, Tuchmütze und was sonst als Corpus delicti dienen konnte, wurden vorsichtig bei Seite gelegt, den Angehörigen em-

pfohlen, die ganze Localität unverändert bis zu der, von Gerichtswegen erfolgenden Besichtigung zu lassen und nun verließ der Polizeirath das Haus, meldete dem Polizeipräsidenten den Vorfall, so wie das Resultat der ersten polizeilichen Untersuchung und ging dann auf das Criminalgericht, um auch dort das Nöthige anzuzeigen.

So viele schwierige Fälle auch Dunker schon erledigt, so verwickelte Untersuchungen er auch schon geführt, hier schien eine Ermittelung des Thäters, bei so dürftigen Indizien, fast unmöglich. Worauf sollte er bauen, wo den Faden anknüpfen, der zur Entwikkelung führen konnte. Sein erster Gedanke war indessen, in dem als Wohnort des Versetzenden angegebenen Hause, Neue Grünstraße Nr. 14, nachzuforschen, obgleich ihm seine Erfahrung wohl sagte, daß die Adresse wahrscheinlich falsch angegeben worden sei. Zufällig hatte dort wirklich der Juwelier und Goldarbeiter Partisch früher gewohnt, war aber seit einigen Wochen nach der Sebastians-Kirchgasse gezogen. Dadurch aufmerksam gemacht, erkundigte sich der Polizeirath bei dem noch im Hause wohnenden Schneidermeister Trenz und erfuhr, daß ein bei ihm in Schlafstelle liegender Schneidergeselle einen Freund habe, der Lemke heiße und diesen zuweilen besuche. Möglich war es nun, daß der Vater dieses Lemke ein Buchbindermeister sei, während er selbst sich entweder fälschlich für einen Goldarbeiter ausgegeben oder auch einen Bruder haben konnte, der als Goldarbeiter bei einem Mei-

sier arbeitete. Zunächst war also dieser Schneidergeselle Lemke aufzusuchen, aber eine genaue Untersuchung seiner Verhältnisse und Persönlichkeit ergab bald, daß diese erste Spur eine trügerische war.

Vielleicht ergab nun nähere Erkundigung bei dem Goldarbeiter Partisch in der Sebastians-Kirchgasse das Gewünschte. Ohne sich einen Augenblick der Ruhe oder Erholung zu gönnen, begab der Beamte sich dorthin, vernahm aber, daß der geachtete Bürger weder einen Goldarbeiter Lemke, noch einen Buchbinder dieses Namens kenne, dagegen ein gewisser Offenheimer als Lehrling in seinem Hause lebe, auf den die allerdings höchst mangelhaft gegebene Personenbeschreibung wohl passen könne. Auf näheres Eingehen in den Vorfall ergab es sich aber, daß auch hier die Spur getrogen, denn Offenheimer war ein höchst achtbarer, moralisch gesinnter Mensch, zu dem man sich auf keine Weise der That versehen konnte. Auch lag die Unmöglichkeit vor, denn genauere Erkundigung bewies, daß er am vorigen Abende das Haus gar nicht verlassen. Nun schien sich jeder Faden zu verlieren, an dem sich etwa hätte anknüpfen lassen. Nach dem Wohnungsanzeiger existirte zwar in Berlin ein Buchbindermeister Lemke in der Friedrichsstraße, ein Conditor Lempke und ein Candidat desselben Namens. Bei sämmtlichen Personen zeigte aber sowohl der gute Ruf, in dem sie standen, als Erkundigung bei Einzelnen, daß sie im Besitz ihrer Bürgerbriefe waren und durchaus nichts hatten versetzen lassen. Bei dieser Erkundi-

gungen ermittelte sich indessen, daß früher ein mit diesen gar nicht verwandter Buchbindermeister Lemke existirt und in der Brüderstraße oder Neumannsgasse gewohnt haben solle, der indessen schon längst sehr bejahrt und unverheirathet gestorben war.

Hier war nun eine entfernte Wahrscheinlichkeit, dem Bürgerbriefe und mit ihm dessen letztem Besitzer auf die Spur zu kommen. Nachdem Dunker in seiner Wohnung rasch ein Circular an sämmtliche Pfandleiher Berlins entworfen und diese unter der Erzählung des Vorfalls gebeten, alle sich etwa ergebende Verdachtsumstände sofort anzuzeigen, begab er sich nach der Neumannsgasse und erkundigte sich in verschiedenen Häusern bei den ältesten Bewohnern nach jenem längst verstorbenen Buchbindermeister Lemke. Lange waren seine Bemühungen vergebens, endlich wollte sich einer erinnern, daß er in Nr. 15 der Gasse gewohnt und nur eine Wittwe, die Aufwärterin Kolbe, um sich gehabt. Jetzt konnten die Polizei-Revier-Bücher nachgeschlagen werden, und es fand sich, daß der Buchbindermeister Johann Martin Lemke schon 1830 dort aus- und nach der Niederwallstraße Nr. 13 gezogen sei. Auch dort wurde nachgeschlagen, aber der Gesuchte war bald darauf nach der Neuen Grünstraße Nr. 15 zur Wittwe des Buchbindermeisters Engel gezogen und dort verstorben. Endlich war doch eine Spur ermittelt, freilich noch weitaussehend, doch aber lohnte es sich schon der Mühe, hier weiterzuforschen.

Unermüdet begab sich der emsige Beamte nun

nach der Neuen Grünstraße und fand auch wirklich die genannte Wittwe Engel noch in einem Hofgebäude, das in dem Durchgange von der Neuen Grünstraße zur Jakobsstraße stand. Durch lange Erfahrung vorsichtig, erkundigte er sich aber erst bei dem unter ihr in dem nämlichen Gebäude wohnhaften Schneidermeister Hackelberg, ob die Wittwe Engel Söhne habe und wer sonst wohl zu ihrer Umgebung gehöre. Nun erfuhr er, daß die Wittwe Engel den bei ihr gestorbenen Buchbindermeister Lemke beerbt und also auch wahrscheinlich dessen Bürgerbrief noch habe, daß sie zwei Söhne besitze, von denen der eine Buchbinder, der andere aber Goldarbeiter-Lehrling sei. Jetzt zeigte sich Licht. — Die Personbeschreibung des letztern hatte auffallende Aehnlichkeit mit dem Aeußern des Thäters nach den Angaben des alten Friedberg, und schon schöpfte Dunker Hoffnung. Er selbst wollte nicht gleich hinauf gehen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, doch bat er den Schneidermeister Hackelberg, sich doch unmerklich zu erkundigen, ob die beiden Söhne jetzt zu Hause wären. Dies war nicht der Fall; sie wurden aber von der Mutter bald erwartet.

Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld der Polizeirath diese Rückkehr erwartete. — Aufmerksam beobachtete er von der Wohnung des Schneidermeisters aus den Eingang zum Hofe und zur Wohnung, aber eine viertel Stunde verging nach der andern und Niemand ließ sich sehen. Endlich entschloß er sich, wenigstens eine vielleicht Licht gebende Erkundigung einzuzie-

hen und händigte dem Hackelberg die von dem Pfandleiher mitgenommene Uhr ein, indem er ihn bat, damit zur Wittwe Engel zu gehen und Folgendes vorzugeben:

„Diese Uhr sei ihm zu einem so auffallend billigen Preise angeboten, daß er vermuthen müsse, sie sei gestohlen worden. Dabei glaube er eine ähnliche Uhr schon einmal bei einem ihrer Söhne gesehen zu haben, weshalb er sich bei ihr Raths erholen wolle." —

Der Erfolg dieser Erkundigung schien Dunkers Verdacht gegen den Sohn der Wittwe Engel schon jetzt zu rechtfertigen, denn Meister Hackelberg kehrte mit der Botschaft zurück, daß die Befragte die Uhr genau besehen, auch das Innere des Werkes betrachtet und darauf erklärt, daß sie wohl glaube, wie diese Uhr ihrem Sohne August gehöre, nur ein schwarz seidenes Band habe sie nie daran bemerkt, auch den goldenen Schieber kenne sie nicht, da aber ihr Sohn Goldarbeiter-Lehrling sei, so könne er sich diesen wohl selbst verfertigt haben.

Nach dieser Aeußerung der Mutter wurde der Verdacht Dunkers fast zur Gewißheit und immer peinlicher die Spannung, mit der er die Rückkehr des Sohnes erwartete. In seinem Interesse an der schwierigen Aufgabe hatte er fast den ganzen Tag, von Morgens sechs Uhr bis jetzt, es war neun Uhr Abends geworden, nichts gegessen, hatte nicht ausgeruht, war unaufhörlich durch Erkundigungen von einem Theil der Stadt in den andern getrieben worden, und nun kam

dieser August Engel immer noch nicht, war vielleicht schon entflohen, um sich der Verfolgung zu entziehen.

Da trat er um halb zehn Uhr in den Hof, lustig und guter Dinge. —

Der Polizeirath ließ ihn nicht zu seiner Mutter hinaufgehen, sondern trat ihm schon beim Eintritte in das Haus entgegen, führte den Erstaunten in die Stube des Meisters Hackelberg, der selbst höchst gespannt war, was denn sein Hausgenosse wohl verbrochen haben könne, daß der von allen Verbrechern so gefürchtete Dunker selbst sich so viele Mühe seinetwegen gebe.

„Wo haben Sie Ihre Uhr gelassen?" begann dieser die Unterredung mit jenem ernsten und doch freundlichen, ja theilnehmenden Ausdruck des Gesichts, der diesem erfahrenen Beamten so eigenthümlich ist. —

„Wo haben Sie Ihre Uhr gelassen? frage ich noch einmal. Sie sind verlegen — werden blaß? — Versuchen Sie nicht zu lügen. Ich bin der Polizeirath Dunker."

„Ach du lieber Gott, ich habe sie versetzt, Herr Polizeirath!" —

„Unter welchem Namen haben Sie die Uhr versetzt?" —

„Unter dem Namen, August Lemke!" —

„Wie haben Sie sich bei dem Pfandleiher als Lemke legitimirt?"

„Ich habe dazu den alten Bürgerbrief eines Buchbindermeisters Lemke benutzt, der früher hier im Hause gewohnt hat." —

„Wo haben Sie diesen Bürgerbrief gelassen?“ —

„Er liegt, so viel ich weiß, in der Stube meiner Mutter!“ —

„Und wo haben Sie Ihre Uhr versetzt?“ —

„Bei dem Pfandleiher Simon, Neu-Cölln am Wasser!“ —

„Lügen Sie nicht, junger Mensch! — Bedenken Sie, wer vor Ihnen steht. — Sie zeigten sich bei meiner ersten Frage verlegen. — Warum das? — Noch einmal, ich will Wahrheit und nur die Wahrheit!“ —

„Aber ich habe Ihnen ja die reine Wahrheit gesagt, Herr Polizeirath! — Ich bin verlegen gewesen, weil ich die Uhr ohne Vorwissen meiner Mutter versetzt, und nicht weiß, ob ich vielleicht Strafe bekomme, daß ich einen fremden Bürgerbrief benutzt — und dann erschrak ich mich so, weil Sie Herr Dunker sind. Ich habe hier den Pfandzettel in der Tasche, weil ihn die Mutter nicht sehen sollte. — Gewiß, ich habe die reine Wahrheit gesagt.“ —

Aufs Höchste überrascht von dem kindlich unbefangenen Ton, in dem August Engel jetzt geantwortet, warf der Polizeirath einen Blick auf den dargebotenen Pfandzettel und richtig — er war von dem Pfandleiher Simon, Neu-Cölln am Wasser, ausgestellt. — So verschwand denn auch diese Hoffnung vor den Augen des Erwartenden. — Obgleich die ersten Antworten den Verdacht bis zur Gewißheit gesteigert, obgleich sie fast keinen Zweifel mehr gelassen,

daß hier wirklich der Schuldige vor ihm stände, so warf doch dieser Pfandzettel Alles wieder um. — Alle weiteren Fragen erwiesen die vollkommene Unschuld des Knaben, und schon glaubte Dunker hier seine Forschungen aufgeben zu müssen, als er noch die Frage an ihn richtete, ob er den Bürgerbrief nicht vielleicht einmal verliehen habe. —

„Ja wohl, Herr Polizeirath! am Montag habe ich ihn dem Fritz Etlung geliehen, der mit mir bei einem Meister arbeitet. Er bat mich so sehr darum, weil er seine Uhr, die er zu Weihnachten bekommen, bei dem Pfandleiher Friedberg in der Spandauer Straße versetzen wollte."

„Wo wohnt dieser Etlung?"

„In der Stralauer Straße, bei seinem Vater."

Trotz der freudigen Ueberraschung, in die sich Dunker durch diese plötzliche Entdeckung versetzt sah, änderte sich doch kein Zug seines Gesichts, und in fieberhafter Unruhe, aber mit ganz gleichgültigem Ausdruck im Gesicht, fragte er weiter:

„Würdest Du wohl die Uhr des Etlung erkennen, wenn ich sie Dir zeigte?" —

„Gewiß, Herr Polizeirath! Ich habe sie oft gesehen."

„Ist es diese?" —

„Ja, Herr Polizeirath — das ist sie. — Er hatte sie, wie er mir sagte, für drei Thaler versetzt."

Nun war das Spiel gewonnen. August Engel mußte den wirklich in der Stube der Mutter liegenden

Bürgerbrief holen, der auf den Namen Johann Martin Lemke im Jahre 1791 ausgestellt war, und ohne daß der Knabe ahnete, um welch schweres Verbrechen es sich handle, nahm der Polizeirath ihn mit, um ihn sofort dem Etlung gegenüberzustellen, befehligte im Vorübergehen bei der Stadtvoigtei drei Gensdarmen zum Mitgehen, stellte, bei dem Hause in der Stralauer Straße angekommen, den einen derselben vor das Fenster der Schlafkammer des Fritz Etlung, welches August Engel ihm bezeichnet und klingelte dann. Auf die Frage, wer da sei, mußte August Engel allein antworten, und die Thür öffnete sich.

Ehe wir indessen bei dem nun folgenden Auftritte gegenwärtig sind, müssen wir uns zum Rentier Neumann wenden, der am Nachmittage dieses Tages sich wieder nach dem Wedding auf Alterthumsforschung begeben hatte. — Den ganzen Vormittag hatte er darauf zugebracht, in „Küsters Altem und Neuen Berlin" noch eine Notiz über jene Wartthürme zu suchen, aber nichts gefunden. Dann war er auf das Köllnische Rathhaus gegangen, um den Registrator und expedirenden Sekretair der Stadtverordneten-Versammlung Fidicin aufzusuchen, dem er theils von seiner Klinker-Entdeckung Nachricht geben, theils dessen Meinung, die für Berlins Geschichte eine Autorität ist, zu hören; aber er war zu spät gekommen und Herr Fidicin schon nach Hause gegangen.

Das schöne Wetter lockte ihn nun gleich nach dem Essen vor das Thor, während seine Haushälterin sich

vorbereitete, eine Betstunde in der Wilhelmsstraße zu besuchen, zu welcher sich die weiblichen Theilnehmer gewöhnlich schon früh einfanden, um vorher einen christlichen Kaffee mit Nächstenliebe zu genießen. Darum erhob Frau Dorothee auch nie ein Bedenken gegen die „alterthümlichen" Spaziergänge ihres Herrn, sondern bestärkte ihn wohl noch darin.

Neumann hatte sich so in sein, freilich erst spät begonnenes, Studium verliebt, daß er überall in den Straßen der Stadt nur das sah, wie es ehemals gewesen und es aufrichtig beklagte, daß die Vergrößerung und Verschönerung Berlins bald auch die letzten geschichtlichen Spuren verwischen würde. — Er sah keinen Bilderladen, kein Schaufenster, keine der prachtvollen, palastähnlichen Neubauten, nur alte Thürme, Mauern, Klöster, Hospitäler, Mühlen, Graben sah er, wo sie jetzt Niemand mehr sieht. So schlenderte er heute über die neue Promenade die Oranienburger Straße hinunter zum Oranienburger Thor hinaus, sah in Gedanken bei der Herkulesbrücke das alte Hornwerk, einen Theil der ältesten Befestigung Berlins, wo jetzt die Aktienspeicher stehen, verlegte den Festungsgraben weiter hinaus nach der Präsidentenstraße zu, glaubte sich statt in der Oranienburger Straße auf der alten sandigen Landstraße nach Spandau, und rief sich bei der Gelegenheit alle die Orte zurück, wo die Scharfrichter von Berlin gewohnt; erst in der Heidereutergasse, dann im Kalandshof, dann da, wo jetzt die Weberstraße in die Frankfurterstraße einmündet, dann

in der Nähe des Haakschen Marktes und nun vor dem Oranienburger Thore. Schade, daß er nicht Schriftsteller war, er hätte vielleicht eine Topographie und Statistik der Berliner Scharfrichtereien geschrieben.

Von der Chausseestraße nach dem Wedding abbiegend, suchte er auf den weiten sandigen Feldern jede Terrainwelle auf, wo wohl die Warte gestanden haben könne, und kam, wie gewöhnlich, bei diesem Spaziergange wieder in die Nähe des Hochgerichts, das früher mitten auf wüstem Felde gestanden, jetzt aber von den immer weiter hinausstrebenden Häuserreihen des Voigtlandes fast schon erreicht war. Zwei vorübergehende Bürger sprachen von der nun wahrscheinlich bald stattfindenden Hinrichtung des Schlächtergesellen Gurlt, um dessentwillen ein anderer, ganz schuldloser Mensch Jahre lang in strenger Criminalhaft gesessen.

„Das wird auch wohl die letzte Hinrichtung hier in Berlin sein," meinte der eine. —

„Schade genug! — Von unsern alten städtischen Ehrenrechten geht so immer eins nach dem andern verloren. Nun ist ihnen unser Rabenstein auch schon im Wege." —

„Ja, sie sagen, die Hinrichtungen sollen künftig in Spandau geschehen. — Da haben sie gleich ihr Depot recht nahe." —

„Das macht, unser alter Herr kann Alles nicht leiden, was wie eine Hinrichtung aussieht. Wißt Ihr denn schon, daß immer ein ganz aparter Federzug bei

der Unterschrift ist, wenn er ein Todesurtheil unterschreiben muß." —

„Wohl nicht möglich!" —

„Ja, mir hat es einer vom Criminal erzählt — und ich weiß es auch von Hofe. — Sie legen es ihm oft wochenlang hin, — aber immer geht er darum herum, — als wollte er nicht heran — und dann liest er selbst immer die Akten, und wenn sie noch so dick sind, und wenn es dann gar nicht anders geht, dann unterschreibt er erst, aber zuletzt macht er einen Zug, als ob er die Feder vor Unmuth und Aerger zerstampfte. — Und das ist ein für alle Mal so." —

„Na, das braucht Ihr gar nicht besonders zu sagen. Bei unserm alten Herrn ist Alles einmal wie immer. Da ändert sich auch kein Tippelchen in dem einmal Gewohnten, das, dächt ich doch, wissen wir aus Erfahrung." —

Die Bürger gingen vorüber. Neumann hatte aber genug von ihrem Gespräch gehört, um sein altes Klagelied über das Verschwinden aller historischen Denkmäler aus Berlin wieder anzustimmen. Nach seiner Ansicht hätte kein Stein von irgend einem alten Gemäuer angerührt werden dürfen, und nun gar das Hochgericht, ein Platz, an dem sich so viele Erinnerungen knüpfen. Unmuthig darüber nachdenkend, setzte er seine Nachforschung an der gestrigen Stelle fort und fand wirklich abermals einige Steine, die er aber diesmal nicht mitnahm, sondern sich begnügte, sie vorsichtig unter eine Hecke des sogenannten „dreieckigen Gar-

tens" zu legen. So wird in jener Gegend ein wüster Fleck, eine Art von Hohlweg genannt, der sich zwischen den Sandfeldern hinzieht.

Ermüdeter noch als gestern von seinem Spaziergange, kehrte er wieder bei dem Wirthe ein, der ihm gestern von den Steinen im Fundament seines Hauses erzählt, — und ihm heute schon bewillkommnend entgegenrief: —

„Aha! Je länger der Tag, je schöner die Leute. — Hat es mir doch geschwant, daß Sie mich heute wieder besuchen würden, werther Mann! Wie ist es denn mit einer Weißen? Ein bischen heiß heute! Ja, ja, es geht zu Ende mit dem guten Wetter, und da meint es die liebe Sonne noch immer recht gut, damit man sie in gutem Andenken behält. Wollen Sie nicht lieber in den Garten gehen? — es riecht hier im Zimmer ein wenig nach Taback. — Ja, das geht nicht anders, werther Mann!" —

Das schäumende Bier stand bald vor unserm Rentier auf dem Tische, und da ihm mit dem Eintritt in das Haus auch wieder der sonderbare Vorgang eingefallen war, dessen Zeuge er gestern gewesen, so zog er es vor, in dem Zimmer zu bleiben, statt im Garten den Kegelgästen zuzusehen, die schon wieder lustig beschäftigt waren. Diesmal war aber Niemand im Zimmer, und schwerlich hätte er sich lange aufgehalten, wenn nicht derselbe Kerl, den er gestern das junge Mädchen die Treppe hinaufführen sah, auf der andern Seite der Straße an der dort befindlichen Dornhecke

auf- und abgegangen wäre, als erwarte er Jemand. — Hin und wieder kam er über die Straße herüber, sah bald durch das Fenster, bald durch die Flurthür in das Zimmer und schien sehr mißmuthig. Man konnte nicht sagen, daß seine Kleidung zerlumpt oder auch nur arm war, im Gegentheil schien wenigstens Weste und Halstuch neu, aber in seinem ganzen Wesen prägte sich entschieden Gemeinheit, ja Rohheit aus, und das Auge hatte einen eigenthümlich scheuen, boshaften Ausdruck, der die ganze Erscheinung zu einer ungemein abstoßenden und widrigen machte. —

Neumann bemerkte wohl, daß jener jedesmal nach der Uhr sah, die einförmig an der Wand hinter dem Schenktische ihren Takt fortpickte, wenn er sich dem Zimmer näherte, bis er endlich rief:

„Daß Dich ein Donnerwetter! Schon halb fünf! — Haben Sie vielleicht eine Uhr bei sich, mein Herr, und können mir sagen, ob der verfluchte Kasten da richtig geht?“ —

Bei dem Worte Uhr fiel dem schon über die Anrede erschreckten Neumann gleich die ganze gestrige Versatz- und Mordgeschichte ein, und ängstlich den Rock zuknöpfend, meinte er: „eine Uhr habe ich zwar nicht bei mir — aber vor wenigstens einer halben Stunde hat es auf dem Sophienthurm schon vier geschlagen.“

„I so wollt ich doch, daß der Teufel drein schlüge! — So 'ne nichtswürdige Unpünktlichkeit! — Na warte! — Dich will ich schon kriegen.“

Vor sich her schimpfend, dabei bald auf die Uhr, bald auf die Straße sehend, stürzte er ein Glas Branntwein hinunter, das halb voll auf dem Tische stand, und das er stehen gelassen, um auf der Straße zu warten. In diesem Augenblick trat ein junger Mensch in die Schenkstube der wohl nicht der Erwartete sein mußte; denn jener rief ihm zu:

„Na Fritze? Kommst Du jetzt schon? — das ist verdammt früh! — Vor sieben bis acht Uhr kommt keiner von den Andern. Du hast heute verflucht früh Feierabend gemacht. — Aber Bengel, wie siehst Du denn aus?“ —

„Ich wollte nur für heute absagen, — darum bin ich beim Vesperbrod rasch hergelaufen. Der Meister hat mich nach der Rosenthaler Straße zu dem Maler Reichenstein geschickt, und da ich einmal hier in der Nähe war, so wollte ich absagen.“ —

„Warum absagen, dummer Bengel! — Heute solls gerade hübsch werden; — Du kannst was gewinnen, — heute haben sie Alle Geld. — Aber sage mir ins Teufels Namen, wie siehst Du aus? — Blaß, wie der Tod — und blaue Lippen! — Bist Du krank?“ —

„Muß wohl so gelaufen sein. — Seit gestern — nein, ich wollte sagen, seit vorhin, habe ich so einen Frost in den Gliedern.“ —

„Na, so schere Dich ins Bett! — Aber ich sage Dir, Du wirst es bereuen, daß Du heute nicht dabei bist. — Scopa wird auch Mädchens mitbringen. —

Da sollst Du mal was erleben. Was hast Du denn da vorn am Hemde für einen rothen Fleck?" —

„Herr Je! es wird doch kein Blut sein? — Nein! — ein bischen rothe Wolle. — Bei Reichensteins lag welche auf dem Tische, — da wird sie mir wohl angeflogen sein."

„Was kriegst Du denn für einen himmelhohen Schreck dabei? — Und wenn es nun Blut gewesen wäre?" —

„Ja, ich dachte nur so. — Man hat doch nicht gern Blut an sich."

„Guten Tag!" rief ein anderer Mensch, der eben ins Zimmer trat.

„Guten Tag, Scopa! — Na wie ist es, kommen die Mädchens?" —

„Ist denn Deine schon hier gewesen?"

„Nein! noch nicht. — Von halb vier an warte ich nun schon wie ein Narr auf das zimperliche Ding, aber kommt sie wohl? Na warte, sage ich! — Und wenn sie mir kein Geld bringt, kann aus der ganzen Fahrt heute Abend nichts werden. — Der Fritze kann auch nicht. — Ich sage Dir, Scopa, am Ende wird die Sache Essig."

„Warum kann denn der Bengel nicht?" —

„Siehst Du es ihm nicht an? er hat ja das Fieber, und ein Gesicht, so blaß wie Weißbier." —

„Wird wohl etwas pexirt und sein Meister ihn durchkalascht haben. Junge, ich sage Dir, ehe Du

nicht Geselle bist, ist nichts Ordentliches mit Dir anzufangen. Weißt Du denn schon, Christoph, daß sie gestern Abend Einen abgemuckt haben?" —

„Kein Wort, ich bin heute Vormittag über Land gewesen. Wer ist es denn gewesen?" —

„Sie haben ihn noch nicht heraus. — Bei dem alten Pfandleiher da am Molkenmarkt haben sie eingebrochen und den Alten todtgeschlagen." —

„Ach du lieber Gott! also ist er wirklich todt?" fragte ängstlich Fritz. —

„Bei Palandts haben sie heute Mittag erzählt, daß er todt wäre. — Junge, gehe doch zu Hause. Dir ist ja so schlimm, daß Du nicht auf den Beinen stehen kannst." —

Neumann, der diesem ganzen Gespräche zugehört, sah jetzt, wie der blasse junge Mensch auf einen Stuhl schwankte und am ganzen Körper zitterte. Für dergleichen Fälle war er immer vorbereitet und seine Brieftasche war eine vollständige kleine Apotheke. Englisch Pflaster, Hoffmannstropfen, Elixir ad longam vitam, Pfeffermünzkuchen, Kaiserpillen, Charpie — Alles Mögliche hatte er vorräthig, und nie ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, wo seine Vorsicht bewundert werden konnte. Rasch war er daher bei der Hand, tröpfelte einige Hoffmannstropfen auf Zucker und gab sie dem fast ohnmächtig Daliegenden. Von dem Augenblick an, wo er sich um den anscheinend Kranken bekümmerte, nahmen jene beiden Männer keine Notiz mehr von ihm und sprachen leise untereinander. Neumann

hörte nur noch, daß Scopa dem Christoph zuredete, er solle doch selbst zu seinem Mädchen gehen und Geld holen, wenn sie es ihm nicht bringen wollte, was dieser auch mit einem schweren Fluche zu thun versprochen. Anstatt sich indessen für die Sorgfalt Neumanns zu bedanken, starrte der blasse junge Mensch ihn nur ängstlich an, sprang dann plötzlich vom Stuhle auf und lief aus dem Zimmer, die Straße hinunter dem Rosenthaler Thore zu. —

Allein mit jenen beiden Männern fing Neumann an, sich sehr unbehaglich zu fühlen. — Rasch packte er seine Taschenapotheke wieder zusammen, wobei sie ihm aufmerksam zusahen, und verließ dann, nachdem er sein Bier bei dem Wirthe bezahlt hatte, der sich seinem „werthen Manne" angelegentlich zum Wiederkommen empfahl und nicht vergaß, auf das immer mehr Mode werdende bayersche Bier zu schimpfen, das Haus. Unterweges reimte er sich das gestrige Erscheinen der Demoiselle Müller in der Gesellschaft jenes Unbekannten mit dessen vergeblichem Warten heute zusammen, und wurde dadurch nur um so neugieriger, welche Bewandniß es wohl mit diesem sonderbaren Verhältnisse zwischen einem solchen Kerle und einem so reichen, gebildeten Mädchen haben könne. Hatte die unzufriedene Aeußerung desselben über das Nichtkommen Bezug auf sie, so mußte auch die Drohung, sich selbst Geld holen zu wollen, ihr gelten, und wenn Neumann im Laufe des Abends nur das Müllersche Haus beobachtete, so mußte ja sein Erscheinen dort die

Sache außer Zweifel stellen. — So wollte er es machen. Der ganze Vorgang schien ihm zu merkwürdig, als daß er nicht einmal einen Abend hätte daran setzen sollen, besonders da gutes Wetter und eine Erkältung nicht zu fürchten war.

IV.

Von der Spazierfahrt in den Thiergarten zurückgekehrt, saßen Waldemar und Marie allein in dem traulichen Helldunkel des Boudoirs, denn der Vater hatte sich aufgemacht, um wo möglich einige seiner vertrautesten Freunde zum Souper einzuladen, bei dem er dann die Verlobung seiner Tochter erklären wollte. Seine Abwesenheit war Beiden willkommen, denn sie fühlten wohl, daß die geräuschvolle Freude des Ueberglücklichen ein Herauskommen aus der eigenthümlichen, überraschten Stimmung nicht zuließ. Mit der Vertraulichkeit, die das Bewußtsein der erlangten Berechtigung verräth, hatte er Marien bei der Rückkehr Hut, Palatine und Shawl abgenommen, und saß jetzt, ihre Hand in der seinigen, auf der Bergère.

„Ist es mir doch immer noch wie ein Traum! — Erst gestern war ich fest entschlossen, Ihr Haus ganz zu meiden, weil ich mich zu stolz fühlte, eine Abweisung zu ertragen, und nun so plötzlich am Ziele aller meiner Wünsche! — Theure Marie!“ —

„Auch ich fühle mich von dem, seit wenigen Stun-

den so ganz veränderten Verhältniß befangen, ja beklemmt. — Machen Sie mir diese Stimmung nicht zum Vorwurf! Es ist kein Verkennen Ihres Werths, kein Zweifel an der Zukunft, die Sie mir bereiten können, aber die Furcht, ob Sie mich auch bei näherer Bekanntschaft Ihrer Liebe würdig finden werden?" —

„Wie können Sie Ihren hohen Werth so gering anschlagen? — Mich lassen Sie diese Befürchtung hegen. Glauben Sie, weil ich mich den Huldigungen nicht angeschlossen, die Ihnen überall geweiht werden, wo Sie nur erscheinen mögen, daß ich Sie nicht aufmerksam und mit der ganzen Eifersucht eines Liebenden beobachtet? — Ueberall fand ich Sie ein Muster jeder weiblichen Tugend." —

„Und doch knüpften Sie eine Bedingung an Ihre bestimmte Erklärung, wenn ich anders meinen Vater heute Morgen richtig verstanden habe. — Es muß ein Zweifel, eine Besorgniß gewesen sein, weil mein Vater sie für mich beantwortet, da ich aber weder seine Antwort, noch Ihre Bedingung kenne, so ist meine Sorge, Ihrer Liebe würdig zu sein, wohl verzeihlich." —

„Zürnen Sie mir nicht, theure Marie, wenn ich mich freue, daß Sie selbst diesen Gegenstand berührt. — Wie sich unser Verhältniß so rasch gestaltet, würde ich geschwiegen und von der Ruhe eines vertrauensvollen Zusammenlebens die Erklärung dessen erwartet haben, was ich Widersprechendes in Ihnen zu finden geglaubt. — Nun aber, da Sie mich selbst durch Ihre Frage berechtigen — — —"

„Sie sollen mich aufrichtig und wahr finden, so weit ich aufrichtig und wahr sein darf.“ —

„Warum sollen Sie es gegen mich nicht sein dürfen? — Hat der Mann, der sein ganzes Glück in Ihrem Besitze findet, dem Sie eine liebende Gattin sein wollen, nicht ein Recht auf Ihr volles Vertrauen?“ —

„Gewiß, volles Vertrauen für Alles, was von heute an mein Ja Sie zu wissen und zu erfahren berechtigt, — wenn es nun aber nicht in meiner Macht läge, Sie auch zum Vertrauten dessen zu machen, was früher geschehen ist?“ —

„Sie erschrecken mich, theure Marie. — Was ist — was kann geschehen sein, daß —“

„Vor allen Dingen nichts, was das Mädchen unwürdig machte, einst Ihre Gattin zu heißen; und doch giebt es Dinge, Verhältnisse, die — aber hören Sie mich ruhig an, Herr von Queiß. Gewiß ist Ihnen der Widerspruch auch schon aufgefallen, der in meinem Charakter zu liegen scheint. Von Natur lebensfroh, unbefangen, vertrauend, scheint mich oft eine ungewöhnliche Schwermuth, Scheu und Schüchternheit zu beherrschen, welche Allen unerklärlich ist, die mich umgeben und auch für die Zukunft unerklärt bleiben muß. — Ihnen aber, Waldemar, muß ich mehr sagen, mehr als mein Vater weiß, als meine theure, mir zu früh entrissene Mutter je geahnet. — Es wird mir schwer, Ihnen das zu gestehen, was ich auf immer verbergen zu können glaubte, aber die Hoff-

nung, an Ihrer Seite vielleicht dem unseligen Einfluß zu entrinnen, der mich noch zum Wahnsinn bringen würde, wenn die kräftige Hand des schützenden Gatten mich nicht bewahrt, giebt mir den Muth. — Noch sind Sie nicht gebunden, noch ist unsere Verlobung nicht öffentlich bekannt. Sie können noch zurücktreten, ohne mich zu beleidigen, wenn auch nicht, ohne mich auf das Tiefste zu betrüben.“

„Sprechen Sie, theure Marie. — Nur Eins giebt es, was mich einen solchen Schritt für möglich halten läßt, und dieses Einen sind Sie nicht fähig. — Nein! nein! O sprechen Sie, quälen Sie mich nicht länger!“ —

„In meinem sechzehnten Jahre, fast noch ein Kind, wenigstens durch mein ganzes Wesen und meine Erziehung noch für ein Kind gehalten, lernte ich in dem Hause, wo ich schon mehrere Jahre vor der Uebersiedelung meiner Eltern nach Berlin hier gelebt, einen jungen Mann kennen, der in dem unerfahrenen Mädchen ein leichtes Opfer für seine Eitelkeit zu finden glaubte. — Von auffallender Schönheit, hochgebildet, talentvoll, wußte er meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Durch die Gelegenheit begünstigt, näherte er sich mir, sendete mir Gedichte, Musik, und bestrickte meine Phantasie, wie ich jetzt erkenne, fast systematisch. Nur zu gut gelang ihm das grausame Spiel. Ich glaubte mich geliebt und gefiel mir in dem Gedanken einer ersten Liebe. Unbemerkt, ja unbeachtet von meiner Umgebung, blieb das ganze Verhältniß Jedermann

ein Geheimniß. Wir sahen uns oft, bis jenes Ereigniß eintrat, dessen Wirkungen noch jetzt mit furchtbarer Schwere auf mir lasten. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen darf. Jener junge Mann ist seit ungefähr anderthalb Jahren todt. Für meinen Vater hat er nie gelebt. Daß ich Ihnen das so ruhig sagen, daß ich seines Todes ohne eine andere Regung, als der Scheu gedenken kann, möge Ihnen sagen, ob ich ihn geliebt oder ob die jugendliche Phantasie des eben in das Leben eintretenden Mädchens mich getäuscht." —

„Aber jenes Ereigniß — ? — —"

„Wenn Sie nicht die Kraft in sich fühlen, mich nie danach zu fragen, oder die Zeit vertrauend abzuwarten, wo es mir vielleicht vergönnt sein wird, Ihnen Alles zu sagen, dann lassen Sie uns scheiden, noch kann es ohne Aufsehen geschehen." —

„Blind vertraue ich Ihrem Worte, theure Marie. Sie sagten, daß nichts geschehen sei, was für die Gattin ein Vorwurf sein müßte. Das ist mir genug! — Ich wiederhole meine Frage: Wollen Sie mein sein fürs Leben?" —

„Fürs Leben!" —

Von diesem Augenblicke an schien die Scheidewand gefallen, welche sich seit der überraschenden Erklärung des Vaters zwischen ihnen aufgebaut hatte, und als dieser von seinen Einladungen zurück kam, fand er beide in vertraulicher, ja zärtlicher Stellung in dem fast ganz dunklen Boudoir, da keiner der Bedienten

gewagt hatte, Licht zu bringen, weil sie sich dem ihnen ganz neuen Verhältnisse eines Bräutigams gegenüber noch nicht zu benehmen wußten.

„Bravo Kinderchen! Das ist recht! — Da habe ich Dir auch schon Dein Brautgeschenk mitgebracht, Mariechen. Sieh einmal einen Roccocoschmuck von Humbert. Ist das Feinste, was da war. — Und Ihnen, Queißchen, diese Busennadel, wie sie jetzt in England am Modernsten ist. — Sagen Sie mir nicht nein! — Ich weiß, Sie nehmen nicht gerne etwas an, aber diesmal lasse ich mir nicht dreinreden, meinen Schwiegersohne werde ich doch etwas schenken können. Hast Du denn Alles zum Thee in Ordnung bringen lassen, Mariechen? Abendessen habe ich schon bei Meinhardt bestellt." —

„Ich wußte ja nicht, ob Sie Jemand zu Hause treffen würden, lieber Vater." —

„Ach so! sage doch lieber: und hatte so viel mit meinem Bräutigam zu sprechen. — Es ist gut, daß der Wilhelm die Lampen noch nicht gebracht hat, sonst könnte ein Vater sehen, wie seine Tochter roth wird. — Sie kommen Alle, Kinder, Wagners und Fischers. — Moser war noch nicht zu Hause. — Ich habe ihnen aber noch kein Wort gesagt, weil ich sie nicht um die Ueberraschung bringen wollte. — Das wird ein Erstaunen geben! Sagt einmal, Kinder, ich habe mir das schon unterweges hin und her überlegt. — Soll ich Euch eine große Hochzeit ausrichten, oder wollt Ihr

Euch auf moderne Art blos trauen lassen und gleich verreisen?“ —

„Darüber soll Marie bestimmen!“ —

„Na, dann weiß ich schon im Voraus, wie es wird! — Meine Tochter bleibt gewiß keinen Augenblick länger hier, als es durchaus nöthig ist. Was hat das Mädchen mich schon gequält, daß ich in eine andere Stadt mit ihr ziehen soll. — Seit dem Tode meiner Frau gefällt ihr Berlin gar nicht mehr — und ich sage es Ihnen vorher, Queißchen, Ihnen wird sie auch keine Ruhe lassen. Wenn ich nicht durchaus in Berlin bleiben wollte, sie hätte mich schon längst in die Schweiz, oder an den Rhein, oder nach Wien persuadirt. Aber mich bekommt Ihr hier nicht fort, wo ich geboren bin, will ich auch sterben. Reisen ist ganz gut — aber im Sommer; im Winter ist es doch nirgends hübscher als hier in Berlin.

In diesem Augenblick brachte der Bediente zwei große Astral-Lampen und meldete, indem er sie auf den Tisch setzte:

„Gnädiges Fräulein, Sie möchten doch mal herauskommen, es ist Jemand da, der mit Ihnen zu sprechen wünscht.“ —

„Wahrscheinlich der Koch von Meinhardts. Ich habe dort bestellt, daß er fragen sollte, was Du zum Souper haben willst.“ —

„Nein, gnädiger Herr, es ist ein anderer Mensch. Er meint, das gnädige Fräulein wüßten schon, was er wollte.“ —

„Es ist doch kein Liebhaber, sagte jetzt lachend der Vater, der käme zu spät. Wir haben schon einen Bräutigam hier — und der würde sich dergleichen doch verbitten. — Aber sieh mal, Mariechen, wie blaß Du wieder bist. Seit die Lampen im Zimmer sind, bemerke ich das erst; Du bist doch nicht unwohl?“ —

„Nicht doch, lieber Vater. — Wo ist der Mensch, Wilhelm?“ —

„Auf den Flur steht er, gnädiges Fräulein, soll ich ihn ins Entrée führen?“ —

„Nein, laß nur, ich komme schon!“ —

Waldemar blieb mit dem Vater allein. — Mariens Hand hatte in der seinigen geruht, als der Bediente jene Meldung brachte und er hatte gefühlt, wie sie darüber erschrak. — Wer konnte der Mensch sein, der sich erdreistete, sie herausrufen zu lassen? — Warum ließ sie ihn nicht hereinkommen? — In Gedanken versunken, hörte er nicht auf das, was der Vater sagte; seine Augen wurzelten auf der Thüre, durch welche Marie hinausgegangen, sein Ohr spähete nach jedem Geräusch im Vorzimmer, und gern hätte er das Zimmer verlassen, um vielleicht durch einen Blick zu übersehen, was Marie ihm offenbar verheimlichen wollte. — Seine Ungewißheit dauerte indessen nicht lange, denn nach kaum fünf Minuten kam Marie zurück und bat den Vater, ob er ihr nicht vier Louisd'ors geben wolle. —

„Ja, mein Töchterchen, die sollst Du haben, aber wozu denn?“ —

„Das ist mein Geheimniß!“ erwiederte schmeichelnd, aber mit einem schlecht gerathenen Lächeln, Marie — „Du fragst ja sonst nie, wozu ich Geld brauche!“

„Da hast Du auch wieder Recht; daß Du es gut anwendest, davon bin ich überzeugt. Meine Autorität über Dich hört ja nun auch bald auf. Künftig läßt Du Dir von Deinem Manne Geld geben. — Da, mein Kind, hast Du vier Louisd'ors. Nun sorge aber auch für Thee — und lasse das ganze Silberservice herausſetzen und die goldenen Theelöffel. Wagners müssen gleich kommen.“

Marie, hatte das Geld empfangen, aber sichtlich vermieden, Waldemar dabei anzusehen. Jetzt ging sie hinaus und die beiden Männer blieben wieder allein. Der Vater mochte wohl bemerken, daß Waldemar verwundert schien und sagte erklärend:

„Sie wundern sich wohl, Dueißchen, daß Marie sich Geld von mir geben läßt, wenn sie was braucht? — Sehen Sie, das ist so eine Eigenheit von mir. Erstens macht es mir Vergnügen, ihr jeden Wunsch an den Augen abzusehen, so daß sie gar nicht auf die Idee kommt, sich selbst etwas zu kaufen, und zweitens halte ich es für ganz gut, wenn die Frauenzimmer schon früh daran gewöhnt werden, daß sie eigentlich kein Geld haben, sondern Alles vom Vater oder vom Manne erbitten müssen. Das hat mir die Autorität in meinem Hause aufrecht erhalten und auch Sie werden es mir künftig einmal Dank wissen. — Meine Marie ist

ein reiches Mädchen, aber Geld hat sie nie. Wenn sie etwas braucht, muß sie mir es sagen. — Ich schlage es ihr nicht ab, das können Sie mir schon glauben, aber selbst darüber disponiren, darf ihr gar nicht in den Sinn kommen.

„Eine sonderbare Methode!“ —

„Aber brauchbar, das kann ich versichern. Sehen Sie, Queißchen, Sie werden den Vortheil davon haben, denn nie wird es ihr einfallen, Sie in der Ehe fühlen zu lassen, daß sie Ihnen das Vermögen zugebracht. Ach ja so! — Na, nehmen Sie es nur nicht übel. Ich habe es nicht böse gemeint. Sie können doch nichts dafür, daß Sie kein Geld haben. Ich will auch kein Wort mehr davon sagen. Wenn ich auch nicht mit Redensarten delikat bin, so hoffe ich es doch in der That zu sein. Von ihrer Mitgift erfährt meine Marie kein Wort, damit sie nie glaubt, sie habe etwas, was ihrem Manne nicht gehört, wie dies wohl hin und wieder zu geschehen pflegt.“ —

„Marie bleibt lange, was mag sie nur vorhaben?“ —

„Das weiß ich nicht. — Frage auch gar nicht darnach; denn in dem Punkt habe ich mir das Fragen ganz abgewöhnt. — So offen und zutraulich sie sonst ist — über ihr Thun und Lassen, Ausgehen und Besuche bekommt man nichts aus ihr heraus.“

Waldemar fühlte sich sonderbar verstimmt. — Nach dem, was die Geliebte ihm gesagt, glaubte er kein Recht zu haben, sie um Aufklärung dessen zu fragen,

was ihm auffiel. Er hatte ihr Vertrauen gelobt, hatte es mit der vollen Ueberzeugung gethan, ihr vertrauen zu können, und doch — — Was konnte sie jetzt noch vor ihm verheimlichen wollen? Wenn er auch ihren Willen ehrte und das Vergangene unerforscht ließ, so durfte sie doch von dem Augenblicke an, wo ihr Verhältniß öffentlich bekannt werden sollte, seinen Blicken nicht mehr auszuweichen suchen; und das hatte sie gethan, — obgleich hinter schmeichelnder Liebkosung des Vaters verborgen.

Als Marie zurückkehrte, war sie so beschäftigt mit dem Ordnen des Theetisches, und der Vater so gesprächig, daß sich keine Gelegenheit fand, eine Frage anzuknüpfen. Doch mußte sie die Verstimmung Waldemars bemerken; denn wie hingeworfen, erwähnte sie flüchtig, daß sie, als Mitglied eines Frauen-Vereins für mehrere Kinder-Warteschulen, einer unglücklichen Familie im Voigtlande heute eine bedeutende Unterstützung habe zukommen lassen, und diese wenigen Worte genügten, um Waldemars Mißtrauen verschwinden zu lassen. Im Herzen bat er ihr das Unrecht ab, ihr nicht unbedingt geglaubt zu haben, und nichts störte den übrigen Abend hindurch das trauliche Verhältniß zwischen den Liebenden.

Zum Thee erschienen die eingeladenen Freunde, und obgleich es dem Vater fast das Herz abdrückte, nicht gleich beim Eintritt jedem die Verlobung seiner Tochter anzukündigen, so bezwang er sich doch bis zum Souper, bei welchem kein anderer Wein als Champagner

servirt wurde, und das erste Glas erhebend, rief er mit vielsagender Miene:

„Auf das Wohl des jungen Brautpaars unter uns! Herr Waldemar von Queiß und Fräulein Marie Adelaide Müller!“

Während dies im Hause vorging, wanderte Rentier Neumann von seinem Observationsposten vor dem Hause nach der Altstadt zurück. Er hatte wirklich jenen Menschen, den er nun zweimal im Voigtlande gesehen, in der Behrenstraße getroffen, hatte bemerkt, wie er in das Müllersche Haus gegangen und bald darauf wieder zurückgekommen war. Jetzt war kein Zweifel mehr. Das Mädchen, deren Erscheinung in so ungewohnter Umgebung ihm aufgefallen, war die Tochter des reichen Müller, und sein Entschluß, den Vater zu warnen, stand fest. — Nachdenklich schlenderte er bis zum Nicolai-Kirchhof, wo er heute bereits von den übrigen Stammgästen sehnlichst erwartet wurde. Obgleich voll von dem, was er Wichtiges entdeckt zu haben glaubte, sprach er doch den ganzen Abend über nicht davon. — Freilich, hätte ihn Jemand darnach gefragt, so würde er seinem Vorsatze schwerlich treu geblieben sein; denn Vorsicht und Geschwätzigkeit lagen bei ihm stets im Kampfe miteinander.

Zwei Themata waren heute besonders an der Tagesordnung. Bis die sämmtlichen Stammgäste an dem runden Tische vor dem grünen Ofen sich zusammengefunden, wurde kein ordentliches Gespräch angefangen; es handelte sich um Wetter, Marktpreise, To-

desfälle, Krankheiten und hin und wieder wurde auch wohl ein neuer Witz erzählt, aber wie aus Instinkt hüteten sich Alle, sogenannte „große Fragen" früher zur Verhandlung zu bringen, als bis Alle beisammen waren. Neumann war heute der letzte. — Sein „guten Abend" wurde mit einigen Bemerkungen über zu spät kommen erwiedert, und der Geheime Registrator Schwendike riskirte sogar eine seiner gewöhnlichen witzigen Fragen, ob Neumann vielleicht sich bei einem hübschen Mädchen verspätet, die von den Hörern mit Gelächter, von Neumann aber mit dem stolzen Selbstgefühl beantwortet wurde, daß Schwendike ihn dessen überhaupt noch für fähig halte.

„Na, meine Herren, werden Sie sich denn auch die neue russische Batterie ansehen, die nun nächster Tages nach Berlin kommen wird?"

„Eine russische Batterie? Wie geht denn das zu?"

„Der Kaiser hat unserm alten Herrn eine geschenkt, damit sich unsere ein Muster daran nehmen sollen." —

„Na na! Herr Geheimer Registrator! Muster nehmen? — Auch noch! — Ich denke, unsere Kanonen werden wohl eben so gut sein, wie die russischen. Wird gewiß einen andern Grund haben."

„Nein, nein! das ist ganz gewiß. Schenken thut man nur etwas, was man besser hat, als der Andere, sonst macht ja auch das Geschenk dem Empfänger gar keine Freude, wenn er es selbst schon eben so gut hat." —

„Da wird sich unser Prinz August schwer ärgern. In ganz Europa gilt er für den ersten Artillerie-General, und die Offiziere kommen aus fremden Ländern weit her, um sich unsere Kanonen zu besehen, und nun sollen die Russen es mit einemmale besser verstehen — ! —

„Wahrscheinlich kommt das noch von Kalisch her, wo vor drei Jahren die russische und die preußische Artillerie zusammen exerzirt hat.“ —

„Das ist wohl möglich! Freue mich übrigens recht darauf, wieder einmal russische Soldaten zu sehen. Seit 1815 sind keine in Berlin gewesen.“

„Zum Besuch lasse ich sie mir gefallen, aber sonst kann ich gerade nicht sagen, daß ich gern die Russen hier hätte. Hoffentlich erleben wir das nicht mehr. — Mein Vater erzählte immer noch vom siebenjährigen Kriege her, wie sie hier gewirthschaftet haben.“—

„Aber was wollen sie denn mit der Batterie anfangen, wenn sie nun hier ist?“ —

„Vielleicht werden die Kanonen im Thiergarten aufgestellt, wie im Lustgarten in Potsdam, da stehen auch solche Kanonen, ich weiß aber nicht, was für eine Bewandniß es eigentlich damit hat.“ —

„Das ist eigentlich eine historische Merkwürdigkeit. Unser alter Herr hat sie dort aufstellen lassen, damit man sehen kann, wie die Kanonen von uralten Zeiten her bis jetzt sich verändert haben. Da sind welche aus dem dreißigjährigen Kriege und auch vom großen Kurfürsten bis auf die, wie sie jetzt aussehen.

Eigentlich gehören sie in die Kunstkammer, wo noch mehr solche alte Merkwürdigkeiten sind, aber sie haben sie nicht drei Treppen hoch transportieren können, darum sind sie nach Potsdam gekommen." —

„Also historisch sind die Kanonen, fragte jetzt Neumann." —

„Gewiß, ich glaube sie haben auch die faule Grete dabei, die in alten Zeiten gegen die Quitzows, die Rochows, die Puttlitze und alle die Andern gebraucht wurden." —

„I Gott bewahre, die steht ja bei der neuen Wache, da wo die Wachparaden-Musik ist. — Nicht wahr, Neumann?" —

„Erlauben Sie, meine Herren, das sind keine brandenburgische Kanonen, das sind französische Kanonen, die erobert worden sind. Was die faule Grete betrifft, so weiß man nicht, wo die hingekommen ist. Wird wohl vor lauter Faulheit alle geworden sein."

„Warum heißt sie denn eigentlich die faule Grete, Neumann, Sie wissen ja mit solchen alten Geschichten Bescheid."

„Weil sie so schwer war, daß man sie fast gar nicht von der Stelle bringen konnte." —

„Wird wohl seine Ursachen gehabt haben, in unsern Sandwegen in der Mark ist jede Kanone schwer."

„Sie wurde damals von Friedrich I., das heißt nicht dem Könige, sondern dem Kurfürsten, gegen die Schlösser der rebellischen Adeligen gebraucht, und war

auch eigentlich die einzige Ursache, daß die Hohenzollernschen Fürsten die Marken bekamen." —

„So was erlebt man doch heut zu Tage nicht mehr, daß die Adeligen Rebellion machen."

„Rebellion kann man es wohl nicht eigentlich nennen, was sie damals gemacht haben, das habe ich neuerlich von einem Professor auseinandersetzen hören, und der machte das Ding ganz klar. Die Quitzows, und die Rochows, und die Puttlitze meinten es eigentlich sehr gut mit unserm Vaterlande; denn sie hatten es mit ansehen müssen, wie wohl hundert Jahre lang die Mark Brandenburg immer pfandweise von einer Hand in die andere ging, und Einer regierte sie immer schlechter als der Andere, besonders der Jobst von Mähren, der damals das Land ganz niederträchtig behandelte. Nun kam mit einemmale ein Burggraf von Nürnberg, von dem die märkischen Adeligen in ihrem ganzen Leben nichts gehört hatten, der hatte dem Kaiser Geld geliehen und dafür Brandenburg als Pfand bekommen. Nun wollte er haben, daß ihm alle Städte und alle Ritter huldigen sollten, — aber die hatten das ewige Verpfänden und Huldigen satt und wollten sich die bisherige schlechte Behandlung nicht mehr gefallen lassen. Da gab es denn Krieg."

„Kurfürst Friedrich hatte doch aber Recht." —

„Ja, er hatte Recht, aber die Marken hatten auch Recht." —

„Das paßt nicht zusammen, und dann hätten

die Quitzows doch auch bedenken sollen, daß Friedrich ein guter Regent war." —

„Ja, das konnten sie doch damals noch nicht wissen. Wir wissen wohl, daß er nachher gut regierte, daß er der Stammvater unserer Kurfürsten und Könige war, und daß wir uns gratuliren können, solche Landesherren gehabt zu haben, aber das wußten die Quitzows doch nicht. Sie hörten nur, daß sie wieder einen fremden Herrn bekommen sollten, der blos für Geld die Marken an sich gebracht hatte, und als sie sahen, daß er keinen Spaß verstand, und ihnen ernstlicher zu Leibe ging, als alle früheren Pfand-Inhaber, da dachten sie gerade erst recht, daß sie sich das nicht gefallen lassen müßten und wehrten sich bis auf den letzten Mann."

„Nein, Kinder, wenn ich so etwas höre, dann freue ich mich doch immer, daß wir nicht mehr in solchen Zeiten leben. Das muß ja schauderhaft zugegangen sein, und Stadtverordnete hatten sie damals auch noch nicht." —

„Sagen Sie mal, Herr Geheimer Registrator, haben Sie denn etwas Näheres von der englischen Sängerin gehört, wie heißt sie doch gleich?"

„Sie meinen die Clara Novello? — Na, der haben sie gestern in der Zeitung ordentlich die Meinung gesagt. — Rellstab versteht in so etwas keinen Spaß." —

„Ich bin eigentlich nicht recht klug daraus geworden. Wie hängt denn die ganze Geschichte zusammen?" —

„Sehen Sie nur, meine Herren, diese englische Miß macht jetzt so, was man sagt, Furore hier, und da sollte nun für einen jungen Componisten, der schon den Preis auf der Akademie gewonnen hat, ein Concert gegeben werden, damit er sich in Italien in seiner Kunst noch mehr ausbilden könne. Unsere hiesigen Künstler sagten ihm auch gleich ihre Unterstützung zu, aber die Demoiselle Novello verlangt 400 Thaler, wenn sie eine Arie singen soll, — sonst thäte sie es gar nicht." —

„Das ist ja ausverschämt! — Sage ich doch! — solche fremde Menschen schleppen alles Geld aus dem Lande weg." —

„Erlauben Sie einmal, meine Herren, wenn's weiter nichts ist, als daß sie 400 Thaler fordert, so ist die Sache nicht so schlimm, aber wenn man sie ihr giebt, dann wäre es schlimm! — Sie wird eingeladen, damit sie durch ihren Gesang das Publikum anzieht; — nun ist in England einmal die Sitte, daß sich jeder Künstler bezahlen läßt — und da hat sie ganz Recht, daß sie etwas fordert; — freilich, 400 Thaler, das ist ein bischen grob!" —

„Aber sie hätte doch den guten Zweck bedenken sollen!" —

„Wenn sie den nun aber nicht bedenken will. Man kann doch keinen Menschen zwingen, wohlthätig zu sein." —

„Freilich, das ist auch wieder wahr. Die Zeitungen lassen sich die Insertions-Gebühren, die Fuhr-

leute die Wagen, der Drucker die Zettel und jeder seine Arbeit bezahlen, warum soll die englische Miß sich nicht auch bezahlen lassen?" —

„Es ist aber doch Unrecht. — Sie hätte sich ein Beispiel an unsern Sängern und Schauspielern nehmen sollen. Die sind überall dabei, wo es gilt, etwas für einen wohlthätigen Zweck zu thun."

„Hören Sie mal, da haben Sie Recht. Das habe ich mir noch gar nicht von der Seite überlegt. Eigentlich sind die ja viel wohlthätiger, als alle Anderen, denn da ist ja fast keine Stiftung, kein Unglück, wo die nicht das Geld dazu verdienen helfen. Alles, was recht ist. — Die Leute thun wahrhaftig, was in ihren Kräften steht." —

Das war so ziemlich der Hauptinhalt der Verhandlungen dieses Abends unter den Stammgästen des Nikolai-Kirchhofs, wenigstens waren es die neuesten Begebenheiten des Tages, die besprochen wurden, und zur gewöhnlichen Zeit brach einer nach dem andern auf, um nach Hause gehen. Neumann hatte kurz vor dem Aufbrechen auch von dem Mordversuch erzählt, der in ihrer so unmittelbaren Nachbarschaft geschehen, und ging deshalb noch mit zweien seiner Bekannten nach dem Molkenmarkt, um ihnen die Lokalität zu erklären. Obgleich noch nichts Näheres über den ganzen Vorfall bekannt geworden war, so hatte es doch nicht an Gerüchten und Vermuthungen aller Art gefehlt, so daß jeder etwas anderes und Schrecklicheres zu erzählen wußte. Indem sie noch das Haus an der Ecke

der Spandauer Straße betrachteten, wo der Mordanfall geschehen war, bemerkten sie aus der Stralauer Straße drei Gendarmen kommen, die einen Menschen in ihrer Mitte hatten und ihn nach der Stadtvoigtei zu führten. Neugierde lockte sie näher, und als Neumann den Gefangenen bei dem hellen Scheine einer Gaslaterne sah, rief er plötzlich aus:

„Das ist ja derselbe junge Mensch, den ich heute im Voigtlande gesehen."

Kaum waren diese Worte heraus, als einer der Gendarmen still stand, auf den Sprechenden zuging und höflich fragte:

„Kennen Sie den jungen Mann, mein Herr?"

„Das heißt, kennen thu ich ihn nicht — aber ich habe ihn heute zufällig in einem Wirthshause gesehen." —

„In welchem Wirthshause, wenn ich fragen darf?" —

„Wie es heißt, kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Wachtmeister, aber der Mensch schien dort in sehr schlechter Gesellschaft zu sein." —

„Darf ich Sie um Ihre Addresse bitten, mein Herr!" —

„Mit Vergnügen, Neumann, Rentier." —

„Ach, ich weiß schon, Papenstraße —"

„Ja wohl! — Ich werde aber doch keine Ungelegenheiten davon haben, daß ich den Menschen kenne?" —

„Nicht im Geringsten. Kosten werden dadurch unter keinen Umständen verursacht."

Der Gendarm empfahl sich höflich, und bald war der Gefangene mit seiner Bedeckung in dem Thorwege der Stadtvoigtei verschwunden. —

„Neumann, Neumann, rief jetzt der Geheime Registrator Schwendike, reitet Sie denn der Teufel, daß Sie sich in solche Geschichten mischen? Sie werden schönen Aerger davon haben, Termin über Termin.“

„Meinen Sie, Schwendike? — Ja aufrichtig, ich weiß selbst gar nicht recht, wie ich dazu gekommen bin. — Seit ein paar Tagen muß mich der Henker überall haben, wo etwas los ist. Na, ich sage doch!“ —

„Gute Nacht, gute Nacht! — So ein Krakkehler, wie der Neumann, lebt gar nicht mehr.“ —

„Ich ein Krakkehler? O Gott! — Alles, nur dieses nicht! — Gute Nacht!“ —

V.

Wir verließen den Polizeirath Dunker in dem Augenblicke, wo ihm die Wohnung geöffnet wurde, in welcher er nach den bisherigen Ermittelungen mit großer Wahrscheinlichkeit den Urheber jenes räthselhaften Mordversuches finden mußte. Fritz Etlung, der zweite Sohn des allgemein geachteten, rechtlichen Hauseigenthümers und Kaufmanns wurde schlafend im Bette gefunden und der Polizeirath befahl ihm, sich sofort

anzukleiden, weil er ihn allein zu sprechen habe. Mit einem ängstlichen Schrei erwacht, als er den Polizeirath vor sich sah, zitterte er heftig und bemühte sich umsonst, mit dem Ankleiden zu Stande zu kommen, als schon der bestürzte Vater in die Stube trat und fragte, was mit seinem Sohne vorgangen sei.

„Erlauben Sie, daß ich erst einige Worte mit Ihrem Sohne rede, und ängstigen Sie sich nicht vor der Zeit, vielleicht ist das Ganze nur ein Mißverständniß." —

„Mensch, was hast Du gethan, wendete sich nun der unglückliche Vater zu seinem Sohne, Du mußt ein schweres Verbrechen begangen haben, daß Du bei nachtschlafender Zeit von dem Herrn Polizeirath selbst abgeholt werden sollst. Habe ich solche Schande um Dich verdient?" —

„Ich weiß gar nicht, was ich gethan haben soll, Vater!" —

„Junger Mann," redete ihn jetzt der Polizeirath an, „vergebens suchen Sie die Angst zu verbergen, die Ihnen meine Erscheinung einflößt. Sie wissen nur zu gut, warum ich gekommen bin. Sein Sie aufrichtig, bekennen Sie Ihrem vortrefflichen Vater, was Sie gethan. — Mildern Sie durch Offenheit und Aufrichtigkeit die Schwere Ihrer Schuld."

„Ach Gott! ach Gott! lieber Vater, ich werde abgeholt, weil ich einen Menschen erschlagen habe. — Bei diesen in der höchsten Aufregung ausgestoßenen

Worten sank Fritz auf das Bett zurück und verbarg laut schluchzend sein Gesicht in die Kissen.

Wie vom Donner gerührt, stand der unglückliche Vater da. Vergebens drang er in ihn, ihm zu sagen, was denn eigentlich geschehen sei, aber er brachte nichts anderes aus dem Weinenden heraus, als den wiederholten Ruf: „Ich habe einen Menschen erschlagen!“

Der Polizeirath, der wohl wußte, daß in ähnlichen Fällen die Gegenwart anderer Personen hindernd auf die Ermittelung der Wahrheit einwirkt, unterbrach jetzt den Vater, als er seinem Sohne Vorwürfe machte, ihm vorhielt, wie oft er ihn gewarnt, wie jener alle Ermahnungen gering geachtet, wie das nun die Folgen schlechter Gesellschaft wären, und führte den schon geständigen Verbrecher allein in das anliegende Comptoir, wo es ihm gelang, in unglaublich kurzer Zeit das vollständige Geständniß zu erlangen, welches später der Criminaluntersuchung zu Grunde gelegt wurde und sich in allen seinen Punkten bestätigte. — Aufs Neue bewährte hier der verdiente Beamte den Ruf seiner Geschicklichkeit, indem er den ganzen Thatbestand in folgende Uebersicht zusammenfaßte.

Johann Friedrich Etlung, zur Zeit der That funfzehn ein halb Jahre alt, war von seiner Jugend an von seinen rechtschaffenen Eltern stets gut erzogen und zum fleißigen Besuche der Schule angehalten worden. Erst im Sommer des Jahres 1838 war er zum Goldarbeiter Grawe in die Lehre gekommen und hatte in den Feierstunden, die von den Eltern nicht beaufsichtigt

werden konnten, schlechte Bekanntschaften gemacht. Von diesen zu Vergnügungen aufgemuntert, hatte er vor einigen Wochen zwei Thaler unterschlagen, mit denen ihn sein Lehrherr zu dem Maler Reichenstein in die Rosenthaler Straße geschickt, der dies Geld für gemalte Thürschilder zu fordern hatte. Aus Furcht, daß diese Unterschlagung bald entdeckt werden würde, versetzte er seine Uhr bei dem Pfandleiher Friedberg, dessen Schild er oft im Vorübergehen bemerkt. Um das zu können, lieh er sich von seinem Mitlehrling jenen Bürgerbrief, gab sich für den Sohn eines Buchbinders Lemke aus und erhielt drei Thaler auf die Uhr. Da sein Großvater die Gewohnheit hatte, Abends seine Uhr mit der seines Enkels zusammen beim zu Bette gehen in einem Spinde aufzuhängen, so erfuhr dieser bald, daß er die Uhr nicht mehr habe, worauf er ihm drohte, Alles dem Vater zu sagen, wenn Fritz sie nicht wieder herbeischaffe. In der Angst, von seinem Vater, der streng auf Ordnung hielt, bestraft zu werden, kam er auf den Gedanken, dem alten Pfandleiher die Uhr mit Gewalt wieder wegzunehmen, und ihn, im Falle er sich widersetze, todtzuschlagen, weil dann bei der Abgelegenheit der Pfandleihe, der Schwäche des alten Mannes und durch den falschen Namen des Bürgerbriefes es doch Niemand erfahren würde, daß er es gewesen sei. Dieser fürchterliche Gedanke reifte bald zum Entschluß, als er jene Kerle, zu denen er sich hielt, so leicht über einen Mord sprechen, ja scherzen hörte, und er nahm aus dem Keller seines Vaters eine

Brechstange, die er sich schon früher ausgesucht, um einen Diebstahl bei dem Butterhändler Krug auszuführen, zu dem ihn jene Gauner verführt. Mit dieser Brechstange unter den Rock geknöpft ging er nun in das Haus des alten Friedberg und vollführte jene fürchterliche That, die in ihrer Ruchlosigkeit, bei so jämmerlichen Motiven, bei der Jugend des Verbrechers und durch alle Nebenumstände fast ihres Gleichen in den Annalen der Criminaljustiz sucht. Indessen überfiel ihn gleich, nachdem er den wehrlosen Greis niedergeschlagen, eine so ungeheure Angst, daß er, ohne die Uhr an sich zu nehmen, über den Hof nach der Spandauer Straße zurücklief, halb sinnlos nach der Fischerbrücke eilte, dort das Mordinstrument in die Spree warf, sich auf einer Waschbank das Blut von den Händen wusch und dann in die Tabakshandlung von Uhlmann unter dem Mühlendamm ging, wo er den Commis Schmidt kannte, bei welchem er bis neun Uhr blieb. Sein verstörtes Aussehen wurde zwar bemerkt, aber wer hätte wohl die Ursache davon geahnet. Am andern Tage ging er wieder zu seinem Lehrherrn in die Arbeit, fand sich am Nachmittage mit jenen verdächtigen Burschen zusammen und fiel schon Abends in die Hände der wachsamen Gerechtigkeit.

Da im Frühjahr ein ähnlicher Mord und Raubversuch bei einem Pfandleiher stattgefunden, so vermuthete die Behörde, daß dieser vielleicht mit jenem in irgend einem Zusammenhange stehen könne, und es kam daher darauf an, die Personen zu ermitteln, mit denen

Fritz Etlung wohl Umgang gehabt. Die Anzeige des Gendarmen von dem, was Neumann am Abende vorher geäußert, veranlaßte die Erscheinung eines Criminal-Commissarius bei ihm, der den Auftrag hatte, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, weil der Polizeirath durch eine wichtige Dienstreise abgehalten war, in dieser Sache weiter zu wirken.

Neumann, der seiner Haushälterin schon beim Zuhausekommen Alles mitgetheilt, und dafür tüchtig ausgescholten worden war, glaubte vom Schlage gerührt zu werden, als der Criminal-Commissarius sich melden ließ. —

„Da haben wir's! Ich ruhiger Bürger, der keinem Menschen in die Quere kömmt, werde nun in verdächtige Geschichten verwickelt. — Nein, ich sage doch! — Bitte, Herr Criminal-Commissarius, bemühen Sie sich doch hier herein! — Was verschafft mir denn die Ehre? — Frau Dorothee, holen Sie doch mal eine Josthsche für den Herrn Criminal-Commissarius. Bitte, nehmen Sie doch Platz! Nun sagen Sie um Gotteswillen, was ist denn das für eine Geschichte mit dem Gefangenen gestern Abend?" —

„Entschuldigen Sie nur, wenn ich etwa störe, aber der Gendarm hat ausgesagt, daß Sie uns gefälligst einige Notizen über den jungen Menschen geben würden, der gestern Abend verhaftet worden ist." —

„Notizen? — Du lieber Gott — ich habe den Menschen in meinem Leben gar nicht gesehen — das heißt — entschuldigen Sie, gestern Nachmittag habe

ich ihn im Voigtlande gesehen — aber vorher meine ich. — Hören Sie mal, Herr Criminal-Commissarius, Kosten und viele Gänge werde ich doch davon nicht haben?"

„Wie wäre das möglich? — Sie stehen ja in gar keiner Verbindung mit dem Verbrecher." —

„Na, das ist mir lieb. Sehen Sie, ich stehe nicht gern in Verbindung mit einem Verbrecher — und überhaupt, wenn Sie mich ganz aus dem Spiele lassen könnten —"

„Da Sie so freundlich sein wollen, mir mitzutheilen, wann, wo und in welcher Gesellschaft Sie jenen Menschen gesehen, so wird die Behörde Sie gewiß nicht wieder belästigen." —

So? Na, denn in Gottes Namen. Aber trinken Sie auch erst ein Glas Josihysches. Wenn mir nur der Schreck nicht schadet! — denn sehen Sie nur, Herr Criminal-Commissarius, wenn man auch mit keinem Verbrecher in Verbindung steht, wie Sie sehr richtig zu sagen beliebten, so bekommt man doch einen Schreck, wenn ein Criminal-Commissarius mit einem spricht. Ich habe noch nie mit den Gerichten zu thun gehabt. Bin überhaupt ein stiller, ruhiger Bürger, und meine Haushälterin sagte gestern Abend noch —"

„Wann haben Sie den Fritz Etlung zum erstenmale gesehen?"

„Also Fritz Etlung heißt er? — Nun, sieh mal einer an! — Gestern Nachmittag in einer Tabagie draußen im Voigtlande. Das heißt, Sie müssen nicht

denken, daß ich da Stammgast bin. Nein, ich kam nur so zufällig dahin, und da war auch noch ein anderer, das heißt vorgestern, und gestern war noch ein anderer da, mit denen hatte der junge Mensch Umgang." —

„Würden Sie diese Menschen wohl wiedererkennen, oder mir wenigstens so genau beschreiben können, daß ich sie —"

„Ja, hören Sie mal, Herr Criminal-Commissarius, das ist schwer. Ich kenne sie weiter gar nicht, aber nach ihren Reden zu schließen, müssen es recht rüde Burschen sein; der Wirth kennt sie auch nicht — das hat er mir selbst gesagt." —

„Es käme doch darauf an, ob er sie auch nicht kennt, wenn ich ihn fragte. — Würden Sie vielleicht die Gefälligkeit haben, mit mir hinaus zu gehen, dann ließe sich die Sache vielleicht mit zwei Worten abmachen." —

„Warum dieses nicht? — Aber werden wir sie auch da finden?" —

„Wenn die Verhaftung ihres Gefährten bekannt geworden ist, freilich nicht, indessen finden sich an Ort und Stelle doch vielleicht Anknüpfungspunkte." —

„Ich weiß aber eine Person, die den einen kennt. — Demoiselle Müller hat mit ihm gesprochen und gestern Abend ist er auch bei ihr im Hause gewesen."

„Wer ist diese Demoiselle Müller?"

„Ja so! — Donnerwetter! — Nein, ich habe mich versprochen! — Ich meinte etwas ganz anderes." —

„Sie sagten aber doch ganz deutlich, daß eine Demoiselle Müller mit dem Unbekannten gesprochen.“

„Das heißt, gesprochen? Nein! das kann ich nicht beschwören, aber freilich, bei ihm gewesen ist sie. — Nein, wollte ich sagen. — Herr Je, in was für eine verdammte Geschichte verwickele ich mich da!“ —

„Ich muß Sie aufmerksam machen, Herr Neumann, daß von dem Augenblick an, wo Sie einen Namen genannt haben, von Verheimlichung nicht mehr die Rede sein kann. Es ist meine Pflicht, Sie auf Ihr Gewissen und auf Ihren Bürgereid zu fragen, wer ist diese Demoiselle Müller?“

„Ich weiß ja aber gar nicht, ob ich durch meine Aussagen nicht eine ganze achtungswerthe Familie blamire. Heute wollte ich schon hingehen und den Vater warnen, und nun kömmt diese verwickelte Geschichte.“ —

„Also der Vater lebt hier?“ —

„Ach Gott ja! aber es ist eigentlich gar nicht möglich, daß ein so reiches und vornehmes Mädchen etwas mit so einem gemeinen Kerl zu thun hat. Das wäre ja noch nicht dagewesen!“ —

„Möglich oder nicht. Ueberlassen Sie das mir! — Wo wohnt der Vater?“

„In der Behrenstraße.“ —

„Doch nicht der reiche Müller aus Bremen?“ —

„Kennen Sie ihn? — Ja, er soll sehr reich sein, aber eben deswegen ist es ja ganz unglaublich.“ —

„Ihnen mag dergleichen unglaublich sein. Mich

hat mein Amt leider längst daran gewöhnt, Alles so lange glaublich zu finden, bis ich den Beweis vom Gegentheile sehe. — Erzählen Sie mir Alles, was Sie wissen und wirklich gesehen haben.

Aengstlich und stockend erzählte nun Neumann, was ihm gestern und vorgestern aufgefallen. Gern hätte er Alles wieder zurückgenommen, was er übereilt geäußert, aber dem erfahrenen und jede Ausflucht gleich durchschauenden Beamten gegenüber wollte ihm das nicht gelingen. Er erschrak jedesmal, wenn jener aus einer ganz unwesentlich scheinenden Kleinigkeit plötzlich eine Frage entwickelte, die nothwendig beantwortet werden mußte, wollte er nicht in Widerspruch mit sich selbst gerathen, und kaum war sie beantwortet, so zeigte eine zweite Frage, wie klar der geübte Beamte das Ganze überschaue.

Als Neumann nichts mehr zu sagen wußte, und schließlich noch die Kleidung und das Aussehen jener beiden Kerle so genau beschrieben hatte, als es ihm möglich war, empfahl sich der Criminal-Commissarius, höflich für die gefällige Mittheilung dankend. Trostlos blieb Neumann allein. Seiner Haushälterin den Inhalt der Unterredung mitzutheilen, wäre nicht nöthig gewesen, denn sie hatte hinter der Glasthür des Alkovens gehorcht, dennoch geschah es so weitläuftig und vollständig als möglich. Statt aber Trost und Aufrichtung in seiner ihm schrecklich erscheinenden Lage zu erhalten, mußte er dieselben Vorwürfe hören, die er sich selbst schon genug und übergenug gemacht.

„Ja, ja, Herr Neumann, man lernt Jesum Christum erkennen, wenn man in Noth und Trübsal ist. Ich habe es immer gesagt, Ihnen geht es viel zu gut. — Aber die Zeit wird schon kommen, wo Sie sich nach geistlichem Trost und Erbauung sehnen werden.“ —

„Fangen Sie schon wieder an? Sie kriegen mich doch nicht in Ihre Betstunde.“

„So ist es recht, nur immer störrig, nur immer das ewige Heil von sich gewiesen. Gott gebe, daß diese schreckliche Criminal-Geschichte nicht zu Ihrer Schande und zu Ihrem Unglück ausschlägt. Ich habe schon mehr Leute gesehen, die unsere frommen Versammlungen im Herrn verspottet und nachher reumüthig zu Kreuze gekrochen sind.“

„Ich brauche aber nicht zu Kreuze zu kriechen, denn ich thue keinem Menschen was, gebe in den Männer-Kranken-Verein, in den Frauen-Kranken-Verein, in die Suppen-Anstalt, in die Versorgung der Armen mit Brennholz und in die Wadzecks-Anstalt, zu fünf Kinder-Warte-Schulen und Gott weiß, was noch für Anstalten, habe noch nie Cigarren auf der Straße geraucht, thue also auch nichts Polizeiwidriges, also brauche ich auch nicht zu Kreuze zu kriechen.“

„Ich sage auch nicht, daß Sie ein so arger Sünder, wie alle anderen Menschen, aber wir sind Alle sündhaft geboren, und nur die wahre Gottseligkeit macht uns fröhlich bei unserm Ende!“ —

„Aber Dorothee, reden Sie mir nicht vom Ende! —

Es ist schon schlimm genug, daß es mit allen Menschen überhaupt mal ein Ende nimmt, man braucht nicht auch noch davon zu reden." —

„Wenn es nun doch aber kommt, dieses Ende, und Heulen und Zähnklappen sein wird unter den Ruchlosen." —

„Meine Ueberschuhe!" —

„Da stehen sie neben dem Sopha! — Wenn da sein wird die Angst und die Gewissensbisse." —

„Wo ist denn mein Regenschirm schon wieder?" —

„Sie haben ihn ja schon in der Hand! Dann, sage ich, werden sie zu spät einsehen, daß die Zeit zur Buße und gottgefälligen Beschauung vorüber ist."

„Adieu! Sie kriegen mich doch nicht in Ihre Betstunde!" —

„Wenn das mit den Criminal-Geschichten hier im Hause so fort geht, wie es sich anläßt, kriege ich Sie doch hin." —

„Was werde ich denn heute zu essen haben?" —

„Schwarzsauer und eine Griessuppe. — Versuchen Sie es doch nur einmal. Heute Abend ist gerade großer Vortrag über die Heidenbekehrung." —

„Adieu!" —

Neumann ging. Der Aerger über seine Haushälterin hatte ihn wieder ein wenig erfrischt, denn nach dem Weggehen des Criminal-Commissarius wußte er gar nicht, wie ihm eigentlich zu Muthe war. Mit Grausen dachte er an alle die Ungelegenheiten und Störungen, die ihm aus seiner zufälligen Bekanntschaft

mit Verbrechern und aus seiner unseligen Schwatzhaftigkeit erwachsen konnten. Er, der die Ruhe über Alles liebte, sah sich plötzlich in Begebenheiten verwickelt, die ihn doch eigentlich gar nichts angingen. Gern wäre er zu Hause geblieben und hätte sich um nichts in der Welt bekümmert, aber schon in der vorigen Woche hatte er an der Stralauer Brücke einen Kahn zu heute um zwölf Uhr bestellt, weil er das alte Wasserwehr oder den Bär besichtigen wollte, der von der ehemaligen Befestigung Berlins in der Gegend des früheren Köpnicker Thors noch vorhanden, aber nur sehr wenigen Berlinern bekannt ist. Auf dem alten Küsterschen Plane der Stadt hatte er dieses Wehr in dem ehemaligen Festungsgraben entdeckt und sich vorgenommen, dasselbe zu besehen. Da es ganz zwischen den Hinterhäusern der Wallstraße und Neuen Jakobsstraße versteckt liegt, so hatte er sich bei dem Fischermeister Voigt einen Kahn bestellt, um durch den sogenannten grünen Graben bis dorthin zu fahren.

Obgleich in seiner heutigen Stimmung wenig aufgelegt, seinen, wie er sie nannte, wissenschaftlichen Untersuchungen nachzugehen, stieg er doch an der Stralauer Brücke in den schon wartenden Kahn, fuhr über die Spree bis zum neuen Hospitale und ließ dann den verwunderten Schiffer in den grünen Graben einbiegen. Eine solche Spazierfahrt war dem Knechte noch nicht vorgekommen und er rief daher:

„Männeken, hören Sie mal, hier können Sie nicht durch. Hier ist die Sache alle! — Bei dem

Logengarten vorbei ist die Walkmühle — und dann hört die Fahrt auf."

„Fahre Du nur zu!" —

„Na, das ist mir noch nicht arrivirt! — Ich fahre bei Voigtens schon lange, aber hierher habe ich noch keine Herrschaft gefahren. — Wo wollen Sie denn eigentlich hin?" —

„Das weiß ich selbst noch nicht. — Fahre nur immer zu!" —

„Na nu! Sie werden sich doch kein Leides anthun wollen? Letzthin ist hier auch einer ins Wasser gesprungen."

„I Gott bewahre! Aber was ist denn das da für ein Berg?" —

„Das ist der Eiskeller von der Loge zu den drei Weltkugeln." —

„Sieh mal an, gerade an der Spitze, wo der Garten eine Biegung macht, das ist gewiß noch ein Ueberbleibsel von dem alten Köpnicker Bastion. Ja, ja, hier ist es gerade gewesen." —

„Was für ein Ding?" —

„Fahre nur getrost weiter. Du verstehst Dich doch nicht auf Alterthumsforschung."

In der That hat dieser Theil der Stadt etwas ungemein Eigenthümliches, ja, man glaubt gar nicht mehr in Berlin zu sein, wenn man diesen Weg zu Wasser einschlägt. Die alte Befestigung, welche der große Kurfürst im Jahre 1658 beginnen ließ, nahm dort ihren Anfang, wo jetzt das neue

Hospital und der Logengarten sich befinden. Das ehemalige Köpnicker Bastion bildete den Endpunkt auf der Kölnischen Stadtseite und der Lauf des noch jetzt vorhandenen Festungsgrabens giebt die Form jener alten Festungswerke, die freilich, wegen der vielen Ueberbrückungen, nur auf dem Plane noch erkennbar sind. Hinter dem Hause Nr. 14 der Neuen Jakobsstraße und den Hinterhäusern der Splittgerbergasse liegt nun jene alte steinerne Wasserwehr, sonst der Wusterhausensche Bär genannt, noch ganz so, wie er früher einen Theil der Befestigung als Batardeau ausgemacht. Ein massiver Thurm schließt ihn auf der einen Seite ab, während auf der andern eine Walkmühle durch Aufstauung des Wassers ihren Betrieb erhält. Es ist so einsam und heimlich in dieser Gegend, daß man kaum glaubt, sich mitten zwischen den belebtesten Straßen der Stadt zu befinden.

Wie gewöhnlich entdeckte Neumann hier wieder Dinge, an die kein anderer Mensch gedacht haben würde. Das Wort Wusterhausenscher Bär führte ihn auf den Gedanken, daß wohl Albrecht der Bär dieses Wasserwehr schon erbaut haben könnte, um seine Stadt Berlin vor den Einfällen der Wenden zu schützen. Da er von der Fortification nicht den mindesten Begriff hatte, so sah er das sämmtliche noch vorhandene Mauerwerk ohne alles Verständniß an und war zufrieden, daß er selbst gesehen, was Andere ihm blos erzählt. Fest entschlossen, seine Hypothese wegen Albrecht des Bären dem Registrator Fidicin zu

erzählen und ihn zu bitten, daß dieser wo möglich öffentlich seinen Namen dabei erwähne, kehrte er zurück und vergaß in der Freude seiner antiquarischen Entdeckung, so wie in dem vortrefflichen Schwarzsauer seiner Haushälterin die beängstigende Visite des Criminal-Commissarius.

VI.

Waldemar von Queiß hatte, als er spät nach dem Verlobungs-Abende aus dem Hause seiner Braut schied, keine Ruhe in seiner Wohnung finden können. In seiner Aufregung schien ihm die Einsamkeit des Zimmers unerträglich; er mußte wieder hinaus ins Freie, seine Gedanken ordnen, seines Glückes sich ganz bewußt werden. Wie viel hatten wenige Stunden geändert! — Das schöne Mondlicht, die kühlende Nachtluft, die tiefe Ruhe der Straßen lockten ihn hinaus vor das Thor, wo die tiefen Schatten der riesigen Bäume des Thiergartens ihn immer weiter und weiter auf seinem bewegten Spaziergange führten.

Sein ganzes Leben ging an ihm vorüber.

Der einzige Sohn des Oberlandesgerichtsrathes Franz von Queiß, hatte er von frühester Jugend an eine vortreffliche Erziehung genossen. Sein Vater wandte Alles, was er besaß, an die Sorge für seinen Sohn, dem die Mutter leider schon in seiner frühesten

Kindheit entrissen worden war. Als Landwehr-Offizier hatte der Oberlandesgerichtsrath die Feldzüge der Jahre 1813, 14 und 15 mitgemacht, während dieser Zeit aber durch untreue Verwalter das ganze Vermögen seiner Familie verloren, so daß er sich nach Beendigung des Krieges gezwungen sah, das früher nur zu seiner Ausbildung betriebene Studium der Rechte jetzt zu seinem Brodstudium zu machen und auf seine Ansprüche als Kämpfer der Freiheitskriege gestützt, eine Staatsanstellung zu suchen. Nur ungern sprach der Vater von jenen Ereignissen, die ihn um das ererbte Vermögen seiner Familie gebracht, weil allerdings seine Sorglosigkeit gegen Glücksgüter die meiste Schuld daran trug, indessen war sein Einkommen doch genügend, um ein sogenanntes anständiges Haus zu machen, wenn jede unnütze Ausgabe vermieden wurde. Mit dem Tode des Vaters, der im Jahre 1834 erfolgte, hörte indessen für den Sohn jeder andere Lebensunterhalt auf, als den er sich selbst erwerben konnte. Der Verkauf eines bedeutenden Mobiliars, so wie der werthvollen Bibliothek sicherte ihn zwar in den ersten beiden Jahren vor drückender Noth, sein Stolz aber und die Gewohnheit, sich in den bevorzugten Ständen der Gesellschaft zu bewegen, ließen ihn zunächst dasjenige als Erwerb benutzen, was früher nur als besonderes Talent an ihm bewundert wurde. Von Jugend auf empfänglich für Kunst und Literatur, hatte er früh angefangen, selbst zu schaffen, kleine Novellen, Gedichte, Phantasiestücke an verschiedene Journale ge-

fandt und ſich dadurch Eingang in jene eigenthümliche Welt der Journaliſtik verſchafft, die er jetzt ſo viel als möglich auszubeuten ſuchte, und wirklich, je bedeutender ſeine Arbeiten wurden, für ſeine Exiſtenz benutzen konnte. Er hielt ſich fern von dem ephemeren Treiben der kleinen Blätter und Blättchen, und verdankte ſeine ganze Thätigkeit nur den großen, maßgebenden Journalen, denen er bald ein geſuchter Correſpondent über alle Intereſſen wurde, welche die Zeit bewegten. Er fühlte ſich unabhängiger, ſelbſtſtändiger, als er die meiſten ſeiner Freunde und Bekannten bei gleichem Lebensalter in den erſten Stadien des Staatsdienſtes ſah, und wäre ganz zufrieden geweſen, wenn er dem angeborenen Stolze ſeiner Geſinnung entgegen nicht das hätte zum Erwerbe gebrauchen müſſen, was ihm Vergnügen machte. Wenige wußten, daß er ſelbſt gar kein Vermögen beſaß. Nach ſeinen Umgebungen zu ſchließen, ſchien er ſogar reich, aber eben dieſer mit ſo großer Sorglichkeit um ſich verbreitete Schein war ihm die Quelle mannigfacher Bitterkeiten, die ihm von den Lebensverhältniſſen aufgedrungen wurden, und die er auf ſeine politiſchen Anſichten übertrug. Im Herzen und durch Geſinnung Ariſtokrat in der edelſten Bedeutung des Wortes, war das Panier, für welches ſeine begeiſterte Feder kämpfte, der Liberalismus in ſeiner vollſten Berechtigung für die Zukunft. Daher mancher Zweifel, mancher Zwieſpalt in ihm, den ſelbſt ſeine genaueſten Freunde kaum ahneten.

Bis zu dem Augenblicke, wo er Marien zuerst gesehen, hatte er nur die Bestrebungen des Ehrgeizes, nur die süße Befriedigung des Schriftstellers gekannt. Seine Wünsche waren mäßig gewesen, sein Lebensgenuß der eines sittlich reinen, von Natur edlen Gemüthes.

Mariens Anblick aber hatte ihn wunderbar erregt, ihr Umgang ihn zauberhaft gefesselt und das mächtige Gefühl der Liebe mit der ganzen Kraft des ersten überwältigenden Eindrucks in seinem Herzen auflodern lassen. Wenn er früher in glänzender Gesellschaft oder in der Einsamkeit einmal daran gedacht, welchem Stande, welchem Lebensverhältnisse wohl die künftige Gattin seiner Wahl angehören müsse, um ihren Besitz zu wünschen, so war es ihm wohl nie eingefallen, daß eine Bürgerliche für ihn nur beachtenswerth sein könne. Als er aber Marien kennen gelernt, begriff er nicht, wie je eine andere als sie ihn hätte glücklich machen können. Doch mußte der Zufall seinem Wunsche entgegenkommen, sonst hätte die Scheu vor einer ablehnenden Antwort des Vaters vielleicht noch Jahre lang das Geständniß seiner Liebe zurückgehalten. —

Jetzt war es geschehen und Waldemar am Ziele seiner Wünsche. Von seinem langen nächtlichen Spaziergange nach Hause zurückgekehrt, suchte er vergebens Ruhe. Seine Phantasie war zu mächtig aufgeregt, er warf sich an den Schreibtisch und strömte das überwallende Gefühl im Liede aus. Lächelnd sah er die

Ueberschrift des letzten Gedichtes auf demselben Blatte das jetzt seinen Jubel, seine Lust aufnehmen sollte. Er hatte es erst vor einigen Tagen niedergeschrieben: „Klage des Entsagenden.“ Jetzt schrieb er in dem Gefühl des Sieges die Antwort darauf, und fand freudige Beruhigung in dem Gelingen des gluth- und lebensvollen Gedichtes. Schon brach der Morgen an, als er erst Ruhe suchte, aber der Traum rief ihm mit eben so lebhaften Farben das Bild der Geliebten wieder vor die Seele, als es beim Schließen der Augen von ihm geschieden war.

Der hohen poetischen Erregung des vorigen Tages folgte das ruhige Sinnen des neuen Morgens. Waldemar bedachte, was nun zunächst zu thun sei. Großjährig, bedurfte er Niemandes Einwilligung, doch mußte er für die nöthigen Papiere sorgen, die bei einer Heirath nothwendig sind. Sein Vormund hatte ihm den ganzen Nachlaß seines Vaters an wichtigen Familien-Papieren zur Zeit seiner Majorennitäts-Erklärung übergeben, Waldemar aber bis jetzt sich nicht mit dem Durchsehen derselben beschäftigt, weil er wahrlich des Beweises nicht bedurfte, daß seine Familie einst reich und angesehen gewesen, um zu wissen, daß er es nicht mehr sei. Was sollte ihm auch der Wust alten bestäubten Papiers, der in eine gewöhnliche Kiste verpackt, auf dem Boden seiner Wohnung einen Platz gefunden. Aber sein Taufschein, sein Stammbaum und Besitztitel seiner Vorfahren mußten darunter sein; er ließ also jene Kiste herunterholen und war eben mit dem

Oeffnen derselben beschäftigt, als der Schauspieler L. Schneider bei ihm eintrat und herzlich von dem überglücklichen Freunde begrüßt wurde.

„Gratuliren Sie mir, Freund, ich bin Bräutigam!“

„Von Herzen! Darf man schon wissen, wer die Glückliche ist?“

„Fräulein Marie Müller. Gestern Abend hat die Verlobung stattgefunden, und Sie sehen mich eben beschäftigt, meinen Taufschein und sonst dergleichen aus diesem tollen Gewirr alten Papiers herauszusuchen. Wollen Sie mir helfen? Sie sind ja ein Liebhaber von dergleichen. Hier finden Sie vergelbtes und rosifleckiges Papier und Pergament genug.“

„Aber wie hat sich denn das so rasch gemacht? Waldemar der Stolze, Bräutigam! Das giebt einen ganzen Nachmittag voll Verwunderung bei Stehely.“

„Weiß ich es doch selbst kaum! — Erlassen Sie mir die Erzählung dessen, was mir eigentlich an dem ganzen Vorgang unselig prosaisch vorkommt. Freuen Sie sich lieber mit mir über mein Glück. — Aber in welcher Unordnung sind diese Papiere! Das wird lange dauern, ehe wir das Gesuchte finden.“

„Rechnungen, alte Prozeß-Akten, Zeitungsblätter! freilich nicht besonders unterhaltend. Was ist denn das? Ein altes Taschenbuch von sonderbarer Form. — Darf man es öffnen?“

„Warum nicht? — Wird die Brieftasche irgend

eines meiner Vorfahren sein? — Richtig, da haben wir ja das Wappen im Innern!"

„Auch ein Horoscop findet sich darin; — sonst alterthümlich beschriebene Pergamentblätter. Der Name van Queeß ist aber nicht der Ihrige, oder sollte er in jener Zeit so geschrieben worden sein?"

„Möglich! — Macht es Ihnen Vergnügen, so nehmen Sie sich das Taschenbuch mit und studiren es mit Muße durch. Auch wenn Sie sonst etwas von dem alten Zeuge interessirt, steht es herzlich gern zu Diensten. Da ist auch eine „**Brevis relatio** von meiner Flucht aus denen Churbrandenburgischen Landen" und eine „**Restitutio in integrum** in die vormalig von Queißischen Lehngüter, so wie **Reparation d'honneur** wegen der von Queißischen Familien-Angelegenheit", die letzte vom Jahre 1739, also beinahe hundert Jahre alt. Sehen Sie nur, sogar die eigenhändige Unterschrift König Friedrich Wilhelms I. Vielleicht von großem Interesse für Sie, da Sie ja gar zu gern dergleichen alte Aktenstücke sammeln."

„Sie scheinen meine schwache Seite zu kennen. — Aufrichtig gestanden, fesselte mich der Inhalt dieses Taschenbuches schon, als ich das alte Horoscop erblickte. Für dergleichen habe ich seit meinen Schuljahren einen ganz besondern Sinn."

„Wie so seit den Schuljahren? Ich hoffe doch nicht, daß auf dem Werderschen Gymnasium damals Privatissima über Astrologie gelesen wurden? — Aber nehmen Sie doch eine Cigarre, erzählen Sie, während

ich hier suche, denn ich merke schon, Alles mögliche werde ich finden, nur meinen Taufschein nicht."

„Zur Zeit", erzählte Schneider, „als ich das Werdersche Gymnasium besuchte, war es noch in dem Eckhause der alten Leipziger Straße und der Jungfernbrücke, und der alte Bernhardi, den wir Knaben nur den „Dicken" nannten, Direktor. Auf dem engen dunklen Hofe, in welchem wir uns zwischen den einzelnen Lehrstunden umhertummelten, wohnte parterre im Seitengebäude ein kleiner alter Mann, den wir als einen Verwandten des Direktors nennen hörten, ohne daß ich je erfahren, oder mich auch nur darum bekümmert hätte, in welcher Art diese Verwandtschaft überhaupt stattfinde. Nur selten bekamen wir ihn zu Gesicht; — wenn es geschah, so schlüpfte er scheu zwischen den lärmenden Schülern hindurch, um sich am Brunnen einen seltsam geformten Topf voll Wassers zu holen. Grau von Kopf bis zu Fuß gekleidet, die Füße in großen sogenannten Filz-Parisern, schlüpfte er aus seiner Wohnung hervor, um so schnell als möglich wieder dahinein zu verschwinden. Die Fenster waren unten mit schmutzigen gelben Gardinen verhängt, während die Scheiben oben so staubig und trübe waren, daß man auf keine Weise vom Hofe aus hineinsehen konnte. In der ganzen Erscheinung dieses Menschen lag etwas ungemein Scheues, Abstoßendes, und weit entfernt, die Lachlust und muthwillige Neckerei der Knaben anzuregen, wie sonst so leicht jede ungewöhnliche Erscheinung zu thun pflegt, gingen selbst die Wildesten ihr unwillkürlich aus dem Wege. Ich

war mit einem Schüler der höchsten Klasse, einem gewissen Sander, bekannt geworden, dessen Vater der berühmte Gelehrte und Uebersetzer der Iphigenia in Tauris, ein Freund des meinigen, war, und hing mit außerordentlicher Liebe an diesem wunderbar befähigten, bei seiner Jugend schon tiefgelehrten, aber krankhaft schwermüthigen Jüngling. Die Natur hatte ihre reichsten Gaben an diesen außerordentlichen Menschen verschwendet, und mir erschien er in meiner Unwissenheit wie ein Wesen höherer Art. Ich war glücklich, wenn er mich nur in seiner Gesellschaft duldete, und lauschte jedem seiner Ansprüche wie einem Orakel. Von ihm erhielt ich Bücher, die mich damals glücklich machten, von denen ich aber jetzt freilich nicht begreife, wie der sonst so Hochbegabte, mir, dem Knaben, überhaupt dergleichen geben konnte. Unter andern: Hoffmanns Nachtstücke, seine Phantasiestücke in Callots Manier, Horsts Zauber-Bibliothek, Werke über Magnetismus, Hexenprozesse, Folter, kurz, lauter Bücher, die mich verwirrten, unruhig machten, überspannten. Sander war ein glühender Verehrer des Magnetismus, und selbst so durch und durch mit magnetischer Kraft begabt, daß ich Dinge von ihm gesehen, die noch jetzt mein Verstand sich sträubt, für wirklich zu halten. Das stumme Staunen und die blinde Verehrung, die ich für diesen wunderbaren jungen Mann hegte, mochten ihm schmeicheln, denn was hätte ihn sonst veranlassen können, den unwissenden wilden Knaben so oft um sich zu sehen. Durch ihn erfuhr ich, daß jener alte Mann in der ab-

gelegenen Hof-Wohnung des Gymnasiums ein in den geheimen Wissenschaften tief erfahrener Mann sei, von dem er selbst in der Cabbala, der Necromantie und Chiromantie Unterricht empfinge. Plötzlich war mein Urbild zu dem Hofmannschen „öden Hause" gefunden. Das oder keins war eines der geheimnißvollen Wesen, wie Hoffmann sie so gespenstisch schildert, und nun wob meine Phantasie einen Nebel von unheimlichem Geräth, tollem Spuk und nächtlichem Zauberwerk um ihn her, daß nicht viel fehlte, ich hätte ihn für den lebendigen Sandmann gehalten. Auch Schlemiehl konnte es sein, jedenfalls ein echter Serapionsbruder, Alles, nur kein gewöhnlicher Mensch. Und doch holte er nach wie vor seinen Topf mit Wasser am Brunnen, doch schlurfte er in denselben unförmlichen Filz-Pariſern prosaisch über den Hof. Freilich bei Tage zweifelte ich oft an seiner Serapiontik, aber wenn ich Abends in dem kleinen Hinterstübchen der Holzgartenstraße, bei trüber Studierlampe, Sander sprechen hörte, wenn ich ihm jedes Wort der Belehrung fast vom Munde sog, da war es wieder der gespenstische Alte irgend eines phantastischen Nachtstücks. Ich wußte bald so viel von Chiromantie und Necromantie, als Sander selbst zu wissen schien, und wir stellten Horoscope und Nativitäten, daß es eine wahre Lust war. Das Zimmer, in dem wir dies tolle, verwirrte Zeug trieben, war so recht dazu gemacht, dergleichen zu befördern. Es lag ganz versteckt im Hintergebäude, und sonderbarer Weise gerade über dem kleinen Münz-Kanal, der von der Jungfern-

brücke her unter der Erde, durch den Hof des Fürstenhauses und der Münze geleitet ist, und von dessen Existenz überhaupt nur wenige Berliner etwas wissen. Eng zwischen gewölbten Mauern eingepreßt, rauschte das Wasser dieses Kanals dicht unter dem Zimmerchen weg, in dem wir unsere magnetischen und necromantischen Experimente trieben, und ein eigenthümliches Sausen, fast wie das starke Ziehen eines Ofens, war fortdauernd in ihm zu hören. Wer weiß, was aus dieser verkehrten Richtung geworden wäre, wenn mein Freund nicht die Schwindsucht bekommen hätte. Fast übermenschlicher Fleiß, und ein gänzliches Vernachlässigen körperlicher Bewegung, ja selbst der allernothwendigsten Reinlichkeit, zehrte an seinem Leben und er starb, aufs tiefste von seiner Familie betrauert. Ich werde diese reich begabte Natur, diesen merkwürdigen Menschen nie vergessen, und oft mahnt es mich inmitten meiner Studien an die Zeit, die ich in seiner Nähe verlebt. Von all' dem wirren Zeuge, das wir damals getrieben, ist mir nur wenig erinnerlich, nur wenn ich hin und wieder ein altes Buch über dergleichen in die Hände bekomme, fühle ich mich lebhaft in jene Zeit des Träumens und der Schwärmerei zurückversetzt, vor deren Folgen mich glücklicherweise das immer wechselnde Leben beim Theater bewahrt. Da haben Sie die Ursache, weshalb dies Horoscop in dem alten Taschenbuche mich so angezogen."

„Ihre Erzählung, lieber Freund, würde mich ungleich mehr interessirt haben, wenn meine bräutliche

Stimmung mir das Leben nicht gerade von seiner rosigsten Seite zeigte. Wissen Sie wohl, daß das ein ganz gutes Anfangs-Kapitel für eine Novelle à la —"

„Guten Morgen, Dueißchen, guten Morgen! Wie geschlafen nach dem gestrigen Abend? Von Marien geträumt? Nicht wahr? — Versteht sich! Kenne das! — Ah, sieh da, unser Schneider! — Wissen Sie schon?" so trat der künftige Schwiegervater Waldemars ins Zimmer, und man sah seinem freudestrahlenden Gesichte an, daß er die Neuigkeit der Verlobung seiner Tochter heut Morgen schon so weit als möglich verbreitet.

Herzlich begrüßten sich die jetzt so Nahestehenden. Nach den ersten Worten aber holte Papa Müller schon ein kleines Etui heraus, das er mit vielsagendem Lächeln öffnete und einen kostbaren Ring zeigte, den er ohne Weiteres dem sich sträubenden Waldemar an den Finger steckte.

„Dueißchen, thun Sie mir den einzigen Gefallen und zieren Sie sich nicht. Ich werde doch meinem Schwiegersohn so ein Ding schenken können! — Nun sehen Sie mal, Herr Schneider, er will nicht still halten. Das ist wieder aus Delikatesse, — aber mich geniert ja so eine Ausgabe gar nicht, da ist es doch Unrecht, daß er mir die Freude nicht machen will. — Na endlich! — Sieht gut aus, nicht wahr?" —

„Wie befindet sich Marie?"

„Gut, sehr gut, läßt natürlich grüßen, kann sich noch gar nicht recht darin finden. Na, es ist aber auch

rasch gegangen. — Hören Sie mal, Schneiderchen! Müssen uns mal des Abends besuchen, denn von jetzt an gebe ich alle Abend Soirée, und dann müssen Sie uns auch was Hübsches vormachen, — ein paar Lieder singen oder was vorlesen. Sie sind ja so ein Tausendsasa!"

Waldemar merkte, daß Schneiders Gesicht bedeutend länger wurde und wußte das Gespräch rasch auf einen andern Gegenstand zu lenken.

„Sagen Sie doch, lieber Freund, da soll ja letzthin in der Zauberflöte ein merkwürdiger Auftritt mit dem Mohren vorgefallen sein. Ist es denn wahr, was man sich davon erzählt?"

„Mit dem Mohren? O, erzählen Sie doch, Schneiderchen. Den Mohr spielen Sie ja wohl selbst?"

„Nein, Papa Müller, nicht mehr! Man ist so vorsichtig gewesen, mir die Rolle schon seit einiger Zeit abzunehmen, was ich für eine große Artigkeit gegen das Publikum halte. Nicht mit mir ist jene lächerliche Scene vorgefallen, sondern mit einem Choristen, der den Auftritt der Pamina und des Monostatos zu verkünden hat. Sie wissen, drei Mohren breiten einen Teppich aus und der Eine ruft:

„Weh mir, was muß ich sehen! — Da schleppt der fürchterliche Monostatos das zarte Täubchen herbei. O laßt uns fliehen, so etwas zu sehen ist Höllenqual!" worauf einer der andern Mohren, der wahrscheinlich auch gern etwas sagen wollte, voll Entsetzen ausrief:

„Herr Je!"

die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und dann voll Selbstbewußtsein in die Coulisse lief."

„Bravo! Ha, ha, ha! Ein Aegyptischer Mohr ruft: Herr Je! — Das ist himmlisch. Das Publikum hat wohl schön gelacht? — Was bekommt denn der Mensch für Strafe?"

„Das weiß ich nicht! — Wahrscheinlich hat er sich nach seiner Scene von jeder Schuld rein gewaschen."

„Ich höre gar zu gern vom Theater solche Geschichten erzählen. Sagen Sie mal, Schneiderchen, da wir doch gerade davon reden, könnte man denn nicht mal in solche Vorstellung kommen, wie der König sie immer bei sich im Palais spielen läßt? Das möchte ich doch gar zu gern mal sehen."

„Nein, Papa Müller, das kann man nicht. Sie müßten denn eine besondere Einladung von Sr. Majestät selbst erhalten."

„Ja, da kann ich lange warten! Da kommt ja nur der höchste Adel und die berühmten Gelehrten hin. Das ist überhaupt ein wahres Unglück für unser einen, daß man doch nicht so überall hin kann, wo man hin will. Wo es blos auf Geld ankommt, da geht es wohl, aber so bei Hofe und unter den Diplomaten hilft Geld nichts. — Sehen Sie, ich bin bei allen Zweckessen, bei allen Jubiläen, oder wo sonst irgend etwas los ist, und bekomme auch überall Einladungen, das muß wahr sein, aber so wo man nicht hin kann, da möchte ich gerne hin."

„Hier wenigstens kann ich nicht helfen. Wir spie-

len morgen wieder auf dem Palais, und zwar habe ich eine sehr bedeutende neue Rolle, aber einen Fremden dort einzuführen, halte ich für ganz unmöglich.“ —

„Endlich habe ich meinen Taufschein gefunden!“ unterbrach jetzt Waldemar das Gespräch. „Da ist er! — Nun werden wohl auch die anderen Papiere nicht weit sein. Ich bin es aber müde und satt, länger in dem Staube herumzukramen. Jetzt zu meiner Braut!“ —

„So ist es recht. Waldemar der Stolze beugt willig den Nacken unter das Joch der Liebe. Die Freundschaft tritt beschämt in den Hintergrund. Adieu, meine Herren! — aber die alten Papiere nehme ich wirklich mit.“

Mit diesen Worten empfahl sich Schneider und Waldemar verließ bald darauf mit seinem Schwiegervater ebenfalls das Zimmer, um zu Marien zu eilen, die, sorglicher als je geschmückt, schon mit Unruhe seiner Ankunft entgegen gesehen. Sie hatte seit der öffentlichen Erklärung ihrer Verlobung die ganze Ruhe und Fassung wiedergewonnen, deren sie bis dahin entbehrt und sah mit gläubigem Vertrauen der Zukunft entgegen. Daß sie an Waldemars Hand glücklich werden könne und fähig sey, auch glücklich zu machen, daran zweifelte sie nicht, aber sie fühlte auch, daß jetzt oder nie der Augenblick gekommen sei, wo sie sich der Fesseln jenes fürchterlichen Verhältnisses zu entledigen vermöge, das mit vernichtender Schwere nun schon so lange auf ihr lastete. In der Vereinigung mit Waldemar sah sie das Mittel, dieser ent-

würdigenden Abhängigkeit zu entgehen, und wenn es ihr gelang, mit dem künftigen Gatten Berlin zu verlassen, einen Wohnsitz zu gewinnen, den jener Schreckliche nicht erreichen konnte, so durfte sie hoffen, die frühere Ruhe des Gemüths wiederzugewinnen. Scham und Unkenntniß aller äußeren Lebensverhältnisse hielten sie ab, ihrem Bräutigam den eigentlichen Zusammenhang dessen zu gestehen, was nun schon so lange an ihrem Lebensmuthe, an ihrer Freudigkeit nagte. Sie schauderte vor der Möglichkeit, von ihrem Vater, ihrem künftigen Gatten, jedem edlen Menschen verkannt zu werden, und hoffte, auch ohne dies Geständniß von der Alles lindernden Zeit und der Wahrscheinlichkeit ihres künftigen Glückes Heilung ihres qualvollen Zustandes.

In jener Zeit nämlich, wo sie zu lieben glaubte, während nur jugendliche Eitelkeit, Neugier und Schwärmerei sie täuschte, hatten sich die jungen Leute stets heimlich in dem großen Garten hinter dem Hause, in welchem Marie von den Eltern in Pension gegeben war, gesehen. Dieser Garten stieß mit seiner hinteren Mauer an einen anderen, zu dem der junge Casimir Twerdowski durch einen Freund Zutritt hatte. Dort konnte sie hören, wie er zur Guitarre sang, dort fand sie Gedichte, Blumensträuße, Bandschleifen, dort sprachen sie sich unbemerkt, während sie durch die Lage der beiden Gärten jede Annäherung eines Fremden leicht bemerken konnten. Den Wünschen Casimirs genügte indessen dieses verstohlene Glück nicht lange, und er wußte es

herbeizuführen, daß sie sich beim Spazierengehen begegneten. Hier beschwor er sie, ihm eine Zusammenkunft zu gestatten und schlug ihr dazu die Wohnung eines Freundes in der Friedrichsstraße, nahe dem Halleschen Thore, vor. Lange weigerte sich Marie, endlich willigte sie ein. Unbewacht von der liebenden Sorgfalt ihrer Eltern, in steter Berührung mit anderen Mädchen ihres Alters, von denen fast jede ihr von einer Liebschaft erzählte, arglos und vertrauend, gab sie endlich den dringenden Bitten des schönen jungen Mannes nach und erschien an dem Orte, den er ihr bezeichnet. Schwer hat sie diese Unbesonnenheit, diesen ersten Fehltritt verblendeter Jugend gebüßt. Es war die Wohnung eines lebenslustigen jungen Mannes, der dem Freunde, dessen häufige verliebte Abenteuer er kannte, das Recht einräumte, während seiner Abwesenheit sich dort ein Rendezvous zu geben. Marie trat tief verschleiert in das Haus und wurde von einem auf dem Flure harrenden Menschen, den sie nicht kannte, aber seinem Aeußern nach für einen Bedienten halten mußte, in ein Zimmer geführt, das anständig meublirt, doch überall die Spuren der Junggesellenwirthschaft trug. — Mit den Worten „der Herr wird gleich kommen" verließ dieser das Zimmer und Marie sah sich allein. In dem Augenblicke, wo die Thür sich hinter ihm schloß, stand das Strafbare ihrer Handlung plötzlich mit ganzer Kraft vor ihrer Seele. Hätte Casimir sie empfangen, wäre er da gewesen, um ihre Angst, ihre Besorgniß wegzuscheuchen, so

würde sie, in jugendlichem Leichtsinn, vielleicht seinen Bitten nachgegeben haben und geblieben sein, aber lebhaft stand jetzt der Vorwurf vor ihrer Seele, daß sie strafbar sei und eben so fest der Entschluß, sein Kommen nicht erst zu erwarten. Sie wußte nicht, was sie thun, wie sie sich benehmen sollte? — Sie wollte einige Zeilen zurücklassen, ehe sie sich entfernte. — Unmöglich! — Nirgend Papier, Feder und Dinte. In der Unruhe nimmt sie ihr reich mit Perlen gesticktes Carnet, reißt ein Blatt heraus und will schreiben. — Aber was soll sie schreiben? — Zweimal streicht sie durch, zerreißt, was sie geschrieben. Ihre Angst wächst mit jeder Sekunde, und was sollte sie thun, wenn er unterdessen kam? — Nein! — Fort, so schnell, als möglich! — In fast sinnloser Hast öffnet sie die von innen mit einem Drückerschlosse verriegelte Vorthür, eilt die Treppe hinab und athmet erst wieder leicht auf, als sie sich auf der Straße weiß. —

Am andern Tage war sie schon früh im Garten, um den Geliebten dort zu sprechen. Sie wußte nicht, sollte sie sich bei ihm entschuldigen, sollte sie ihm Vorwürfe machen. Er kam nicht. — Auch Nachmittags erschien er nicht. Was sollte sie denken? — War er vielleicht krank geworden? — In fieberhafter Unruhe kehrte sie eben in das Haus zurück, als derselbe Mensch, der sie gestern in der Friedrichsstraße empfangen, die Treppe hinauf ging und sich bei ihr erkundigte, wo hier im Hause Demoiselle Marie Müller wohnte. Da er sie nur im Dunkel des Flurs und verschleiert gesehen, so erkannte

er sie nicht wieder. Aengstlich fragte sie nach seinem Begehren und sagte, daß sie es selbst sei. —

„Also ist das hier Ihr Buch, Mamsell," sagte mit empörender Grobheit der Unbekannte, indem er ihr Carnet aus der Tasche holte und es ihr vorhielt. —

„Allerdings, geben Sie es her, Sie sollen ein gutes Trinkgeld haben" — antwortete ängstlich Marie, die nun erst erfuhr, daß sie in der Eile ihr Notizbuch, aus dem sie jene Blätter gerissen, dort hatte liegen lassen.

„Prost Mahlzeit! so haben wir nicht gewettet. Erst geben Sie nur das Geld wieder heraus, das Sie meinem Herrn mitgenommen haben, sonst wird die Polizei Ihnen das Buch wiedergeben und dann möchte es Ihnen schlimm gehen." —

„Um Gotteswillen, was für Geld?"

„Verstellen Sie sich nur noch! — Redensarten helfen hier nichts! Sie sind beim Sekretair gewesen, haben ihn aufgebrochen, Alles durchgestöbert, die zwanzig Fünf-Thalerscheine mitgenommen, die Thür offen gelassen und sind dann Heidi gegangen. — Wenn Sie lange Umstände machen wollen, dann gehe ich zu unserm Polizei-Commissarius und zeige Sie an."

Marie glaubte in die Erde zu sinken, als sie diese fürchterliche Anschuldigung hörte. Was sollte sie thun? In ihre Wohnung durfte sie diesen Menschen nicht führen, wollte sie nicht befürchten, Alles verrathen zu sehen; auf der Treppe konnte jeden Augenblick Jemand kommen; das einzige Mittel, unbemerkt zu bleiben, war, wenn sie ihn in den Garten begleitete. — Obgleich

dies Alles dem Ungeduldigen viel zu langweilig erschien, folgte er doch und erzählte nun der Zitternden, was gestern geschehen.

Er war Bedienter bei Casimirs Freund, und dergleichen Visiten nichts Seltenes für ihn, aber auch die Achtung nicht groß, die er vor solchen Damen hatte, die seinen Herrn besuchten. Nachdem er Marien in das Vorderzimmer geführt, ging er durch das dahinterliegende Studierzimmer in seine Kammer dicht neben der Küche, und wartete, bis der Freund seines Herrn kommen würde. Dieser hatte den Schlüssel zum Vorderzimmer erhalten, kam kaum einige Minuten nach Mariens Entfernung, fand aber die Thür weit offen und das Zimmer leer. Er rief nach dem Bedienten Christoph und erkundigte sich, was vorgegangen. Verwundert erzählte dieser, daß er die Dame empfangen, sie eingeführt und dann allein gelassen habe, sah den Sekretair offen, die Fächer in Unordnung, wußte aber nicht, was geschehen oder wo sie hingekommen sei. Unwillig verließ Casimir das Haus und Christoph fand auf dem Tische jenes Buch, welches Marie dort hatte liegen lassen. Als am Abend spät sein Herr nach Hause kam, erzählte er ihm, was vorgegangen, ohne gegen ihn zu erwähnen, daß er das Buch gefunden und an sich behalten. Daß er den Sekretair offen und in Unordnung gefunden, fiel seinem Herrn auf, und als dieser nach dem Fache sah, wo er gewöhnlich sein Geld aufzubewahren pflegte, war es erbrochen und der ganze Inhalt, zwanzig Fünf-

Thalerscheine, fehlte. Natürlich fiel sein Verdacht auf das Mädchen, welchem Casimir dort ein Rendezvous gegeben und das sich so schleunig entfernt. Gleich am andern Morgen schickte er den Bedienten zu Casimir, den er von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte und bitten ließ, ihm das Geld wiederzuschaffen. Bestürzt läugnete dieser die Möglichkeit, daß die Dame, welche er dort sehen wollen, das Geld genommen haben könne, versprach aber, für die Wiedererstattung zu sorgen. Christoph, der sich besonders liebes Kind bei seinem Herrn machen wollte, und bei sonst gemeiner Gesinnung doch bis dahin ein ehrlicher Mensch gewesen, hatte unterdessen das Carnet untersucht, den Namen „Marie Müller" in Perlen gestickt auf dem Deckel, und in der Brieftasche einen Brief der Eltern aus Bremen an sie mit Bezeichnung der Straße und Hausnummer ihrer Wohnung gefunden. Auf eigene Hand machte er sich das Geschäft, seinem Herrn das Geld wieder schaffen zu wollen, und kam nun, um es auf die kürzeste und beste Weise von der vermeinten Diebin zurückzufordern. —

An allen Gliedern bebend, rathlos und fast ohne Besinnung hörte Marie die Erzählung des Menschen, der von nun an ihr böser Engel werden sollte. — Sollte sie betheuern, daß sie einer solchen Handlung nicht fähig sei? — Sollte sie sich gegen einen Bedienten zu Bitten herablassen? Dabei war sein drittes Wort immer die Polizei. — Ganz unbekannt mit dem Leben, war das bloße Wort schon der Inbegriff alles Schrecklichen für sie. Es mußte etwas geschehen,

was diesem Menschen den Mund schloß. In der Bestürzung holte sie eine kostbare Brillantbroche, ein Geschenk ihrer Eltern an ihrem Einsegnungstage, von der sie wußte, daß sie mehrere hundert Thaler werth sei, und gab sie dem Bedienten, da sie über baares Geld nicht gebieten, auch sich nichts verschaffen konnte, ohne Verdacht zu erregen. Zwar ungläubig über den Werth des Dargebotenen, aber doch einstweilen zufrieden gestellt, gewissermaßen das Geständniß ihres Verbrechens mit sich zu nehmen, verließ sie Christoph, um zu seinem Herrn zurückzukehren. Als er in das Zimmer trat und sich durch recht langsame Mittheilung dessen, was er gethan, möglichst wichtig machen wollte, rief dieser ihm schon entgegen, daß das Geld wieder da sei, indem Twerdowski mit einem höflichen Billet so eben hundert Thaler in Tresorscheinen geschickt und den Vorgang möglichst zu entschuldigen versucht. Christoph war verblüfft, und wußte nicht, was er denken sollte. Herr Twerdowski konnte ja nicht mit der Mamsell davon gesprochen und das Geld von ihr wiederbekommen haben, denn er kam ja von ihr und hatte selbst gesehen, wie ängstlich sie gewesen. Es war ihm unerklärlich, und als vollends am andern Tage der Goldarbeiter jene Brosche auf vierhundert und funfzig Thaler schätzte, fiel er ganz aus den Wolken. Der Besitz eines so werthvollen Stückes machte ihn unruhig und weckte Begierden in ihm, die er früher nie gekannt. Es vergingen Wochen, Niemand meldete sich, weder von Herrn Twerdowski, noch Demoiselle Müller hörte er

etwas. Da betrachtete er den Schmuck als sein Eigenthum, ein Jude gab ihm dreihundert Thaler dafür, er kündigte seinen Dienst auf, trieb sich dienstlos umher, wurde liederlich, kam in schlechte Gesellschaft und war bald wieder so arm, als er gewesen. Da fiel ihm ein, daß jene Demoiselle Müller doch wohl ein schlechtes Gewissen haben müsse, weil sie ihm eine so große Summe gegeben, nur um ihm den Mund zu stopfen, und er beschloß, einmal zu versuchen, ob er nicht noch mehr Geld von ihr bekommen könne. Casimir hatte sich von dem Augenblicke an, wo er, um allen unangenehmen Folgen des auch ihm unerklärlichen Vorfalls zu entgehen, aus eigenen Mitteln jene hundert Thaler zurückerstattet, jedes Zusammentreffen mit Marien vermieden und kränkelte seit einem Sturze vom Pferde während einer Steeple-chase in der Nähe von Schönholz, beständig. Marie war also ohne alle Nachricht von dem, was geschehen, und ein leichtes Opfer des schlauen Christoph. Vorsichtig fand er sich wieder bei ihr ein, war erst bescheiden, bis er die Ueberzeugung hatte, daß sie nicht anders glaubte, als selbst noch im Verdacht des Diebstahls zu stehen, wurde dann dreister und forderte wiederholt Geld von der Unerfahrenen, wenn er nicht Alles verrathen solle. Unglücklicherweise war jenes Carnet noch immer in seiner Hand, da er die Broche anfangs für werthlos gehalten und ein solches Beweisstück gegen die ihm Verdächtige nicht aus den Händen geben wollte. Da Marie kein baares Geld besaß, so gab sie ihm nach und nach verschiedene

werthvolle Sachen, um ihn nur zu beruhigen. Je werthvoller diese Gegenstände aber waren, je liederlicher verprafte Christoph das dafür gelöste Geld, je öfter kam er wieder, je dringender, je drohender wurde er. Als Mariens Vater sich ganz nach Berlin wandte, war es ihr leichter, diesen Plagegeist zu beschwichtigen. Doch behielt seine Drohung, ihre Anwesenheit in jener Wohnung und den geschehenen Diebstahl der Polizei anzuzeigen, eine furchtbare Gewalt über sie. Obgleich sich ihr ganzes Wesen gegen die immer mehr zunehmende Gemeinheit dieses Menschen sträubte, that sie doch willenlos Alles, was er von ihr verlangte, fand sich ein, wohin er sie bestellte, und brachte ihm, was sie irgend von der Güte ihres Vaters erreichen konnte.

Mußte sie nicht bei der bloßen Hoffnung, durch Waldemars Bewerbung diesem auf die Länge unerträglichen Verhältnisse zu entgehen, nicht frei aufathmen und sich glücklich schätzen, daß der Zufall, wenn auch ein grausamer, sie bei Zeiten vor jenem Twerdowski gewarnt, der nach fast zweijährigem Kränkeln endlich an der Brustkrankheit starb?

VII.

Der erste Schnee war am Abend vorher gefallen. — Von allen Seiten rollten Equipagen des Königl. Marstalls zu der Einfahrt in das Palais der Königl.

Prinzessinnen, welches durch den Schwibbogen über der Ober-Wallstraße mit dem Palais des Königs in Verbindung gesetzt ist. Es war 10 Uhr, und die Probe der an demselben Abend befohlenen Theater-Vorstellung sollte stattfinden. Da der Raum sehr beschränkt war, das kleine Theater nahm nämlich nur die Hälfte eines zweifenstrigen Zimmers gerade über der Treppe in der Ober-Wallstraße ein, so wurden nur solche Stücke dort gegeben, welche kein großes Personal und keine erschwerende Ausstattung in Dekoration und Scenirung erforderten. Für diesen Abend hatte der König ein kleines von A. Cosmar aus dem Französischen übersetztes Stück, „Vater und Sohn", aus den Vorschlägen des General-Intendanten gewählt. Diesem sollte sich „les deux manières" von den Französischen Schauspielern gespielt, anschließen und ein Tanz-Divertissement den Beschluß machen. Das ganze Personal war von Königl. Equipagen abgeholt worden und erschien im feinsten Gesellschafts-Anzuge, die Damen in den sorgfältigsten, elegantesten Morgen-Toiletten. Der Zuschauerraum faßte höchstens 50 Stühle, die aber erst zur Vorstellung hingesetzt wurden, während zur Probe drei reich gedeckte Tafeln in Hufeisenform aufgestellt waren, zwischen denen nur wenige Stühle dicht vor der Bühne standen. Mit dem Glockenschlage 10 wurde die Probe begonnen. Zu einem Orchester war kein Raum vorhanden, die Musik daher in einem dicht anstoßenden Corridor placirt.

Es war ein eigenthümlicher Anblick, solcher Probe

zuzusehen. Die Männer probirten in Glacée-Handschuhen, mit dem Hute in der Hand. Die Damen scheuten jede Berührung mit den Dekorationen für ihre sorgliche Toilette. Der Souffleur durfte sich nicht hören lassen, da am Abend der König kaum zwei Schritte hinter ihm saß. Sich von der Situation zu lautem, leidenschaftlichem Sprechen hinreißen lassen, war bei dem kleinen Raume unstatthaft. Dabei vorn die gedeckten Tafeln, überall das leise unterdrückte Sprechen der Anwesenden, die ganze eigenthümliche Atmosphäre des Hofes! — Es war etwas so Eigenthümliches und durchaus von dem gewöhnlichen Thun des Schauspielers Verschiedenes, daß selbst die häufige Wiederkehr dieser Proben und Vorstellungen nichts von der Scheu und Befangenheit löste, welche jeden Einzelnen zu beherrschen schien.

Mitten in der Probe erschien der König mit der Fürstin von Liegnitz. Freundlich die ehrfurchtsvolle Verbeugung aller Anwesenden durch ein Kopfnicken erwiedernd, nahm Se. Majestät aus den Händen des General-Intendanten Grafen von Redern den Zettel für die Abend-Vorstellung und setzte sich dann, den Fortgang der auf einen Augenblick unterbrochenen Probe befehlend. Das Stückchen war leider eines der unbedeutendsten, und nur für die besondere Fähigkeit eines Schauspielers in Paris geschrieben. Die Hauptrolle bestand aus zwei Charakteren: Niclas, ein reicher Ochsenhändler aus Ungarn und dessen Sohn, ein leichtsinniger junger Mensch. Beide werden von

einem Schauspieler durch raschen Wechsel des Costüms dargestellt, und Schneider hatte diese Rolle zugetheilt erhalten, war aber ersichtlich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Sonst in dergleichen Verkleidungs-Rollen glücklich, hatte man geglaubt, in ihm den rechten Mann dafür gefunden zu haben, aber nirgends erwarmte seine Darstellung zu dem innern Leben, das den Zuschauer so unwillkührlich mit sich fortreißt. Nach der Probe ließ sich freilich die eigentliche Wirkung noch nicht beurtheilen, da so manche engende Fessel die freie Entwickelung der künstlerischen Kraft hinderte, aber es war schon ein ungünstiges Zeichen, daß sich überall Längen fühlbar machten und jeder Einzelne hinter den Coulissen vorschlug, ob man nicht dies oder jenes noch streichen könne. —

Die Probe des deutschen Stückchens war beendet. Die Schauspieler machten ihre Verbeugung und traten von der Bühne in den Zuschauerraum hinunter. Der König war aufgestanden, übersah die Anwesenden und näherte sich, eine Prieše aus der vom Grafen von Redern dargebotenen Dose nehmend, dem Regisseur Weiß, welcher das Stückchen in Scene gesetzt.

„Scheint eine angreifende Rolle für Herrn Schneider zu sein! — Uebrigens sehr sorgfältig in Scene gesetzt. — Schade, das Theater sehr klein! — Ist ja wohl zum erstenmale das Stück?“

„Zu Befehl, Ew. Majestät. Erst vor einigen Monaten ist das Original in Paris gegeben.“

„Sonst großes Geschick in dergleichen die Fran-

zosen! Recht Schade, daß in Deutschland die Dichter nicht auch solche kleine unterhaltende Sachen schreiben! Wie ich höre, vorige Woche auf der Eisenbahn nach Potsdam gefahren?" —

„Wir benutzten von Zehlendorf aus die Erlaubniß der Direction zu einer Probefahrt und legten den Weg in kaum zwanzig Minuten zurück." —

„Wird eine große Veränderung geben — in allen Verhältnissen — durch die Eisenbahn. — Wird noch mehr Unruhe in die Welt kommen, niemand mehr zu Hause bleiben wollen. — Die Hofschauspieler aus Schwerin sollen ja hier sein."

„Se. Königl. Hoheit der Großherzog hat ihnen sämmtlich Urlaub und freie Reise nach Berlin bewilligt, um hier einige Wochen den Vorstellungen beiwohnen zu können."

„Wenn sie nur etwas Gutes zu sehen bekommen. — Müßte wohl dafür gesorgt werden!"

Während der König diese Worte zu den einzelnen Anwesenden sprach, ging er langsam auf das nächste Zimmer zu, wo die französischen Schauspieler sich versammelt hatten, um nach dem Frühstück ihre Probe zu beginnen. Dort richtete Se. Majestät einige gnädige Worte an den erst kürzlich aus Paris gekommenen St. Aubin und kam dann in das Theaterzimmer zurück, um der Probe des Tanzes zuzusehen. Bei diesem wurden zwölf Kinder für verschiedene Gruppirungen gebraucht, und man hatte sorglich unter der großen Zahl der Tanz-Eleven die hübschesten Kleinen ausge-

sucht. Mit offenem Munde das Ungewohnte der Umgebungen anstaunend, standen die Kleinen an den Wänden umher, nachdem ihr Tanz vorüber war und sahen mehr auf die reich besetzten Tafeln, als auf irgend etwas anderes. Der König schien eine besondere Freude an den eben so hübschen, als graziösen Kindergestalten zu empfinden, stand plötzlich auf und ging über den anstoßenden Flur in das Nebenzimmer, wo für die Unterbeamten des Personals ebenfalls gedeckt war und gewöhnlich kalte Küche servirt wurde, während das darstellende Personal ein **Dejeuner à la Fourchette** erhielt. Niemand wußte, was der König dort beabsichtige. Bald darauf kam er aber zurück und stellte sich an einen der Tische, auf welchem Kuchen und Torten für das Dessert aufgestellt waren. Erstaunt sahen die Anwesenden, wie der König ein Stück nach dem anderen von dem Kuchen nahm, dann auch die anderen Tafeln besuchte und plötzlich ohne ein Wort zu sagen, während die Tanzprobe auf der Bühne noch fortdauerte, wieder in das Nebenzimmer ging. Dort legte er die einzelnen Stücke Kuchen auf den Teller der Kinder und sagte zu einem Lakayen, welcher sofort ebenfalls eine Schüssel Kuchen auf jene Tafel setzen wollte:

„Nicht die Anordnung des Hofmarschalls stören! Ganz in der Ordnung, daß hier kein Kuchen ist — aber den Kindern doch eine Freude machen."

Unterdessen hatte der Tanz geendet und die Dienerschaft erwartete nur die Rückkehr des Königs, um

das Frühstück zu serviren. Diese erfolgte gleich darauf und Se. Majestät gingen mit der Fürstin von Liegnitz in das Königl. Palais zurück. Das war das gewöhnliche Zeichen für Alle, sich zur Tafel zu setzen. Während dies geschah, näherte ein Lakay sich dem Schauspieler Wiehl und sagte ihm, daß ein Polizei-Beamter unten auf dem Flur ihn erwarte und nothwendig mit ihm zu sprechen habe. Wiehl ging hinaus und sein Platz blieb einstweilen unbesetzt. Natürlich war das eben vom Könige Gesehene der Gegenstand des Gespräches.

„Das ist wieder ein Beweis von der Herzensgüte des Monarchen, wie er kaum bezeichnender gedacht werden kann," sagte Weiß, indem er den Damen erzählte, was eben geschehen.

„Und noch viel bezeichnender ist es, daß er nicht befohlen, man solle den Kleinen auch Kuchen geben, was gegen die bisher übliche Ordnung für den Tisch im Nebenzimmer gewesen wäre, sondern selbst den Kuchen geholt und dort hingelegt." —

„Solcher Züge ließen sich gewiß tausende erzählen, wenn man sie erführe, aber der König thut Alles so still, so unbemerkt, daß es zu den Seltenheiten gehört, wenn einmal dergleichen bekannt wird. Kennen Sie denn den merkwürdigen Vorfall mit den Leierkasten drüben im Hofe des Palais?"

„Nein! Was ist es damit? O erzählen Sie uns doch!" —

„Als der König damals, im Jahre 1826 den Fuß gebrochen hatte, bemerkte er, daß die Harfenisten, wan-

dernden Musikanten und Leierkastenmänner, welche seiner Gnade das Recht verdankten, alle Monat einmal im Hofe des Palais Musik zu machen und dafür 8 Groschen erhielten, während der ganzen Zeit, in welcher der gebrochene Fuß eine liegende Stellung auf dem Bette erforderte, sich nicht hören ließen. Auf die Erkundigung, wie das zugehe, erfuhr Se. Majestät, daß man geglaubt, die widrige Musik möge die Ruhe des Königs stören, weshalb die Musikanten jedesmal abgewiesen würden, wenn sie ihren gewohnten Platz auf dem Hofe dicht unter den Fenstern des Königlichen Schlafzimmers einnehmen wollten."

„Sehr unrecht, daß man den Leuten ihren Verdienst schmälert. Habe es einmal erlaubt, nun betrachten die Leute das als Einkommen. Sollen ihre 8 Groschen haben."

Trotz dieses Befehles, ließ sich auch in den nächsten Tagen keine Musik hören. Abermals fragte der König, wie das käme, und der Geheime Kämmerier antwortete, daß die Leute jetzt ihr Geld erhielten, so wie sie sich sehen ließen, aber um den König nicht zu belästigen, ohne zu spielen wieder weggeschickt würden.

„Wieder sehr Unrecht! Die Leute glauben mir eine Freude damit zu machen. Können nichts Besseres. Thut ihnen gewiß weh, so abgefertigt zu werden. Sollen ihr Stück spielen!"

Schneider hatte dieser Erzählung aufmerksam zugehört. Ganz niedergeschlagen von dem zweideutigen Erfolge der Probe, schöpfte er jetzt Muth und rief: „Werde auch mein Stück spielen. Ein Schelm macht's besser, als er kann."

„Was heißt das, Sie wollen auch ihr Stück spielen?“

„Nun wie die Leierkastenmänner das ihrige, meine ich. — Wenn der König so gütig und nachsichtig für das Spiel solcher Musikanten ist, so wird ja meine Rolle heute Abend wohl auch Gnade vor seinen Augen finden.“

„Muth, Muth, junger Freund! Denken Sie bei Ihrem Spiel nicht an das Publikum, denken Sie an die Sache!“

„Das sagt sich wohl, lieber Herr Weiß, aber es ist mir immer ein ganz überwältigendes Gefühl, auf dieser Bühne zu spielen. Das ist kein Publikum, wie es den Schauspieler wohl anfeuert, ihn ermuntert. Denken Sie sich nur, daß diese Fürsten und Grafen, diese Gesandten und Generale das Beste gesehen, was Europa irgend bietet, und daß der Gedanke eines Vergleiches doch sehr nahe liegt.“ —

Eben kam der Schauspieler Wiehl zurück, und als er scherzend gefragt wurde, was denn die Polizei wolle, erzählte er, daß ein ganz eigenthümlicher Zufall ihn am gestrigen Abend zum Zeugen eines Diebstahls gemacht, und er in Folge dessen so eben gebeten worden sei, wenn irgend möglich, noch heute auf das Sicherheits-Büreau zu kommen, wo er seine Aussage zu Protokoll geben und bei Confrontation der Verbrecher gegenwärtig sein müsse. Natürlich spannte diese sonderbare Mittheilung die Neugier der Uebrigen und Wiehl erzählte:

„Gestern Abend stehe ich an der Ecke der Tauben- und Kanonierstraße auf der Treppe des sogenannten Schulgebäudes und beobachte die Fenster des gegenüberliegenden Hauses.“

„Aha! unser Wiehl geht auf Freiersfüßen, ja, ja, wir wissen schon.“

„Gleichviel, was mich dort festhielt. Jedenfalls erwartete ich etwas ganz anderes, als mir begegnete. Es fiel mir auf, daß mehrere Kerle wiederholt bei mir vorüberschlichen und ebenfalls das Haus zu beobachten schienen, aus dem ich jemanden erwartete. Anfangs hatte ich kein Arg, als aber plötzlich aus der Thür des Ladens gegenüber ein Mann mit einem übermäßig großen Bündel auf dem Rücken erschien, wurde ich aufmerksam, und als ich sah, daß in der Taubenstraße sich auch die anderen Kerle zu diesem fanden, wurde es mir klar, daß dort wohl ein Diebstahl ausgeführt worden sein konnte. Der Gedanke, daß ich durch die Entdeckung desselben der Besitzerin jenes Ladens einen Dienst erweisen könnte, so daß ihre Dankbarkeit mir vielleicht den Zutritt verschafft, wo ich ihn wünsche, veranlaßte mich, den Männern nachzugehen. Sie auf offener Straße festzuhalten, schien mir nicht thunlich, ich folgte daher dem einen, welcher das Pack trug, als sie sich auf dem Gendarmen-Markte trennten. Zwei gingen durch die Jägerstraße, mein Packträger durch die Mohrenstraße nach dem Döhnhofsplatz. Um ihn ins Gesicht sehen zu können, hüllte ich mich bald ganz in meinen Mantel, und ging langsam bei ihm

vorüber, bald schlug ich ihn ganz zurück, und eilte trällernd bei ihm vorbei, so daß es mir gelang, das Gesicht desselben genau zu erkennen. Ersichtlich wurde ihm die Last des Bündels zu groß, und er setzte sich auf dem Dönhofsplatz in einen Droschkenschlitten. Jetzt war guter Rath theuer, denn weit und breit war kein anderer Schlitten zu sehen, da durch den neugefallenen Schnee die Droschken nicht von der Stelle konnten. Anfangs lief ich hinterher und hatte das Glück, endlich eine Droschke zu erwischen, der ich die Weisung gab, jenen vorausfahrenden Schlitten nicht aus den Augen zu lassen. So fuhren wir über den Molkenmarkt bis an die Reetzengasse, wo ich schon beim Einbiegen jenen Schlitten halten sah, daher ausstieg und zu Fuß durch die Gasse ging. In den Eingang eines Hauses gedrückt, sah ich, wie mein Packträger schellte, eine große Frau im tiefsten Negligée ihm öffnete, das große Bündel hineingeschafft wurde und mit dem Wegfahren des Schlittens, so wie dem Verschließen des Hauses für mich nun hier nichts weiter zu thun sei. Genau merkte ich mir die Nummer des Hauses, eilte dann nach der Ecke der Kanonier- und Taubenstraße zurück, trat in den Laden, wo ich schon Alles in der größten Verwirrung, die Besitzerin aber in Thränen über den höchst ansehnlichen Diebstahl fand, der sie fast um alle ihre Wäsche und Kleidungsstücke gebracht. Meine Erscheinung und die Nachricht, daß ich wisse, wo die gestohlenen Sachen hingekommen, änderte schnell die Stimmung, und ich eilte nun zu unserem Polizei-Com-

missarius Aschoff, den ich nicht sobald von dem Vorgange in Kenntniß gesetzt, als er auch schon die Kleider wieder übergeworfen hatte und mit mir, trotz des schlechten Wetters, nach der Reetzengasse eilte. Nachdem ich ihm das Haus genau bezeichnet und Alles genau erzählt, was ich gesehen, mußten wir erst zu dem Polizei-Commissarius jenes Reviers gehen, ohne dessen amtliche Hülfe nichts geschehen konnte. Dort wurden die Revierbücher aufgeschlagen und in dem bezeichneten Hause die Wohnung einer schon bestraften Diebin ermittelt. Kein Zweifel, daß diese darum wußte. In Begleitung eines Gendarmen, machten wir uns wieder auf den Weg, klopften vorsichtig an das Haus, wurden zögernd eingelassen und ich erkannte sofort in dem Weibsbilde dieselbe Person, die vorher dem Diebe geöffnet hatte."

„„Wo ist das gestohlene Gut,"" begann der Polizei-Commissarius kurz den Verhörs-Prozeß. —

„„Ich bin unschuldig, Herr Polizei-Commissarius, bei mir ist kein gestohlenes Gut!"" —

„„Versteht sich, bist Du unschuldig. Jeder ist unschuldig, wenn er arretirt wird. Noch einmal, wo ist das gestohlene Gut?"" —

„„Suchen Sie doch nach, Herr Polizei-Commissarius, bei mir werden Sie nichts finden.""

„Es wurde überall nachgesucht und wirklich nichts gefunden. Kopfschüttelnd fragten mich beide Beamte, ob ich meiner Sache auch gewiß sei, nicht vielleicht das Haus oder dies Frauenzimmer mit einer anderen ver-

wechselt habe. Ich war aber meiner Sache zu sicher, da ich mir besonders an dem Unterrocke derselben eine bunte Kante gemerkt hatte, auch ihr Gesicht mir kein Zweifel ließ, daß sie dasselbe Frauenzimmer sei, welche die gestohlenen Sachen in Empfang genommen."

„„Was hast Du heute Abend für Besuch gehabt?"" —

„„Kein Mensch ist bei mir gewesen, Herr Polizei-Commissarius.""

„„So? wer ist denn vor einer Stunde aus den Schlitten Nr. 17. gestiegen, und hat Dir einen Bündel aus blaukarirtem Zeuge mit Wäsche gebracht?"" —

„„Ach, so will ich doch gleich in die Erde sinken, Herr Polizei-Commissarius, wenn das wahr ist.""

„„In die Erde wirst Du nicht sinken, aber in die Stadtvoigtei wirst Du sinken. Wenn Du gestehst, arretire ich Dich nicht. Bist Du aber hartnäckig, so geht es Dir schlecht, Du weißt, wir verstehen keinen Spaß."" —

„„Es ist wohl einer hier gewesen, aber der hat mich bloß besucht."" —

„„Dergleichen Besuche kennt man schon. Hier ist ein Herr, der Alles genau gesehen, wie Du die Thür geöffnet, den Besuch eingelassen und ihm den Pack abgenommen."" —

„„Ach, das ist nicht wahr!"" —

„„Das wird sich finden. Wie hieß der, welcher Dich besucht hat."" —

„„Scopa ist hier gewesen.""

„„So, so, der blonde Scopa! — Nun weiß ich schon, was ich wissen will. — Wo Scopa ist, da ist auch ein Diebstahl nicht weit. — Wo sind die Sachen hingekommen, die er Dir gebracht hat.““ —

„„Er hat mir gewiß und wahrhaftig keine Sachen gebracht.““ —

„„So? Also hartnäckig? — Gut! — Du sollst Deinen Willen haben, Marsch! angezogen. Alles zugeschlossen. Es geht nach Nr. 13. und dann weiter, Du weißt schon wohin.““ —

„„Na, so eine Wirthschaft! Nicht Ruhe hat man in seinen eigenen vier Pfählen. Nun geht es schon wieder los. — Ich werde eine Eingabe an den König schreiben, der soll erfahren, wie es in Berlin zugeht.““ —

Unter tausend Betheuerungen ihrer Unschuld, packte das Weibsbild ihre Sachen zusammen und wollte nur einen Kanarienvogel im Käfige mitnehmen, um ihn bei einem Nachbar abzugeben, damit das Thierchen während ihrer Verhaftung nicht verschmachte. Der Polizei-Commissarius aber, mit dergleichen Ränken abgefeimter Diebe schon bekannt, untersuchte den Käfig und fand richtig unter dem doppelten Boden desselben ein Bund Dietriche. Jetzt hörten die Unschuldsbetheuerungen auf, und unter der Aufsicht des Gendarmen, wanderte die Hehlerin nach der Stadtvoigtei.“

„Daß die Sachen hier nicht mehr vorgefunden wurden, bewies die Schlauheit der Diebe. Diese galt es, nun auszukundschaften, und da der blonde Scopa

dabei betheiligt war, so wußten die Polizei-Beamten aus Erfahrung, daß an Wiedererlangung des gestohlenen Gutes nicht zu denken war, wenn nicht in dieser Nacht noch die Verbrecher überrascht und unschädlich gemacht wurden. In der Stadtvoigtei erfuhren wir, wo der blonde Scopa in Schlafstelle läge, und da ich nun einmal im Zuge war, so begleitete ich die Commissarien auch noch weiter und war bei der Verhaftung des Scopa, in einem Hause der Dorotheenstraße, zwischen der Loge Royale York und der Schlachtgasse, gegenwärtig, ja ich habe es nicht bereut, denn dergleichen ist ein wahres Studium für den Schauspieler. Scopa und noch ein anderer, wahrscheinlich sein Helfershelfer, lagen im tiefen Schlaf, als die Polizei-Beamten schon vor ihrem Bette standen. Dieses Erwachen, der Ruf: Herr Jesus! und die Angst der Ertappten, die indessen bald frechem Leugnen Platz machte, werde ich nie vergessen. Gebunden wurden sie abgeführt, und ein großer Theil der gestohlenen Wäsche in ihren Betten versteckt gefunden. Ihre Aeußerungen verdächtigten auch einen gewissen Eckardt, der in einem Hause des Voigtlandes in Schlafstelle liegen sollte. Ich war aber müde und scheute den weiten Weg in der nun schon weit vorgerückten Nacht. Zwei Gendarmen gingen hinaus, und eben wurde ich zu heut noch vorgefordert, um den dort Verhafteten, den Packträger, zu recognosciren. Das ist die ganze Geschichte."

„Sieh da, Vidocq der Zweite! — Aber interessant!" —

„Bis auf die weiten Gänge, war es auch ganz interessant, aber das muß ich gestehen, seit ich gesehen, mit welchem Eifer und welcher Umsicht unsere Polizei bei dergleichen verfährt, habe ich allen möglichen Respekt vor ihr bekommen. Schade, daß das Publikum kein Wort davon erfährt, es geschieht alles in der Stille, und wahrhaftig, man ist oft sehr ungerecht gegen die Polizei.“ —

„Nein, das wohl nicht — der Zustand der öffentlichen Sicherheit ist wahrlich ihr bestes Lob — aber der Aerger liegt nur in den 2 Thalern Strafe für das Rauchen einer Cigarre — und der macht sich manchmal Luft, freilich auch nur im Stillen!“ —

Was sagt denn Schneider dazu? — das ist ja auch so ein halber Polizeimann — als Dollmetscher.“ —

„Lieben Freunde, heute ist mir durchaus nicht abenteuerlich zu Muth. Ich wollte mein Ochsenhändler wäre gespielt — dann wüßte ich doch, woran ich wäre. Nächstens werde ich mich nach dem Vorfall erkundigen, denn der Polizeirath Merker hat mich gestern schon bitten lassen, auf das Sicherheitsbüreau zu kommen, weil ein angeblich spanischer Oberst verhaftet worden ist, der kein Wort deutsch und nur gebrochen französisch spricht — also in seiner Landessprache verhört werden soll.“ —

„Nun wissen wir doch auch, warum Schneider die Diebe so nach dem Leben spielt. — Wahrscheinlich studiert er sie unter der geschlossenen Gesellschaft des Polizeiraths Merker.“

„Kann wohl sein! — Aber der Graf steht auf. — Das Frühstück ist zu Ende! — Auf Wiedersehen heute Abend. Halten Sie mir heute Abend nur den Daumen, Herr Regisseur!“ —

Die Wagen fuhren vor, und während die Französischen Schauspieler sich zu ihrer Probe anschickten, verließen die Deutschen das Palais. Gleichzeitig fuhr der bekannte kleine Wagen von der Rampe herunter und dem Thiergarten zu, in welchem der König jeden Vormittag eine Stunde spazieren zu fahren pflegte. Niemand würde erkannt haben, daß es die Königliche Equipage sei, wenn nicht jeder Vorübergehende ehrfurchtsvoll den Hut gezogen und die meisten dem einfachen Wagen mit herzlicher Theilnahme nachgesehen.

VIII.

Waldemar war an diesem Tage schon so früh, als es der Anstand erlaubte, zu seiner Braut gegangen. Beide hatten gestern Abend verabredet, heute Vormittag die nöthigen Visiten zu machen, das Wetter war aber durch den gefallenen Schnee so unfreundlich geworden, daß Marie vorschlug, bis zum Diner zu Hause zu bleiben und erst den Nachmittag für jene lästigen Visiten anzuwenden. Der Vater war nicht zu Hause, denn um diese Zeit pflegte er die Conditoreien von Josty, Stehely und Kranzler zu besuchen, wo er die Neuigkeiten des Tages einsammelte. Waldemar war

seit der Verlobung eigentlich noch nicht allein mit seiner Braut gewesen, und fühlte sich glücklich in dem Bewußtsein, endlich einmal eine Stunde der Vertraulichkeit gefunden zu haben, in der er Theilnahme, Erwiederung hoffte. Es hatte einen eigenthümlichen Reiz für ihn, sich zu dieser Vertraulichkeit berechtigt zu wissen, und Marie entfaltete, nachdem sie die Befangenheit der ersten Viertelstunde besiegt, so viel Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, daß das Seltsame ihres Verhältnisses bald ganz dem Gedächtnisse entschwand. Beide erinnerten sich gegenseitig wie oft sie sich früher gesehen, ohne zu ahnen, daß sie in so kurzer Zeit Braut und Bräutigam sein würden. Waldemar erzählte, was er gelitten, den Kampf, den er gekämpft, die Eifersucht, die er oft empfunden. Marie, was sie an ihm bemerkt, wie seine Scheu sie befremdet, seine Annäherung sie gefreut, seine anscheinende Kälte sie verletzt; was war natürlicher, als daß Beide inniger, zärtlicher einander ins Auge blickten, daß überwältigt von dem Gefühl des ungestörten Besitzes sie sich endlich umarmten und ein Kuß den Bund ihrer Herzen besiegelte. Mit diesem Augenblick war Alles, was bis jetzt noch störend eingewirkt, verschwunden. Beide waren glücklich.

Marie hatte die Stickerei, mit der sie beim Eintritt Waldemars beschäftigt war, fortgelegt und saß Hand in Hand mit dem Geliebten auf dem Sopha, als der Bediente einen Brief brachte und mit den Worten:

„Ein kleiner Junge hat dies für das Fräuleine gebracht!“ auf den Gueridon legte. — Waldemar sah verwundert auf die Form des Briefes, der auf grobem Papier geschrieben, unordentlich gesiegelt war und fast wie ein Bettelbrief aussah. Er wollte darnach greifen, um ihn Marien zu geben, diese kam ihm mit auffallender Hast zuvor und steckte ihn in die Tasche. So froh und hingebend sie bis zu diesem Augenblick gewesen, so groß war die Veränderung, die er jetzt an ihr bemerkte. Sie suchte einen Vorwand, das Zimmer zu verlassen, blieb wohl eine Viertelstunde fort und kam dann blaß und verstört wieder zu ihm. Waldemar wußte nicht, was er denken sollte. Was konnte dieser Brief enthalten haben, daß Marie so auffallend verändert war. Zu stolz, um zu fragen, quälten ihn Zweifel, Befürchtungen, die er sich selbst kaum gestehen wollte. Das heitere Glück ihres Zusammenseins war gestört, und von beiden Seiten wollte der Ton sich nicht wieder anknüpfen, der sie kurz vorher so glücklich gemacht.

Mariens Bestürzung und Angst war nur zu sehr gerechtfertigt. Jener Brief kam von ihrem Peiniger, der, seit gestern Abend verhaftet, Mittel gefunden hatte, einige Zeilen zu schreiben und durch die Schlauheit eines Mitgefangenen ihr zukommen zu lassen. In den Diebstahl an der Kanonier- und Taubenstraßen-Ecke verwickelt, hatten ihn zwei Gendarmen Nachts aus dem Bette geholt und sofort in die Stadtvoigtei gebracht. Zufällig hatte er ein Stück Papier und ein Bleistift

in der Westentasche und schrieb, da er in der ersten Angst Rettung von derjenigen hoffte, deren Geheimniß er besaß, am frühesten Morgen Folgendes:

„Man hat mich unschuldig verhaftet, weil ich gestern Abend um halb zehn gestohlen haben soll, und Sie wissen doch, daß ich gerade zu der Zeit bei Ihnen gewesen bin. — Sie verstehen mich doch. Wenn Sie nun aussagen, was auch der Wahrheit gemäß ist, daß ich um halb zehn bei Ihnen gewesen bin, so muß ich loskommen, denn das ist ein Alibi. — Ich werde beim Verhör sagen, daß Sie das bezeugen können. Es ist eine verfluchte Geschichte! Daraus können Sie sehen, wie es Ihnen gehen würde, wenn ich Alles sagen wollte. — Bei solchen vornehmen Personen, wie Sie sind, glaubt die Polizei jedes Zeugniß, also abgemacht! — Ich sage heute beim Verhör, daß Sie mein Alibi beweisen können. — Machen Sie keine Umstände, — sonst —"

Die Unglückliche traute kaum ihren Augen, als sie diese Zeilen las. Sie hatte wohl eine abermalige Geldforderung erwartet, als sie den verdächtigen Brief vor Waldemar zu verbergen gesucht, aber nicht eine so überlegte Bosheit, eine so tief-eingreifende Nichtswürdigkeit jenes Schändlichen. Mehrmals mußte sie den schlecht geschriebenen Brief überlesen, ehe sie nur verstand, was er eigentlich von ihr wollte. Was war das, ein Alibi? — und wie sollte sie vor Gericht aussagen, daß um die angegebene Zeit Jemand bei ihr gewesen, und gerade dieser Mensch,

ein Verbrecher, ein Verworfener? — Sie begriff, daß er sie gar nicht darum bat, sondern sich anstellte, als ob seine Beschuldigung wahr wäre, denn er mochte wohl gefürchtet haben, daß sein Brief in andere Hände kam. Wo war hier Rath, wo Hülfe? — Wem durfte sie sich anvertrauen? Und gerade in diesem Augenblick, wo sie sich schon befreit geglaubt, wo Waldemars Liebe sie für die lange Qual entschädigen konnte! — Sie fühlte, daß das Blut in ihren Adern stockte, daß die Brust krampfhaft auf- und niederflog, daß eine Eiseskälte ihren Nacken herabrieselte. Als sie wieder etwas Fassung gewonnen, eilte sie in die Bibliothek ihres Vaters, nahm das Conversations-Lexikon heraus und fand die Erklärung des Wortes Alibi.

„Alibi, anderswo. Beweis des Alibi heißt im Criminal-Prozeß derjenige Beweis der Unschuld, welcher aus dem Umstande hervorgeht, daß der Angeschuldigte zur Zeit des an einem bestimmten Orte geschehenen Verbrechens an einem andern Orte sich befunden habe, von wo aus er dieses Verbrechen nicht verübt haben kann; ein Beweis, welcher begreiflich die ganze Untersuchung niederschlägt. Schlaue Verbrecher suchen sich im Voraus den Schein eines Alibi zu verschaffen."

Nun wußte sie, was jener von ihr wollte. Allerdings mußte ihr Zeugniß ihn von jedem Verdachte der Theilnahme am Diebstahl freisprechen. Was setzte sie aber alles auf das Spiel, wenn sie that, was er verlangte. — Und doch, blieb ihr eine andere Wahl? Konnte er nicht jenen Diebstahl bei dem Freunde Ca-

simirs, von dem sie immer noch nicht begriff, wie er möglich gewesen, dem Gericht anzeigen? Konnte er nicht vielleicht Zeugen stellen, die von den Geldsummen und Kostbarkeiten wußten, welche er von ihr erpreßt, konnte sie nicht sogar gesehen worden sein, wenn seine Drohungen sie gezwungen hatten, ihn selbst aufzusuchen, um ihm das so ungestüm Verlangte zu bringen? Welche fürchterliche Lage für sie! — Das ganze Gebäude ihres künftigen Glückes stürzte vor ihren Augen zusammen und Nacht verhüllte jede Aussicht in die Zukunft.

Als sie zurückkam, fühlte Waldemar nur zu deutlich, daß etwas mit Marien vorgegangen sein mußte, was im Stande gewesen, sie aufs Tiefste zu erschüttern. Nach dem, was kurz vorher zwischen ihnen geschehen, erwartete er Vertrauen, fand aber Furcht, innern Kampf und im Ausdruck des Auges das Bewußtsein einer Schuld. — Und kaum eine Viertelstunde hatte genügt, diese Verwandlung hervorzubringen. War das dasselbe Mädchen, die in seinen Armen gelegen, seinen Kuß mit jungfräulicher Schüchternheit geduldet, — und jetzt so verschlossen ihm gegenüberstand, ihm nicht ins Auge zu blicken wagte, der er, das fühlte er, lästig war? — Trübe Mißstimmung herrschte, bis der Vater nach Hause kam, aber auch seine gute Laune vermochte nicht, sie zu verscheuchen. Marie bot zwar Alles auf, um unbefangen zu erscheinen, aber die Verstellung, der Zwang fühlte sich heraus, und Waldemar beschloß, es koste was es wolle, jenes Briefes habhaft zu werden, den er mit Recht als die Ursache dieser

Verstimmung Mariens betrachtete. — Wie aber das anfangen? — Entweder trug sie ihn noch bei sich, oder hatte ihn in ihrem Zimmer aufbewahrt, wenn nicht gar vernichtet. Sich an die Dienerschaft zu wenden, erlaubte sein Stolz nicht, und doch mußte er Licht haben, sollte er nicht vergehen in diesen Zweifeln. Eins stand fest bei ihm; er wollte sie beobachten, jeden ihrer Schritte kennen, sie keinen Augenblick mehr verlassen. Die Qual der Eifersucht kam plötzlich mit ihrer ganzen verzehrenden Stärke über ihn; auch er sah die Zukunft trübe, die ihm heute noch so hell, so glänzend erschienen war, und bereute schon, einen Schritt so rasch gethan zu haben, den er fühlte, nicht mehr zurückthun zu können, denn er liebte Marien mit der ganzen Gluth des Mannes, und konnte den Gedanken nicht fassen, ohne sie zu leben.

Während dies hier vorging, hatte der alte Rentier Neumann das Vergnügen, den Criminal-Commissarius abermals bei sich eintreten zu sehen. Er sagte zwar, daß es ihm ein großes Vergnügen sei, innerlich aber wünschte er seine Neugier, seinen Besuch im Voigtlande, seine Schwatzhaftigkeit und alles Mögliche zum Henker, als der Criminal-Commissarius mit seiner gewohnten Freundlichkeit ihn bat, ob er sich nicht anziehen und ihn nach der Stadtvoigtei begleiten wolle. Es sei nämlich gestern ein Mensch in der von Neumann bezeichneten Tabagie des Voigtlandes verhaftet worden, auf den die Personbeschreibung ziemlich genau passe, welche Neumann von dem einen Gefährten des Fritz Ettung gegeben.

Da er nun schon so gefällig gewesen wäre, der Polizei einige Notizen über ihn zu geben, so erwarte man von ihm, daß er die kleine Mühe nicht scheuen und den Arrestaten rekognosziren werde.

„I so schlag doch das Wetter in alle diese Geschichten!“ rief Neumann ausbrechend, als er hörte, daß er persönlich mit einem Verbrecher confrontirt werden sollte. „Ich habe keine Zeit, Herr Criminal-Commissarius, bin sehr unwohl und kann nicht ausgehen.“

„In dem Falle würden wir den Arrestaten vielleicht hierher in Ihre Wohnung führen lassen, dann würde jede Mühe für sie vermieden.“

„Na, das fehlte mir auch noch! Verbrecher in meine friedliche Wohnung! — Wenn der Kerl nun wieder loskommt, wird er sich da nicht an mir rächen wollen, mich todtschlagen, mich abmurksen?“

„Das wollen wir nicht hoffen!“

„Nein, hoffen will ich es auch nicht, aber fürchten! Nein, ich sage doch! — So etwas kann auch nur mir passiren! Wozu habe ich nun mein Geschäft aufgegeben und mich zur Ruhe gesetzt, wenn solche Geschichten vorgehen. Der Zinsfuß geht so schon alle Jahre mehr herunter! — Man wird am Ende nicht mehr wissen, wo man noch Geld zu allen Abgaben herbekommen soll.“

„Wenn es Ihnen also gefällig wäre?“ —

„Bester Herr Criminal-Commissarius, nehmen Sie mal an, es wäre mir nicht gefällig, und ich hätte nun mal keine Lust, mit Verbrechern in irgend einer Ver-

bindung zu stehen, nehmen Sie das recht lebhaft an und thun Sie mir den einzigen Gefallen, mich in Ruhe zu lassen!"

„Wenn meine ergebenste Bitte nicht im Stande ist, Sie zu dieser Gefälligkeit zu vermögen, so gebietet mir meine Pflicht, Ihre Aeußerungen zu Protokoll zu geben, und Sie werden dann per Decret vom Polizei-Präsidio zur Rekognoszirung vorgeladen."

„Herr du Gott! — per Decret? — Na, denn will ich mitgehen! — Kosten werden doch hoffentlich unter keinen Umständen dadurch verursacht?"

„Gewiß nicht!"

„Na, denn in Gottesnamen! Frau Dorothee! Ueberschuhe, Parapluie, Handschuhe, Hut!"

Eine Viertelstunde darauf stand Neumann am Fenster des Sicherheits-Büreaus, von wo man in den kleinen, nach der Spree gelegenen Hof sehen kann, in welchem die Gefangenen Vormittags eine Stunde frische Luft schöpfen dürfen. Auch Christoph war unter ihnen, und wurde augenblicklich von Neumann als derjenige erkannt, welcher mit jenem Fritz Etlung verkehrt.

„Also ist dies auch derselbe, den jene Demoiselle Müller besucht, von der Sie mir erzählt haben?"

„Das heißt, — wenn man will! — Hören Sie mal, Herr Criminal-Commissarius, könnten wir die Geschichte nicht lieber weglassen? Man kann denn doch nicht wissen, ob es der Familie angenehm ist, wenn dergleichen Geschichten ruchbar werden."

„Darauf haben wir keine Rücksicht zu nehmen. Jener Mensch dort unten ist wegen eines gestern Abend verübten Diebstahls verhaftet worden, und giebt vor, gerade zu der Zeit, wo dies geschehen, bei Demoiselle Müller gewesen zu sein. Da Sie mir nun erzählt, daß Sie selbst eine Demoiselle Müller im Voigtlande bei ihm gesehen haben, so klingt seine Behauptung wenigstens nicht mehr ganz so unwahrscheinlich, als sie sonst geklungen haben würde. Ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll."

Der Polizeirath Merker, welcher während dieses ganzen Gespräches anscheinend theilnahmlos unter seinen Akten vergraben gesessen und kaum auf das gehört, was Neumann gesprochen, fragte jetzt plötzlich:

„Was würde unwahrscheinlich geklungen haben, lieber Freund?"

„Da ist unter den gestrigen Arrestaten wegen des Diebstahls in der Kanonierstraße ein Kerl, der ganz frech sein Alibi dadurch beweisen will, daß er ein Liebesverständniß mit der Tochter eines anerkannt anständigen Hauses vorgiebt und zu derselben Zeit bei ihr gewesen sein will."

„Lieber Freund, ich dächte, es fehlte an dergleichen Fällen in unserer Praxis nicht. Ist der Kerl hübsch und gut gewachsen, so stehe ich für nichts. Mit der Liebe ist es ein eigenes Ding! — Wer ist der Herr?"

„Herr Neumann, Rentier, der die Gefälligkeit ge-

habt, uns einige Notizen in Bezug auf den Friedbergschen Mordanfall zu geben."

„Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sind wohl zum erstenmal hier in diesem Büreau, da Sie sich Alles so genau ansehen?"

„Ach ja, Herr Polizeirath! Ich habe nämlich nie in Beziehung zu irgend einem Verbrecher gestanden und ich muß gestehen, es ist mir ganz wunderlich zu Muth, die Menschen da draußen in dem Gitter zu sehen. Die sehen ja schrecklich aus." —

„Das Ergebniß einer Nacht. — Lauter Vagabonden, Herumtreiber und dergleichen Gesindel." —

„Und dann der sonderbare Geruch, der draußen auf dem Gange herrscht und hier bis in die Zimmer dringt." —

„Das ist Räucherung mit Wachholderbeeren, sonst wäre es in der Nähe dieser sauberen Gesellschaft auch nicht auszuhalten."

„Muß doch aber sehr interessant sein, so mit diesen Menschen zu thun zu haben." —

„Je nach dem es kommt! — Wissen Sie nicht, lieber Freund, ob der Königl. Schauspieler Wiehl heute Vormittag noch zu uns heraufkommen wird? Seine Aussagen werden für den Hofrath von großer Wichtigkeit sein."

„Ich höre, daß er auf dem Palais des Königs Probe von einem neuen Stücke hat — aber es ist schon hingeschickt worden."

„Ein neues Stück? Gewiß geht es darin wie-

der über die Polizei her, wie in dem Michel Perrin und den feindlichen Brüdern. — Die Dichter können heute zu Tage nichts Besseres thun, als recht viel Witze über die Polizei zu machen, dann sind sie gewiß, daß sie die Lacher auf ihrer Seite haben. Ich bin meinem Freunde Schneider recht gut, weil er mir tüchtig an meinen „Beiträgen" mitarbeitet, aber er hätte auch etwas Besseres thun können, als den Michel Perrin übersetzen und selbst den bornirten Polizeirath darin spielen. So ein durchlachter Abend thut wahrhaftig unserem Wirken mehr Schaden, als die heftigsten Diatriben in den Zeitungen."

„Wollen Sie den Menschen nicht vernehmen, Herr Polizeirath, der behauptet, sein Alibi beweisen zu können? Der Herr Hofrath sind unwohl und werden heute nicht kommen." —

„In Gottesnamen! Gendarm, führen Sie uns einmal den Menschen dort herauf." —

Der Criminal-Commissarius bezeichnete dem Gendarmen die Person, und in wenigen Minuten stand Christoph mit scheuem aber doch frechem Blick vor dem Büreau des Polizeiraths Merker.

„Wie heißt Du?" —

„Christoph Eckardt." —

„Woher?"

„Aus Dessau, Herr Polizeirath!" —

„Wovon ernährst Du Dich?" —

„Ich war Bedienter, habe aber jetzt keine Condition." —

„Wo bist du gestern Abend gewesen?“

„Erst bei Eulners, dann in der Tabagie bei Reventlow und dann habe ich meine Liebste besucht.“ —

„So? — Wie heißt diese Liebste?“ —

„Muß ich das sagen? — Sie will nicht gern, daß einer etwas davon weiß.“

„Gleichviel. — Wie heißt sie?“ —

„Marie heißt sie, Mamsell Marie Müller!“

„Wo wohnt sie?“ —

„In der Behrenstraße, nicht weit von den Mohren.“ —

„Und Du behauptest wirklich, zwischen 9 und 10 Uhr dort bei ihr gewesen zu sein?“ —

„Sie können sie ja fragen, Herr Polizeirath!“ —

„Kennst du diesen Herrn hier?“ —

„Nein, gesehen habe ich ihn wohl, aber ich weiß nicht wo?“ —

„Besinne Dich. Vor wenigen Tagen im Voigtlande, als Du Damen-Besuch hattest und dann auch mit Fritz Etlung zusammen warst.“ —

„Ja, nun weiß ich. Das ist der Herr, der die Steine in der Tasche hatte. Na, der war ja dabei, wie Demoiselle Müller zu mir kam.“

„Also das hätte seine Richtigkeit. Da wird freilich nichts anderes übrig bleiben, als diese Demoiselle Müller selbst darüber zu fragen.“ —

„Das können Sie thun, Herr Polizeirath! und dann werden Sie schon sehen, daß sie mich unschuldig arretirt haben.“ —

„Woher kennst Du den Fritz Etlung?“ —

„Ich habe ihn wohl ab und zu gesehen, aber so recht bekannt sind wir nicht mit einander geworden.“ —

„Auf die Art weißt Du auch wohl gar nicht, daß er wegen Raubmord verhaftet ist?“ —

„Na so muß es kommen. Der Junge? — Ist wohl nicht möglich!“ —

„Du kennst aber doch den blonden Scopa?“ —

„Ja, den kenne ich, das ist ein sehr moralischer Mensch!“ —

„Und bist gestern nicht mit diesem moralischen Menschen zusammen gewesen?“ —

„Wenn er das sagt, lügt er es wie ein schlechter Kerl.“ —

„Allerdings sagt er es, und das gestohlene Gut ist meist bei ihm gefunden worden.“ —

„Na bei mir ist nichts gefunden worden, also bin ich auch unschuldig.“ —

„Du bleibst also dabei, daß Du von 9 bis 10 Uhr bei Demoiselle Müller gewesen bist?“ —

„Na das ist gewiß! Ich werde doch den Herrn Polizeirath nicht muthwillig belügen.“

„Wenn Dich nun aber jemand in der Taubenstraße gesehen hätte, wenn er Dir über den Gendarmenmarkt bis zum Dönhofsplatze nachgegangen wäre, wenn er die Nummer des Schlittens wüßte, in den Du gestiegen bist?“ —

„Da wüßte er mehr als ich. — Das soll mir mal einer ins Gesicht sagen.“ —

So weit war das vorläufige Verhör gediehen, als Herr Wiehl eintrat, nach genommener Besichtigung aber erklärte, dies sei nicht der, welcher mit dem Pack aus dem Laden gekommen und nach der Reetzengasse gefahren. Christoph triumphirte schon: — Da wurde Scopa eingeführt, und diesen bezeichnete Wiehl augenblicklich als den rechten Mann. Doch ergab die erste Confrontation der Diebe eben nichts weiter als gegenseitige Anschuldigungen, Lügen, Verwünschungen, und Neumann, dem der Kopf von all' diesem wirbelte, empfahl sich als es dreiviertel auf eins schlug, weil seine Haushälterin sonst mit dem Essen auf ihn warten müsse.

IX.

Um sich zu zerstreuen, hatte der Schauspieler Schneider am Nachmittage jene alten Papiere zum Theil durchgelesen, welche Waldemar von Queiß ihm anvertraut. Was er dort fand, fesselte ihn wunderbar. Zunächst der Inhalt jener Brieftasche des alten van Queeß, so wie des Memorials, das der Lieutenant Lebrecht von Queiß vor gerade 100 Jahren niedergeschrieben, als ihm durch die Mittheilungen jenes Bauers aus Wusterhausen die Falschheit und Treulosigkeit des Geheimen Rathes Eckardt klar wurde. Dieses Memorial, in Verbindung mit dem Tagebuche des alten van der Queeß, welches unter den Papieren gelegen,

die Lebrecht von Queiß aus dem Hause des Geheimen Rathes abholen ließ, warfen ein vollständiges Licht auf die eigenthümlichen und wunderbaren Schicksale, denen diese Familie unterlegen. Begreiflich richtete die Aufmerksamkeit des Lesenden sich zunächst auf den sogenannten Kaminrath, von dessen weiteren Schicksalen nach dem Jahre 1738 Königs „Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin, Berlin 1796", interessante Notizen enthält, die er sogleich aufsuchte und Seite 297 im vierten Bande wieder überlas.

„Im Jahre 1738 befahl König Friedrich Wilhelm dem Eckardt Versuche mit dem von ihm erfundenen Königsbiere in der großen Brauerei zu Potsdam anzustellen. Der Erfolg davon fiel auch wirklich zu seinem Vortheile aus, und dadurch verstärkte sich sein bei dem Könige erlangtes Vertrauen, der ihn darauf nach allen Aemtern der Kurmark sandte, um auf denselben seine neue Braumethode einzuführen. Wenige waren aber damit zufrieden, und der Verbesserer fand überall schlechte Aufnahme, besonders da, wo er sich in Dinge mengte, die außer seinem Auftrage lagen, und weiter ging, als wozu er beauftragt worden war. Dabei verließ er sich zu sehr auf des Königs Gnade und begegnete den Beamten und Pächtern mit der größten Grobheit. Dies brachte jedoch nach und nach im Lande viele unangenehme Bewegungen hervor. Besonders verdarb es Eckardt aber mit den Städten. Er erforschte auf eine listige Art die Einkünfte der Käm-

mereien, und da er fand, daß sich die mehrsten davon in wirklich guten Umständen befanden, welches ihm doch nichts anging, so that er dem König den Vorschlag, solche durch Kommissarien untersuchen zu lassen, die Magistrats-Personen aber dermaßen zu beschränken, daß sie nicht mehr von den städtischen Einkünften verausgaben sollten und konnten, als ihnen zum höchsten Bedürfniß nöthig war. Diese Sache ging zwar durch, wie angenehm sie aber denen gewesen sein mußte, die hier so willkürlich in ihrem vermeinten Eigenthume, auf Zuthun eines fremden Menschen, beeinträchtigt wurden, den sie deshalb für eine Landplage ansahen, davon kann man sich leicht einen Begriff machen. Indessen war der König mit diesen Operationen wohl zufrieden, schätzte Eckardt sehr, und gab ihm nicht allein den Titel eines Kriegs- und Domainenrathes mit einer ansehnlichen Besoldung, ertheilte ihm den Orden de la Generosité, sondern erhob ihn 1739 sogar in den Adelstand. Das Wappen stellte der König selbst für ihn zusammen, und es bestand in einem quadrirten Schilde, in dessen erstem Fache eine Fortuna mit fliegendem Segel auf einer blauen Kugel im silbernen Felde. Im zweiten das blaue Kreuz vom Orden de la Generosité im goldenen Felde. Im dritten ein brennender silberner Ofen oder Kamin im grünen Felde. Im vierten ein geflügelter rother Greif im silbernen Felde. Der ganze Schild ist gedeckt mit einem adelichen Turnier-Helm, auf welchem drei Straußfedern prangen. Die mittlere blau, die zur Rechten grün, die

zur Linken roth. Die Helmdecken sind zur Rechten und Linken blau, Gold, roth, Silber und grün.

Später erhielt er sogar den Titel eines Geheimen Kriegsrathes und wurde in die Provinzen geschickt, um dort seine großartigen finanziellen Entwürfe zur Ausführung zu bringen. Auf seinem Hause an der Jäger- und Markgrafenstraßen-Ecke, dem jetzigen Seehandlungs-Gebäude, ward das Wappen angebracht und er und seine ganze Familie auf Befehl des Königs von dem Maler Huber in Lebensgröße abgebildet.

Dessenungeachtet war das Publikum mit diesem Mann, dessen Glück auf seine Kosten so schleunig zugenommen hatte, äußerst unzufrieden, haßte und verwünschte ihn. Er ward schlechthin nur der Kaminrath genannt und mit andern Schimpfwörtern belegt, welche das allgemeine Mißvergnügen ausdrücken sollten. Der Monarch sandte ihn nach Pommern und Anfangs 1740 nach Preußen, wo er trotz der Einwendungen des General-Direktoriums solche Veränderungen in der Landesverwaltung machte, daß die Unterthanen, deren Geißel er mit Recht genannt werden konnte, darüber in Verzweiflung geriethen."

König theilt in seinem Werke nun mehrere Actenstücke mit, welche die Beschwerden der Behörden über Eckardts Verfahren enthalten. Das Alles half indessen nichts. Eckardt blieb bis zum Tode des Königs sein Günstling. Kaum hatte aber König Friedrich II. den Thron bestiegen, so entsetzte er ihn aller seiner Aemter, ließ seine Papiere versiegeln, unter denen sich viele

wichtige Documente von des verstorbenen Königs eigener Hand befanden und ordnete einen Prozeß gegen ihn an. Als Eckardt merkte, daß sein Reich zu Ende gehe, wollte er entwischen, wurde aber festgenommen und unter militairischer Bedeckung zu Wasser nach Berlin gebracht, weil man mit Recht befürchtete, er könnte von dem empörten Volke ermordet werden. — Die Untersuchung gegen ihn endigte mit seiner Verweisung aus dem Lande, Einziehung seines unermeßlichen Vermögens, von dem man nicht begriff, wie er es in so kurzer Zeit hatte erwerben können, und der Schenkung seines Hauses an den Minister von Boden. Eckardt wandte sich nach Sachsen, dann nach dem Anhaltschen, wo er eine kleine Pachtung übernahm und später in tiefer Armuth zu Dessau starb.

Unter der Sammlung von Manuscripten zur Brandenburgischen Geschichte auf der Königl. Bibliothek in Berlin befindet sich auch das Original eines Flugblattes, welches 1740 unmittelbar nach dem Sturze Eckardts erschien. Um die Spottverse ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Eckardt 1729 noch Blaufärber in Cöthen, dann Fasanenwärter in Braunschweig und später Marktschreier bei einem Zahnarzte gewesen.

„Verlaß den Vogel Greiff, und geh' zu den Fasahnen;
Vielleicht sind diese noch dem alten Wächter hold,
Wo nicht, kann der Camin Dir andre Wege bahnen,
Der Dir zur Färberei g'nug schwarze Farbe zollt;
Und gilt auch dieses nicht, so blühet noch ein Glücke,

Tritt auf als Charlatan, der Jahrmarkt nahet sich.
Hang' andre Zeichen aus und gieb das Kreuz zurücke,
Dir bleibt doch noch ein Kreuz, in dieses schicke Dich,
Indessen rufen wir: Es lebe Friederich!" —

Ob nun eine Klage der Familie von Queiß, als sie in den Besitz der von Lebrecht hinterlassenen Papiere gelangte, mit zu diesem Sturz Eckardts beigetragen, ging leider aus den Documenten nicht hervor. Mit Gewißheit aber ließ sich schließen, daß jenes unermeßliche Vermögen, welches bei der Confiscation dem Staate anheimfiel, von dem Schatze hergerührt haben mochte, den er auf so schlaue Weise an sich zu bringen gewußt. Es fanden sich einzelne Andeutungen, daß Lebrecht in dem Verdacht gestanden, seiner Geliebten Gift gegeben zu haben, denn wirklich fanden sich bei Untersuchung der Leiche der jungen Gräfin Spuren von Gift. — Sonst blieben die Vorgänge, welche den unglücklichen Tod beider Liebenden herbeigeführt, unaufgeklärt. Ungleich interessanter für die Geschichte der Familie war indessen das Tagebuch des alten Queiß, das er fast bis zum Augenblicke seines plötzlichen Todes fortgeführt. — So unter Anderem die Betrachtungen, welche er an die Möglichkeit knüpfte, daß der alte Fluch seines Hauses wirklich über hundert Jahre hinaus fortwirken könne. Wunderbar genug hatte sein eigener bald darauf erfolgter Tod, so wie der eben so unerwartete seines Verwandten Lebrecht diese Befürchtungen zur Wahrheit gemacht. War das alles Zufall oder war die Existenz eines bösen Blickes möglich? — Die Erklärung des

Horoskops durch den Doktor Muntherius sagte, daß das erbliche Uebel über denjenigen unter den Nachkommen kommen müsse, der ein Verbrechen begeht, und daß in abermals 100 Jahren das gänzliche Untergehen der Familie zu befürchten stehe. Nun war Waldemar von Queiß wirklich der letzte Sprößling derselben; aber was sollte ihm begegnen? — Er war jung, gesund und lebensmuthig, das Jahr nahte fast seinem Ende, und daß er ein Verbrechen begehe, war undenkbar. Es wäre Thorheit gewesen, an all das wirre, tolle Zeug zu glauben, das jene Papiere enthielten. Und doch! — Durch zwei Jahrhunderte hatte der unheimliche Spuk fortgewirkt, und wenn auch die Umstände eine natürliche Erklärung zuließen, so war doch das regelmäßige Wiederkehren nach jedesmal hundert Jahren ein an sich so wunderbarer Zufall, daß der unwillkürliche Gedanke an die Möglichkeit einer ähnlichen Catastrophe wohl verzeihlich erschien. Sollte der Freund dem Freunde mittheilen, was er gelesen? — Sollte er den Unbesorgten auf eine Gefahr aufmerksam machen, die er selber nicht für möglich hielt? — Und hatte er selbst denn schon einen klaren Ueberblick über die frühern Verhältnisse der Familie? Die alten Papiere, die er aufs Gerathewohl mitgenommen, enthielten nur Abgerissenes, Unzusammenhängendes. — Vielleicht fand sich unter der Menge, die in jener Kiste zurückgeblieben, die Erklärung, und diese sich zu verschaffen, war sein fester Entschluß. —

Ganz wüst im Kopfe, fand ihn die Stunde, wo er zur Vorstellung in das Palais mußte. Statt sich zu erholen und auf die schwierige Aufgabe des Abends vorzubereiten, hatte er sich zerstreut und konnte den Gedanken an den Inhalt des Horoskops und seine Erklärung nicht los werden. Königliche Wagen holten auch Abends die Schauspieler ab, und zu Garderoben waren ihnen einige Zimmer des untern Stockwerkes angewiesen, so daß sie in vollem Kostüm dieselbe Treppe hinaufgehen mußten, auf welcher die Königlichen Gäste sich in die oberen Säle begaben. Der König, so wie sämmtliche Königliche Prinzen erschienen bei diesen Theatervorstellungen in bürgerlicher Ballkleidung, wie früher auf den berühmten Brühlschen Bällen im Conzertsaale des Schauspielhauses. Die Gesellschaft war klein und bestand fast ausschließlich aus solchen Personen der höchsten Stände, die dem Hofe am nächsten standen. Mit dem Schlage 6 Uhr begann auch hier die Vorstellung, und die Uhr konnte nicht regelmäßiger zeigen, als der König mit seiner gewohnten, fast sprüchwörtlich gewordenen Pünktlichkeit in den kleinen Zuschauerraum trat.

Auf der ersten Reihe Stühle nahmen die Königlichen Herrschaften Platz, hinter ihnen unmittelbar die Damen in den glänzendsten Toiletten, während die Herren an den Wänden umher stehend zusahen. —

Nach einer kurzen Ouverture, halb von Mitgliedern der Königlichen Kapelle, halb von dem Musik-Corps des zweiten Garde-Regiments zu Fuß im Neben-

zimmer ausgeführt, schlug sich der Vorhang zu beiden Seiten der Bühne auseinander, denn für das Aufziehen desselben nach oben war der Raum zu beschränkt. Das Stückchen begann, schleppte sich von Scene zu Scene, ließ kalt und gleichgültig, erregte kaum hin und wieder ein Lächeln, und ging spurlos vorüber. Nur der König klopfte beim Zuziehen des Vorhangs fast unmerkbar in die Hände, das einzige Zeichen des Antheils, das sich in den tödtlich langen anderthalb Stunden kundgegeben. Still gingen die Schauspieler in ihre Garderoben hinunter, am stillsten Schneider, der am besten fühlte, wie durchaus ihm seine Aufgabe mißlungen war. Es wollte auch kein rechtes Gespräch in den Gang kommen, denn jeder hatte das Gefühl, wie unvortheilhaft das deutsche Lustspiel gegen das geistreiche und vortrefflich besetzte französische abstechen mußte. — Die Königlichen Laquayen präsentirten Thee und Punsch, aber es wollte diesmal Keinem recht schmecken. Man zog sich schweigend aus, machte Toilette für die Abendtafel und ging dann hinauf in das sogenannte „blaue Zimmer", wo das darstellende Personal sich zu versammeln pflegte, bis die Theater-Vorstellung vorüber war und man sich zur Abendtafel in den Speisesaal des Königlichen Palais hinüber begab.

In eine Ecke gedrückt hing hier Schneider seinen trüben Gedanken nach, während im Zimmer daneben die lustigen Vaudeville-Melodien der Franzosen ertönten. Eine Alabastervase auf hohem Postamente verbarg ihn fast ganz vor der übrigen Gesellschaft, nur

sein College Weiß, der Regisseur des Lustspiels, suchte ihn theilnehmend auf. —

„Freund, wo bleibt der alte Humor? — Die Last des Tages ist ja vorüber, jetzt dächte ich wäre es Zeit ein freundliches Gesicht zu machen.“ —

„Wo soll der Humor herkommen, wenn man fühlt, seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen zu sein? Es war wohl recht schlecht, Freund?“ —

„Nun gut war es jedenfalls nicht. — Ich komme nicht recht dahinter, ob es nur am Stück oder ob es an Ihnen gelegen. Eins aber ist gewiß, Sie haben durch Ihr Spiel die Schwäche des Stückes nicht verdecken können, und das ist schon schlimm!“ —

„Ich denke mit Schrecken daran, wie das Publikum im Schauspielhause den Versuch aufnehmen wird!“ —

„Sein Sie unbesorgt. Wir werden es schwerlich riskiren, damit vor unserem Publikum zu erscheinen. Schon aus Rücksicht für Sie. Eine so vollständig mißlungene Leistung könnte Ihnen grade jetzt großen Schaden thun. Wir müssen lieber auf etwas anderes denken!“ —

„Wie viel Räthselhaftes, Unerklärliches liegt doch in der Kunst des Schauspielers. Sie glauben nicht, mit welcher Freude ich die Rolle studierte, wie ich mich in sie hineingelebt, und nun — vollständig matt, wirkungslos, ohne Saft und Kraft. — Dagegen manches andere, von dem man gar nichts erwartet, weil man das gewisse Mißlingen vorauszusehen glaubt, wie schlägt

es ein, wie wird es Leben und Innerlichkeit, wenn man Abends plötzlich mitten inne steht und zum künstlerischen Schaffen erwarmt? —

„Wem sagen Sie das? — Sie stehen erst am Anfange der mannigfachen Enttäuschungen, die unser Stand dem aufrichtig Strebenden bietet. — Ich habe den größten Theil dieser trüben Erfahrungen hinter mir — aber doch den frohen Muth, das Vertrauen in die Göttlichkeit unserer Kunst noch nicht verloren. Nicht Alle können Alles! — Sie z. B. können diese Rolle nicht spielen, darum mit rüstiger Kraft an eine andere. — Jeder Schauspieler hat so ein Päckchen Rollen unter seinem Vorrathe, die ihn wie höhnende Kobolde mahnen, wenn er sie einmal nach Jahren wieder in die Hände bekommt. So wird es Ihnen mit diesem „Vater und Sohn" auch gehen."

Der erste Akt des Vaudevilles war zu Ende. Man hörte es an dem Klingeln und dem Scharren der Stühle, da die ganze Gesellschaft in dem Augenblicke aufstand, wo der König sich erhob. — Bald darauf trat Seine Majestät in das „blaue Zimmer" ein. Ehrfurchtsvoll standen alle Anwesenden an den Wänden umher. — Schneider drückte sich noch tiefer hinter das Postament der Vase, weil er wohl fühlte, daß er mißfallen haben mußte, und sich schämte, bemerkt werden zu können. Nachdem der König einige freundliche Worte mit den Damen Valentini und Erck gesprochen, näherte er sich dem Regisseur Weiß und sagte:

„Nicht besonders, das heutige Stück! Schade für die Mühe, welche die Herren sich gegeben. — Habe wohl bemerkt, daß mit vielem Eifer gespielt worden ist! — Muß sehr unangenehm sein, auf einem so kleinen Theater zu stehen. — — Warum bleiben Sie so versteckt, Herr Schneider? — — Habe gestern Ihre neuesten Novellen gelesen: — Recht gelungen! — Fahren Sie so fort!“ —

„Ew. Majestät Zufriedenheit mit meinen Bestrebungen macht mich sehr glücklich!“

„Jede gutgemeinte Thätigkeit erfreut mich. — Wo haben Sie die Notiz zu dem Aufsatz über das Opernhaus her?“ —

„Das meiste habe ich in den reichen Manuskripten der Königlichen Bibliothek gefunden.“ —

„Aber falsch, daß Sie die künftige Feier des hundertjährigen Bestehens in das Jahr 1841 setzen. Nicht die Grundsteinlegung, nicht die Eröffnung des Hauses, sondern das Datum der Kabinets-Ordre muß hier entscheiden, und diese ist gewiß im Jahre 1740 erfolgt.“

„Leider ist diese Kabinets-Ordre nicht aufzufinden, eben so wie das Datum der Stiftung des Regiments Garde du Corps. — Selbst der Professor Preuß hat in seinem gediegenen Werke keine Notiz darüber.“ —

„Die Idee, die Sie in Ihrem Aufsatze wegen einer Feier des hundertjährigen Bestehens aussprechen, ist gut. — Freue mich darauf. — Wird sich wohl ausführen lassen.“

Mit einem leichten Nicken des Kopfes wendete der

König sich um und verließ das Zimmer, worauf sofort der zweite Akt des Vaudevilles begann. — Schneiders trübe Laune war fort; hatte doch der König gnädig mit ihm gesprochen. Selbst daß der heutigen Rolle nicht erwähnt worden war, machte ihn besonders froh und viel wesentlicher war ihm, daß der König die Novellen gelesen, von denen eine: „Aurore Bursay", das Imprimatur der Censur nicht hatte erhalten können. Jetzt, wo der König sich freundlich darüber ausgesprochen, hatte er Hoffnung, sie drucken zu dürfen.

Als die Theater-Vorstellung sich ihrem Ende näherte, erschien der Geheime Kämmerer Kynast im blauen Zimmer, bot den Damen seinen Arm und lud die Anwesenden ein, ihm zu folgen. Durch die Bibliothek, welche sich gerade über dem Schwibbogen der Oberwallstraße befindet, und die Wohnzimmer des Königs wurden sie in den großen, mit historischen Bildern und den Portraits berühmter Preußischer Generale aus dem Freiheitskriege geschmückten Speisesaal geführt, wo eine große Tafel gedeckt war, an der das ganze Personal Platz nahm. Der Gang durch die Königlichen Zimmer hatte unter diesen Umgebungen etwas ganz Eigenthümliches. Ueberall herrschte in den Räumen der Bibliothek, der Zimmer und Säle ein Halbdunkel, welches die Gegenstände nur undeutlich erkennen ließ. Lampen mit mattgeschliffenen Gläsern erhellten nur hier und da die weiten Räume, und im Arbeitszimmer des Königs selbst brannte auf dem einfachen Schreibpulte nur eine Lampe mit grünem Schirm. Briefschaften, Papiere

und mannigfaches Schreibgeräth lagen in musterhafter Ordnung auf demselben, auch eine ganz gewöhnliche Brille, deren der König sich nie öffentlich zu bedienen pflegte. Wenn man bedachte, daß in dem weiten Preußen nichts von Bedeutung in Wissen und Kunst, Handel und Gewerbe, Kirche und Armee vorgehen konnte, was nicht auf irgend eine Art hier auf diesem kleinen Flecke wiedertönen mußte, wenn man die Endpunkte Memel und Saarbrück, Stralsund und Cosel, sich hier vereinigen sah, wenn jede Beziehung von außen das feine Gewebe der Staatsverwaltung bis in seinen Mittelpunkt leise oder mächtig erschüttern mußte und dies der Fleck war, von dem das Glück und Unglück Tausender ausging, so überkam ein eigenes Gefühl den Beschauenden. Dabei die Stille, welche überall herrschte, so daß man trotz der großen Zahl derjenigen, welche hindurchgeführt wurden, doch noch den Pendelschlag der Uhren vernehmen konnte, die späte Abendstunde und die eigene Stimmung, welche bei Allen herrschte, die unbewacht einen Blick in die innerste Häuslichkeit des Königs thun durften. — Alles das machte diese Wanderung zu einer eigenthümlichen.

Im Speisesaale wurde, nachdem der Geheime Kämmerer Kynast mit der Liebenswürdigkeit eines Wirthes die Damen placirt, das Souper servirt. Besonders reich waren die Desert-Aufsätze garnirt, und die Damen erhielten zum Schlusse besondere Papierbogen, um der Familie etwas Zuckerwerk von der Königlichen Tafel mit nach Hause bringen zu können. Während im

Palais der Königlichen Prinzessinnen nach dem Souper der Ball begann, dem der König bis nach 11 Uhr beizuwohnen pflegte, fuhren die bei der Theatervorstellung beschäftigt gewesenen nach Hause.

Auffallend war die Ruhe rings um das Königliche Palais her. Nur wenige erleuchtete Fenster in der Oberwallstraße verriethen, daß etwas Ungewöhnliches im Innern vorgehe. Rings umher weder Wagen, Dienerschaft, besondere Aufsicht, noch Erleuchtung, wodurch der Vorübergehende hätte vermuthen können, daß der König von Preußen ein Fest gäbe. Wie Alles, was den edlen Königlichen Herrn umgab, athmete auch dieses Familienfest Einfachheit, Ruhe und freundliche Behaglichkeit.

X.

Neumann war krank, entschieden krank nach seiner unfreiwilligen Visite in der Stadtvoigtei. Er wußte gar nicht, wie ihm denn eigentlich zu Muthe sei! Nicht allein in einen Mord, sondern auch in einen Diebstahl hatte ihn seine Schwatzhaftigkeit verwickelt, und es war gar nicht abzusehen, was ihm Alles aus diesen „Criminal-Verhältnissen" Unangenehmes begegnen könnte. Am Abende hatte er aus Vorsicht Haferschleim getrunken, die Nacht sehr unruhig und unter höchst beängstigenden Träumen geschlafen, und nun war er krank — das heißt ohne irgend ein Krankheits-

Symptom, aber in Erwartung aller möglichen Krankheiten. Vergebens machte er den Versuch, seine historischen Vermuthungen über den muthmaßlichen Erbauer des Wusterhausenschen Bärs zu Papiere zu bringen. Es wollte nicht gehen. Ueberall schwebte ihm Christoph, Scopa, der Criminal-Commissarius, Fritz Etlung, der Polizeirath Merker und Demoiselle Müller vor. Obgleich er die Spenersche Zeitung, auf die er mit anderen Hausgenossen zusammen abonnirt war, gewöhnlich erst unmittelbar nach dem Mittagessen las, so fühlte er sich doch durch die ungewöhnlichen Begebenheiten der vorigen Tage so aus seiner regelmäßigen Behaglichkeit herausgerissen, daß er den außerordentlichen Entschluß faßte, seinen Nachbar parterre durch Frau Dorothee schon Vormittags um die Zeitung bitten zu lassen.

Nachdem er sich mit Resignation durch die Händel der französischen Deputirten-Kammer, in welcher Thiers auf die Ueberfiedelung der Gebeine Napoleons aus St. Helena nach Frankreich angetragen, durch die Orientalische Frage wegen Mehemet Ali, durch die Nordische Frage, durch die Griechische Frage, durch die Spanische Frage und noch verschiedene andere Fragen, durchgearbeitet hatte, ohne deswegen den Polizeirath Merker auch nur einen Augenblick aus dem Gedächtnisse zu verlieren, kam er zu den inländischen Angelegenheiten, als Theater-Anzeigen, Verlobungs-Anzeigen, Todesfälle und Wurst-Picknicks, die ihn zwar als Berliner sehr, als Alterthumsforscher aber gar nicht interessirten. Hätte er vermuthen können, daß gerade

in diesem gewiß unverfänglichen Theile der Zeitung eine Schlange unter Rosen für ihn verborgen lag, so hätte er sie aus Vorsicht gewiß nicht gelesen, und was andere gewiß sehr gleichgültig gelassen, war ihm Ursache neuer Beängstigung.

„Die Verlobung seiner Tochter Marie mit Herrn Waldemar von Queiß beehrt sich theilnehmenden Freunden ergebenst anzuzeigen

Eberhardt Müller."

„Ach du großer Gott! — Ich sage doch! — So muß es kommen, um mich ganz zu ruiniren. Nun verlobt sich die Demoiselle Müller mit einem Herrn Von. Wenn der erfährt, daß ich geklascht, so kommt er mir über den Hals und es giebt eine gränzenlose Geschichte! — Was mache ich da? — Wenn sie erst vorgeladen wird und sie nehmen sie da oben ins Gebet, dann ist Alles verloren, denn so etwas kann doch nicht heimlich bleiben." — Nach langem Hin- und Hersinnen entschloß er sich, den Criminal-Commissarius, der wahrscheinlich heute sein Verhör schon anstellen würde, durch einige Zeilen von dieser Verlobung zu benachrichtigen, damit er seine Maßregeln danach nehme und so schonend als möglich verfahren. So eilig als er nur konnte, hatte er ein Billet geschrieben und rief nach der Haushälterin, die es sogleich besorgen sollte, aber Frau Dorothee kam nicht, das Dienstmädchen sagte, sie wäre schon vor einer Viertelstunde in das Hinterhaus gegangen, wo eine erschreckliche Prügelei bei Gerickens stattfände, bei der das ganze Haus zusammengelaufen wäre. Neumann

wollte zwar auf diese Nachricht auch gleich dorthin, aber ein Gedanke an den Polizeirath Merker kam noch zu rechter Zeit, um ihn daran zu verhindern. Noch eine Verwickelung mit der Polizei? — Nein! um keinen Preis. Das Dienstmädchen wurde sofort mit dem Billet fortgeschickt und Neumann legte sich ins Küchenfenster, um, wie er sich selbst beschwichtigte, zu sehen, wann Frau Dorothee wiederkommen würde, eigentlich aber um zu erfahren, was denn da im Hinterhause bei Gerickens vorgehe?

Der ganze Hof stand voller Menschen. Alle Dienstmädchen waren in eifriger Conversation und an Hökerinnen vom nahegelegenen neuen Markte fehlte es nicht, die auf den entstandenen Lärm ihre Körbe verlassen hatten und sich erkundigten, was los sei. — Aus der ärmlichen Wohnung des Brettschneiders Gericke, der selbst den Tag über nie zu Hause war, tönte ein verwirrtes Schreien und Schimpfen über den Hof und man hört deutlich mitunter Stöhnen und Weinen. Neumann wollte seiner Würde nichts vergeben und aus dem Fenster herab bei den Dienstmädchen Erkundigungen einziehen, hätte aber doch gar zu gerne gewußt, was diesen Lärm veranlaßt. Endlich kam Frau Dorothee aus dem Hinterhause und rief, als sie ihren Herrn am Fenster sah:

„Ach, Herr Neuman, beinahe todtgeschlagen haben sie die arme Gericken. Wenn Sie doch mit Ihrer Haus-Apotheke dagewesen wären!“ —

„So? Na warten Sie nur, Frau Dorothee. Ich komme gleich!“

Weg waren alle Befürchtungen von wegen weiterer polizeilicher Verwickelungen. Von seiner Haus-Apotheke durfte man unserm Neumann nicht reden, ohne seine schwächste Seite zu berühren, und er war um so schneller zu persönlicher Hülfsleistung entschlossen, als ein vortrefflicher Vorwand für seine Neugier gefunden war. Rasch hatte er alles zusammengepackt und war über den Hof geeilt. Von allen Seiten empfing ihn der bekannte Gruß: „Guten Morgen, Herr Neumann“, aber, im Gefühl seiner hülfebringenden Wichtigkeit, wurde er diesmal nur mit einem ernsten, vielsagenden Kopfnicken erwiedert. Die enge Stube, aus der noch immer der Zank und das Geschrei erscholl, war voller Menschen und die Frau des Gericke wirklich so geprügelt worden, daß ihr das Blut über das Gesicht lief. Von dem Zimmermann Schadow und der Frau des Lampen-Ansteckers Wolff, die beide noch immer wüthende Schimpfreden gegen sie ausstießen, war sie überfallen und auf diese Art gemißhandelt worden. Neumann hörte, während er Heftpflaster strich und Charpie auflegte, folgendes über die Veranlassung.

Die Gerickeschen Eheleute waren vor Kurzem bestohlen worden, und da sie gegen niemanden einen bestimmten Verdacht hatten, so war die Frau zu dem bekannten Wahrsager Sohn gegangen, um sich von diesem den Dieb bezeichnen zu lassen. Dieser hatte ihr gesagt, daß zwei Personen den Diebstahl begangen,

und diese Personen so beschrieben, daß Frau Gericke jenen Zimmermann Schadow und die Wolff in ihnen zu erkennen glaubte. In blindem Vertrauen auf die Unfehlbarkeit des Wahrsagers, der seit ungefähr drei Jahren einen unglaublichen Anhang unter dem Volke hatte, gab es Stichelreden und Vorwürfe, welche jene sich nicht gefallen lassen wollten und endlich, als es ihnen zu viel wurde, ihrer Anschuldigerin durch Prügel den Beweis ihrer Unschuld beibringen wollten. Die Dazwischenkunft eines Polizei-Sergeanten vom neuen Markte machte endlich diesem Auftritt ein Ende, das Zimmer wurde leer, bis auf mehrere alte Weiber, die durchaus nicht von der Stelle gingen. Neumann hatte sein Verbindegeschäft an einen herbeigerufenen Chirurgus abtreten müssen und zog sich mit Bitterkeit gegen die Vorrechte der **Medicina forensis**, aber doch zufriedengestellt, wenigstens seine Taschen-Apotheke bewundert gesehen zu haben, in seine Wohnung zurück.

Sonderbar genug hatte an dem ganzen Vorfalle unsern Neumann eigentlich nichts weiter interessirt, als die Erwähnung des Wahrsagers Sohn, von dem er wohl schon in seiner Conferenz auf dem Nikolai-Kirchhofe gehört, aber sein Treiben nie besonders beachtet hatte. Jetzt indessen, wo der Polizeirath Merker wie eine Nebelgestalt seine Phantasie umdüsterte, kam ihm die übernatürliche Fähigkeit dieses „Volks-Propheten" wie eine Schickung des Himmels vor, die ihn aus allen Fährlichkeiten seiner Beziehung zu Verbrechern und Verlobungs-Anzeigen befreien konnte. Vorsichtig brachte

er beim Mittageſſen das Geſpräch auf Wahrſagen, Kartenlegen und Zinngießen, und fand zu ſeiner Freude, daß Frau Dorothee darin zum Erſtaunen gelehrt und bewandert war. Er hatte anfangs wohl gedacht, daß dergleichen ſich mit ihrer Frömmigkeit und dem Beſuche der Betſtunden nicht vertragen würde, ſah ſich aber angenehm enttäuſcht und hörte denn auch zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie den Sohn bereits 1835 beſucht, als er noch in der Luiſenſtraße in einem Keller gewohnt. Frau Dorothee wußte genau Beſcheid, nur eins wußte ſie nicht, ob er nämlich Schneidermeiſter, Aufwärter, Kleiderreiniger oder Stiefelputzer ſei, da er alle dieſe Gewerbe ſchon getrieben. Er war ein Mann von einigen 30 Jahren, nahm nie Geld für ſeine Prophezeihungen, ſondern ließ ſeiner Frau es nehmen, ſagte aus der Hand und den Geſichtszügen wahr und war ſchon mehrmals von der gegen alles Uebernatürliche entſchieden eingenommenen und in Vorurtheilen befangenen Polizei mit Arreſt beſtraft worden. Gerade dieſer Arreſt hatte ihn aber zum Märtyrer in der Meinung des Volkes gemacht und der Zulauf aus allen Ständen war unglaublich. Frau Dorothee wußte auch, wo der Wundermann wohnte; in der Auguſtiſtraße Nr. 86.

Was vorher nur Wunſch und Idee bei Neumann geweſen, wurde durch die Mittheilungen ſeiner Haushälterin zum Entſchluſſe. Hatte er ihr doch die außerordentlichſten Wahrheiten geſagt: Sie ſei früher ſehr hübſch und ihre Eltern anſtändige Leute geweſen, ſie litte öfter an Zahnſchmerz, ſo daß ſie ein Tuch tragen

müsse, was auch wirklich an jenem Tage der Fall gewesen sei, sie würde nächstens eine angenehme Nachricht erhalten, aber Aerger im Hause haben, würde ein langes Leben genießen und keine Enkel bekommen, weil sie nicht verheirathet sei — und lauter dergleichen Dinge, die seine höhere Wissenschaft deutlich bekundeten. Was konnte Neumann Besseres thun, als sich bei dem Raths erholen, der ganz Berlin mit gutem Rathe versorgte; und wahrlich, er brauchte guten Rath, um mit Ehren und vor allen Dingen mit ungestörter häuslicher Ruhe aus diesen criminalistischen Verwickelungen loszukommen. Noch heute Abend wollte er in die Augustistraße gehen, denn seine Krankheit galt eigentlich nur dem etwa wiederholten Besuche des Criminal-Commissarius oder seinem Ansinnen einer zweiten Visite da oben. — Für alles Andere fühlte er sich wohler als je. —

Etwa um dieselbe Zeit erhielt Marie Müller ein Billet des Criminal-Commissarius, in dem sie gebeten wurde, eine Zeit zu bestimmen, wo er sie allein sprechen dürfe. Da der Gegenstand, über welchen er Erkundigungen einzuziehen habe, vielleicht unangenehm für sie sein und sein Besuch in ihrem Hause vermieden werden könne, so schlug er ihr vor, ihn mit ihrem Besuche zu beehren und bestimmte die Stunde von 2 bis 3 Uhr Nachmittags dazu. Augenblicklich antwortete Marie dem Boten, daß sie kommen würde, schickte den Bedienten zu Waldemar, um ihm sagen zu lassen, daß sie vor Tische nicht zu Hause sein würde und wartete in

höchster Angst auf die Zeit, wo sie über ihre Befürchtungen aufgeklärt werden mußte. Um den Zweck ihres Ausganges zu verbergen, verließ sie schon gegen 1 Uhr das väterliche Haus, bestellte einige Plätze für das nächste Auftreten der Miß Clara Novello im Billet-Verkaufs-Büreau des Schauspielhauses, ging dann zu Siegmund und Leffmann, um kleine Einkäufe zu machen, besuchte rasch eine Freundin und war trotzdem mit dem Schlage 2 Uhr vor der Wohnung des Criminal-Commissarius. Die Knie brachen ihr fast zusammen, als sie die Treppe hinaufstieg, denn hier, das fühlte sie wohl, mußte sich ihr ganzes künftiges Schicksal entscheiden. — Sie klingelte; ein Dienstmädchen führte sie in das Zimmer und nur wenige Augenblicke nachher trat der Criminal-Commissarius selbst ein. — Sein Anblick flößte ihr Muth und Zutrauen ein; hatte sie doch erwartet, einen strengen Polizei-Beamten in Uniform zu finden, vielleicht in Gegenwart eines Schreibers verhört zu werden, und fand sich nun auf das Angenehmste enttäuscht. Mit gewinnender Freundlichkeit führte er Marien zum Sopha, entschuldigte sich, sie durch sein Billet belästigt zu haben, und bat sie, ihn ruhig anzuhören. —

„Es ist ein gewisser Christoph Eckardt eingefangen worden, der aller Wahrscheinlichkeit nach an einem bedeutenden Diebstahl in Ihrer Nachbarschaft Theil genommen. Die Aussagen seiner Complicen sind gegen ihn, er aber behauptet, zu derselben Zeit, nämlich vor-

gestern zwischen 9 und 10 Uhr Abends bei Ihnen gewesen zu sein.“ —

„Mein Herr, ich kann versichern“ — —

„Halten Sie es nicht für Unhöflichkeit, wenn ich Sie unterbreche, mein Fräulein, aber im Interesse Ihrer selbst und Ihrer achtungswerthen Familie, muß ich Sie bitten, mich erst ruhig anzuhören, sich jedes meiner Worte fest einzuprägen und mir nur dann zu antworten, wenn Sie Alles, was Sie sagen wollen, genau überlegt haben und auch entschlossen sind, es vielleicht später zu vertreten. Ihre Unerfahrenheit, die ich an Ihrer Schüchternheit erkenne, verpflichtet mich, Sie aufmerksam zu machen, daß ich nicht mehr wissen will, als ich Sie frage. — Also, — dieser Mensch will vorgestern Abend um die genannte Zeit bei Ihnen gewesen sein. Es ist mir durchaus gleichgültig zu wissen, ob Sie denselben vielleicht zum Ausrichten einer Commission, zur Verrichtung einer häuslichen Arbeit, oder aus was irgend für einem Grunde bei sich gehabt. — Danach habe weder ich ein Recht zu fragen, noch wird es später der Richter thun. Für meinen Zweck ist zunächst nur wichtig, ob jener Mensch wirklich in Ihrer Nähe war, ob Sie seine Anwesenheit bei Ihnen bezeugen können. Sagen Sie ja, so würden wir ihn vor der Hand entlassen, indessen müssen Sie bereit sein, dieses Ja vor dem Richter zu beschwören, wenn seine Complicen dabei bleiben, daß er an dem Diebstahle Theil genommen. Sagen Sie nein, so bleibt er der That dringend verdächtig, die Untersuchung geht ihren

ruhigen Gang, und es würde nur einiger Erkundigungen in Ihrem Hause bedürfen, um seine Nichtanwesenheit dort zu beweisen."

„Wenn es nun Verhältnisse gäbe, mein Herr, die mich zwängen —"

„Sie scheinen nicht beachten zu wollen, mein Fräulein, was ich Ihnen vorhin gesagt. Mehr als das einfache Ja oder Nein will ich nicht wissen. Ich weiß, daß Sie Braut sind, und zwar erst seit einigen Tagen; weiß, daß es Verhältnisse giebt, die so zarter Natur sind, daß ich nur mit Widerstreben mich tiefer darin eingeweiht sehe, als mein Amt mir das Recht giebt, sie zu erforschen, und verlange auch nicht, daß Sie mir jetzt gleich eine bestimmte Antwort geben sollen. Aber mittheilen muß ich Ihnen, daß ein gewisser Neumann, ein achtungswerther Mann, Sie vor einigen Tagen im Voigtlande bei jenem Christoph Eckardt gesehen hat, daß er weiter behauptet, demselben am Tage darauf auch vor Ihrem Hause begegnet zu sein, wie er hineinging und bald darauf wieder herauskam, daß dieser Mensch möglicherweise auch in einen Mord verwickelt sein kann, der vor Kurzem hier an einem wehrlosen alten Mann ausgeübt worden ist, und daß aus allem diesem manches unangenehme Verhältniß für Sie entspringen dürfte, wenn Sie nicht wahr und aufrichtig mir gegenüber sind. Wie gesagt, antworten Sie mir jetzt nicht! Denken Sie über das nach, was ich Ihnen gesagt und lassen Sie mir morgen schriftlich Ihre Antwort zukommen"

„Wie soll ich Ihnen für die große Freundlichkeit und Rücksicht danken, die aus allen Ihren Worten spricht. — Fast bewußtlos vor Befangenheit und Angst trat ich hier ein und fühle mich jetzt, obgleich die Aussage jenes Nichtswürdigen noch mit ihrer ganzen Schwere auf mir lastet, doch wunderbar beruhigt. — Es macht mich sehr glücklich, daß Sie mich nicht schuldig glauben, schuldig eines Vergehens, dessen Bewußtsein mich unfähig machen würde, das Auge vor Ihnen zu erheben. Bei allem was heilig ist, mein Herr, bei dem Andenken meiner Mutter schwöre ich Ihnen, daß jener furchtbare Mensch kein anderes Recht auf mich hat, als den Einfluß, den ein unseliger Zufall, eine mir unbegreifliche Verwickelung der Verhältnisse ihm gegeben. Sie sind so theilnehmend, so ganz anders, als ich einen Polizei-Beamten mir vorgestellt, daß ich unwillkürlich Vertrauen zu Ihnen fasse, und Ihnen das ganze Verhältniß —"

„Nicht jetzt, mein Fräulein. Sie sind zu erregt, Ihr Gesicht glüht fieberhaft. — Der Entschluß, mich zum Vertrauten Ihrer kleinen Geheimnisse machen zu wollen, ist zu plötzlich, als daß ich in Ihrem Interesse wünschen könnte, ihn jetzt ausgeführt zu sehen. Bedenken Sie ja, daß jedes Wort vor mir gesprochen auf keinen unfruchtbaren Boden fällt, daß mein Amt kein Vertrauen, sondern nur Geständnisse kennt, und daß ich das Vertrauen nicht durch Verschwiegenheit ehren darf. Also nicht jetzt. — Morgen! — und schriftlich! — Sie haben doch Alles genau behalten? Ihr

Ja! — und einstweilige Freilassung. Ihr Nein und Beginn der Criminal-Untersuchung. Leben Sie wohl, mein Fräulein, und empfangen Sie meinen Dank für Ihre persönliche Bemühung." —

Kaum zehn Minuten, nachdem Marie die Wohnung des Criminal-Commissarius verlassen hatte, klingelte es heftig und ein junger Mann trat in das Zimmer, welcher mit auffallender Leidenschaftlichkeit und fast ohne die Rücksichten der gewöhnlichsten Höflichkeit zu beachten, fragte, ob Fräulein Müller nicht ihren Pompadour habe liegen lassen?

„Mit wem habe ich das Vergnügen?" —

„von Queiß ist mein Name."

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" —

„Also ist Fräulein Müller doch hier gewesen?"

„Hat sie selbst Ihnen den Auftrag gegeben, den Pompadour zu holen?"

„Das nicht — das heißt — sie vermißte ihn."

„Ich habe heute gelesen, daß Sie mit Fräulein Müller verlobt sind. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Gratulation abstatte." —

„Also ist sie doch hier gewesen?"

„Das müssen Sie ja wissen, da Sie doch wahrscheinlich eben von ihr kommen."

„Darf ich vielleicht wissen, welche Angelegenheit meine Braut hiehergeführt?" —

„Oh, erlauben Sie nur einen Augenblick, Herr von Queiß — ein wichtiges Aktenstück muß sogleich ex-

pedirt werden — ich bin in einigen Minuten zu Ihren Dienſten."

„Wenn Sie nur die Güte haben wollten, in zwei Worten, ich bin auch ſehr eilig." —

„Ich kann verſichern, daß kein Pompadour hier iſt." —

„Das ſehe ich — es liegt auch am Ende genommen nichts an der Kleinigkeit, wenn ich nur erfahren könnte — was —"

„Es thut mir leid, wenn Sie nicht Platz nehmen wollen, Herr von Queiß, aber das Aktenſtück iſt wirklich von ſo großer Dringlichkeit, daß ich außer Stande bin —"

„Sie wollen mir nicht antworten, Herr Criminal-Commiſſarius." —

„Wie können Sie glauben — aber da der Pompadour nicht hier iſt und Ihre Braut gewiß nicht ſo dringend beſchäftigt iſt als ich, ſo kann ſie ſelbſt Ihnen ja —"

„Entſchuldigen Sie, daß ich geſtört!" —

„Bitte — war mir ein großes Vergnügen. — Empfehlen Sie mich doch ja Ihrer Fräulein Braut. — Hat mich ſehr gefreut, Ihre perſönliche Bekanntſchaft — erlauben Sie, die Thür hat ein Drückerſchloß — perſönliche Bekanntſchaft gemacht zu haben." —

Die Thür fiel zu, und Waldemar ſtand wie verſteinert, ſich mit der größten Höflichkeit hinaus komplimentirt zu ſehen, ohne auch nur ein Wort erfahren zu haben. Unmuth und Eiferſucht tobten in ſeiner Bruſt.

Als Marie ihm sagen ließ, daß sie vor dem Diner nicht zu Hause sein würde, frappirte ihn diese unerwartete Botschaft um so mehr, als er dem Schauspieler Schneider, der ihn schon früh am Vormittage besucht, gesagt hatte, daß er gegen Mittag zu seiner Braut gehen würde. Er fragte den Bedienten, ob Fräulein Marie schon ausgegangen sei, als er das Haus verlassen und hörte, daß sie eben im Begriff gewesen, Toilette zu machen. Dieses plötzliche Ausgehen zu einer Zeit, auf die er durch den regelmäßigen Besuch während der letzten Tage schon ein Recht zu haben glaubte, fachte den ganzen Verdacht gegen sie wieder zu heller Flamme an, und hier schien sich eine Gelegenheit zu bieten, durch die er erfahren konnte, was sie vielleicht vor ihm verheimlichte. Schneider hatte sich gleich nach dem Kommen mit dem Ordnen jener alten Papiere beschäftigt und so vieles Interessante gefunden, daß ein ganzer Berg von Manuskripten auf dem Sopha umherlag. Waldemar schickte den Bedienten fort, zog sich aber gleich darauf mit auffallender Eile an, und bat den Freund, der bei diesem plötzlich geänderten Entschluß ein langes Gesicht machte, sich nicht stören zu lassen und in den Papieren nach Herzenslust weiter zu kramen, er aber müsse seine Braut fragen, ob er sie vielleicht begleiten solle. So verließ er seine Wohnung, wartete im Durchgange von den Linden zur Behrenstraße bis er Marien aus dem Hause kommen sah, folgte ihr in einiger Entfernung bis zum Billet-Verkaufs-Büreau, den Modewaaren-Handlungen

auf dem Schloßplatze und schämte sich schon seines kleinlichen Verdachtes. Eben wollte er auf sie zu, um ihr seinen Arm anzubieten, als sie aus dem Laden bei Siegmund herauskam, und statt über den Schloßplatz nach Hause zu gehen, in die Breitestraße einbog, durch die Roßstraße bis zur Dresdenerstraße und von hier bis zur Wohnnng des Criminal-Commissarius ging, so daß er aufs Neue zweifelte, jedenfalls sich aber ganz überzeugen wollte. — Die Viertelstunde, welche Marie in der Wohnung des Criminal-Commissarius blieb, schien ihm eine Ewigkeit. In einem Bäckerladen erkundigte er sich, wer alles in jenem Hause wohne und stieg dann selbst drei Treppen hoch hinauf, wo er auf dem Flur wartete, bis Marie aus einer der Etagen die Treppe hinunter gehen würde. Er konnte von oben die Treppenflure sämmtlich übersehen, bemerkte deutlich, wie der Criminal-Commissarius sie zur Thüre hinaus begleitete und hörte die Worte wiederholen: „also morgen und schriftlich!" — Kaum war Marie die Treppe hinunter gegangen, so eilte er ihr nach, sah sie an der nächsten Ecke in eine Droschke steigen, die den Weg nach der Friedrichsstadt einschlug. Hier gab er es auf, ihr weiter zu folgen, kehrte in die Wohnung des Criminal-Commissarius zurück, wo seine Erkundigung aber nicht den glänzendsten Erfolg hatte. — In seiner Leidenschaftlichkeit hatte er nicht überlegt, mit wem er es zu thun hatte, denn aus einem erfahrenen Criminal-Beamten eine Antwort herauszubringen, wenn er nicht antworten will, dazu gehört mehr,

als der Wunsch, diese Antwort zu erlangen. Beschämt sah er seinen Plan fehlgeschlagen und wußte nun wirklich nicht, was er denken, was er thun sollte? Unerklärlich war es ihm, was Marie bei einem Criminal-Beamten zu thun haben könnte, und es kam nun erst Alles darauf an, ob sie diesen Besuch vor ihm verheimlichen oder vielleicht selbst den Grund desselben erzählen würde? Dies sollte seine Handlungsweise bestimmen. — Er machte sich Vorwürfe über das Unpassende seines Betragens und eilte nach der Behrenstraße, um vielleicht, so hoffte er, Marie für seine Uebereilung um Vergebung bitten zu können.

XI.

Aus den Papieren der Familie Queiß, die Schneider beim wiederholten Durchsuchen jener Kiste gefunden, stellte sich im Zusammenhange mit den schon gestern gelesenen das ganze Verhältniß derselben in früherer Zeit heraus. Ein vorhandener Stammbaum bewies, daß derjenige Zweig der Familie, welcher sich aus der Verbindung des adoptirten Junkers Lebrecht von Queiß (eigentlich Grafen von Thumb) mit Ursula von Queiß im Jahre 1538 herleitete, wirklich in Waldemar seinen letzten Sprossen sah. Andere Zweige dieser Familie, und zwar Seitenlinien des Ritters Gottlieb Kemphahn von Queiß, der um die Mitte des sechszehnten Jahr-

hunderts verbannt in Wittenberge starb, standen schon seit jener Zeit in gar keiner Verbindung mit dieser, wie deutlich aus den vorhandenen Besitztiteln der alten Erbgüter hervorging. Allerdings fanden sich über den Tod Ursula's von Queiß nur ganz allgemeine Andeutungen, aus denen sich schließen ließ, daß er auf ungewöhnliche und gewaltsame Weise erfolgt sei, dagegen über Gerhard von Queiß 1638 und Lebrecht von Queiß 1738 deutliche Angaben, daß sie mit dem bösen Blick behaftet gewesen, und dadurch ihre Geliebte getödtet hatten. — Dreimal also hatte sich diese wunderbare Erscheinung wiederholt, deren Ursprung nach einigen Notizen vom Jahre 1740 sich in dem unheimlichen Fluche jener alten wendischen Amme verliert, die durch einen Edlen von Queiß verführt im Jahre 1538 als Hexe ins Wasser geworfen wurde. So verwickelt und unklar die Geschichte der Familie auch anfangs erschien, so klar rollte sie sich vor seinen Augen auf, als Schneider die verschiedenen Dokumente nach der Zeitfolge geordnet und sich zur bessern Uebersicht des Ganzen einige Notizen gemacht, die sich fast von selbst zu einem Geschlechts-Register gestalteten. Immer aber trat der eine Gedanke wieder hervor: Wie, wenn wirklich jetzt dieser ehrenvolle Name einer Familie untergehen sollte, die unverschuldet so Schweres getragen? Dem nichts ahnenden, jetzt so glücklichen und lebenslustigen Waldemar Nachricht von dem Inhalte der Familien-Papiere zu geben, schien nicht rathsam. Mußte ihn eine solche Kenntniß nicht beunruhigen, und vielleicht ein Nachdenken, eine Be-

fürchtung bei ihm hervorrufen, die ihm bis jetzt unbekannt geblieben war. Nein! besser, das Aufgefundene blieb ihm verborgen, wenigstens bis zum Ende dieses Jahres, an welchem sich ja entscheiden mußte, ob ein solches Erbübel möglich oder die Begebenheiten früherer Zeiten Wirkungen des Zufalls, der zusammentreffenden Verhältnisse gewesen.

Am Nachmittage kurz vor der Theaterzeit, wo er wußte, daß bei Müllers das Diner vorüber sei, machte er dort einen Besuch, und fand das Brautpaar mit dem Vater noch beim Dessert.

„Ih, Schneiderchen, kommen Sie, setzen Sie sich zu uns. Wilhelm, ein Glas — aber von den geschliffenen! — Wollen wohl Ihre Verlobungs-Gratulation abstatten, bei Marien? Das ist recht! — Hätten nur hübsch früher kommen sollen, und mit uns essen, dann wäre doch ein bischen Leben hier bei Tische gewesen. Ich habe mir gedacht, nun würde das Amüsement hier im Hause anfangen — aber die Bräutigamschaft hat unsern Queiß ernsthaft gemacht, statt lustig. Na, vielleicht kommt es nach der Hochzeit." —

„In der That, Fräulein Marie scheint nicht so froh, wie sonst." —

„Ich fühle mich nicht ganz wohl!" —

„Du sagst immer, Du fühlst Dich nicht wohl und schickst doch nicht zu unserm Doktor. Von selber kommt er nicht — das weißt Du doch — dazu hat er Wichtigeres zu thun, aber wenn Du wirklich unwohl bist —"

„Es wird wohl wieder vorübergehen.“ —

„Fürchtest Dich wohl vor unserm Doktor? — Ja, das Quinen und Lamentiren über Kleinigkeiten das kann er nicht leiden, aber Du weißt ja, wenn es darauf ankommt und eine wirkliche Krankheit da ist — dann ist er auch ein wahrer Trost. Sie kennen ja unsern Doktor von Arnim, nicht wahr Queißchen?“

„Das nicht, aber ich habe viel von ihm gehört.“ —

„Was giebts denn Neues, Schneiderchen? Erzählen Sie uns etwas.“ —

„In der Deputirten-Kammer hat Thiers wieder sein altes Thema in Anregung gebracht.“

„Was denn für ein altes Thema?“ —

„Die Gebeine Napoleons von St. Helena nach Frankreich zu schaffen.“ —

„Es ist wohl nicht möglich! Der ruht auch nicht, bis er seinen Willen durchsetzt. Wissen Sie wohl, das das unserm Könige sehr unangenehm sein muß?“

„Unserm Könige, in wie fern? Glauben Sie, daß Napoleons Andenken ihm verhaßt ist? Gewiß nicht, wie würde er sonst das lebensgroße Bild des Kaisers in seinem Wohnzimmer hängen haben, ich habe es selbst noch gestern Abend beim Durchgehen gesehen und manche Betrachtung an diese allerdings eigenthümliche Erscheinung geknüpft.“

„Nein, deswegen meine ich nicht, obgleich es merkwürdig genug ist, daß der König sich gerade den Mann in sein Zimmer hängt, der ihm im Leben gewiß am wehesten gethan, aber das sieht ihm ähnlich, viel-

leicht thut er es, um immer an die schwere Schule des Unglücks erinnert zu werden, die er durchgemacht hat. Nein, ich meine wegen der Prophezeiung der Lenormand."

„Eine Prophezeiung?"

„Nun ja! damals beim Congreß in Aachen im Jahre 1818, als die berühmte Wahrsagerin dorthin kam, besuchten sie ja auch der Curiosität wegen die Monarchen, und da hat sie unserm König prophezeit: Er würde gesegnet und glücklich bis in sein hohes Alter regieren, und hätte nicht eher den Tod zu fürchten, als bis die Gebeine Napoleons lebendig würden." —

„Ist denn das wirklich wahr?" —

„Ja, dabei gewesen bin ich freilich nicht, Kinder, das könnt Ihr mir schon glauben, aber ich meine, daß es damals schon in Bremen erzählt wurde, und wir lachten noch so darüber, denn welcher Mensch hätte sich wohl einbilden können, daß die Gebeine Napoleons jemals lebendig werden würden. Seit aber der Thiers immer wieder von seinem Plane anfängt, ist das doch so eine Sache. — Dabei kommt das verhängnißvolle Jahr 40 immer näher." —

„Also glauben Sie auch an die allgemeine Befürchtung?" —

„Glauben oder nicht glauben, das läßt sich schwer sagen. — Es wäre wenigstens nicht unmöglich! 1640 kam der große Churfürst und 1740 Friedrich der Große zur Regierung. George Wilhelm und Friedrich Wilhelm I. waren zwar beide hoch bejahrt, aber wie ich glaube,

noch nicht einmal so alt als unser König, also ist es wenigstens nicht gegen den Lauf der Natur. Merkwürdig wäre es freilich, wenn der alte Glaube des Volkes sich auch in diesem Jahrhunderte erfüllte, und ich muß gestehen, wenn es geschieht, wovor Gott uns behüte, und unserm ehrwürdigen Herrn noch ein recht langes Leben verleihe, so möchte ich nicht im Jahre 1940 König von Preußen sein, von wegen der Regierungs-Veränderung."

Wie träumend hatte Waldemar dieser Erzählung seines Schwiegervaters zugehört. Plötzlich fuhr er auf, sah verstört um sich, fixirte Marien mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Auges und rief:

„Schrecklich, wenn eine solche Wiederkehr nach hundert Jahren wirklich möglich wäre!" —

„Ih, Dueißchen, haben Sie mich doch ordentlich erschreckt, — Sie machen ja ein Paar Augen, als ob Sie uns alle verschlingen wollten. Warum soll sie denn nicht möglich sein, wenn nach dem Laufe der Natur wenigstens die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist?"

Schneider sah besorgt auf die Erregung des Freundes. Aus diesem plötzlichen Ausrufe mußte er schließen, daß er irgend etwas von dem Erbübel seiner Familie wisse und durch das eigenthümliche Zusammentreffen mit der Prophezeiung der Pariser Pythia wenigstens daran erinnert worden sei. — Wunderbar genug war es, daß wirklich in diesem Augenblicke das Auge Waldemars einen so durchaus anderen Ausdruck annahm, so glühend und unheimlich umherrollte, daß

sein sonst regelmäßig schönes Gesicht fast häßlich erschien. Marie hatte sich, als Waldemar sie so starr ansah, unwillkürlich abgewendet, als könne sie diesen Blick nicht ertragen, und es entstand durch diese Wendung, welche das Gespräch genommen, eine plötzliche Pause in der Unterhaltung, so daß sich alle untereinander ansahen, ohne gleich den Faden eines neuen Gespräches wieder finden zu können. —

„Da ist uns der Tod übers Grab gelaufen! — fing Müller wieder an — und als Marie ihn wie erschreckt ansahe, fügte er erklärend hinzu — das ist so eine Berliner Redensart, wenn in einer Gesellschaft plötzlich alles stille wird und eine Pause eintritt. Man sagt auch, „da geht ein Engel durchs Zimmer!" was freilich angenehmer klingt. Wissen Sie wohl, Schneiderchen, daß solche Redensarten einen ganz hübschen Stoff zu kleinen Novellen abgeben würden, so in der Art, wie Ihre Bilder aus Berlins Nächten." —

„Ein guter Gedanke! — aber der Stoff eignet sich mehr für eine komische Behandlung, denn unstreitig sind die treffendsten unsrer Redensarten, welche im Munde des Volkes leben, durchaus komischer Natur. — Was meinen Sie, Waldemar?"

„Nicht doch, ich dächte, es ließe sich der Idee auch eine tiefernste Seite abgewinnen, freilich kommt es auf die Auffassung an." —

„Es sollte Ihnen doch schwer werden, einer echt berlinischen Redensart den tiefen Ernst abzugewinnen, obgleich der Kontrast, also das eigentliche innere Leben

der Novelle, allerdings vorhanden wäre. Zum Beispiele, welch eine tragische Geschichte ließe sich an die bekannte Redensart knüpfen: „Der wird auch noch über den Berg kommen!“ “ —

„Das ist aber keine ausschließliche Berliner Redensart.“ —

„In ihrer eigentlichen allgemeinen Bedeutung freilich nicht, aber in dem Sinne, welchen ihr der Berliner unterlegt, gewiß. Er meint nämlich, „über den Berg kommen“, „nach Spandau kommen“, weil jeder Verbrecher, der dorthin transportirt wird, den sogenannten Charlottenburger Berg passiren muß. Wie romantisch nun, wenn irgend ein Wahrsager, eine Kartenlegerin die Prophezeiung ausspräche: „Der oder die wird auch noch einmal über den Berg kommen!“ und das Schicksal, die Polizei, das Verhängniß oder der Criminal-Senat des Kammergerichtes diese Prophezeiung zu einer Wahrheit macht.“

Die Absicht, dem Gespräche durch die Erklärung eine heitere Wendung zu geben, scheiterte gänzlich, denn wie vorhin Waldemar, so jetzt Marie. Thränen traten in ihre Augen, sie mußte vom Tische aufstehen, schützte ein heftiger werdendes Unwohlsein vor und ging auf ihr Zimmer.

„Das weiß aber auch der liebe Gott, was jetzt in meinem Hause für eine trübselige Wirthschaft ist. Marie ist verstimmt, unser Queiß ist verstimmt, und eigentlich bin ich auch verstimmt, ich weiß zwar nicht warum, aber wenn man nur trübe Gesichter um sich

her sieht, ist es wohl kein Wunder. So etwas steckt an. Haben Sie sich vielleicht mit Marien gezankt, Queißchen?"

„Wie wäre das möglich, welches Recht hätte ich?"

„I nun, ich weiß aus Erfahrung, daß man als Bräutigam allerlei übel nimmt, was sonst keinen vernünftigen Menschen übel zu nehmen einfällt. Da ist einem bald dieses nicht recht, bald jenes, und bei Euch Beiden ist es eigentlich schlimm, daß das Courmachen erst nach der Verlobung anfängt, was sonst doch gewöhnlich vorher zu geschehen pflegt. Na, wird sich auch schon geben. Nun kommt aber, Ihr Herren! Nehmt Euch eine Cigarre. Sie wissen doch, Cañones regalia, oder wollt Ihr lieber Plantagen-Vengueras? Habe auch welche, von Gerold. Ist nicht Jedermanns Kauf! Und dann dächte ich, ließen wir uns noch eine Flasche alten Rheinweins heraufholen, und blieben auf englische Manier „after the removal of the tablecloth" sitzen?"

„Ich bedaure, es ist bald 5 Uhr und ich muß ins Theater!"

„Ist ja nur ein paar Schritt von hier, ein Viertelstündchen noch, dächte ich. — Hören Sie mal, Queißchen, da ist mir vorhin eine Idee gekommen, als wir von dem Stoff zu Novellen sprachen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, schriebe ich ein Buch, das heißt ein ordentliches dickes Buch, so von mehreren Theilen. Das Artikelschreiben in den Journalen ist wohl recht gut, aber es kommt mir doch vor, als komme dabei eigent-

lich nichts heraus. Sehen Sie mal, so ein Buch bleibt, aber die Journal-Artikel, und wenn sie noch so schön sind, noch so viel Aufsehen machen, vergehen. Wer bekümmert sich nach acht Tagen noch darum, was in der Zeitung gestanden hat. Nicht einmal einbinden läßt man sie sich, aber so ein Buch, wenn es einmal eingebunden ist, das wird einem lieb, man nimmt es wohl ab und zu wieder in die Hand, und das muß schon ein sehr schlechtes Buch sein, was man des Papiers wegen zerreißt. — Sehen Sie mal da, in meiner Bibliothek da steht Walter Scott, Spindler, Blumenhagen, v. d. Velde, Trommlitz, Zschocke, und ich freue mich immer, wenn ich sie ansehe, denn jeder einzelne Band hat mir doch einmal Vergnügen gemacht. Nun bedenken Sie einmal, wenn alle diese Leute zu ihrer Zeit nichts als Journal-Artikel geschrieben hätten, und wenn sie noch so geistreich, noch so schön gewesen wären, würden ihre Werke da stehen, wo sie jetzt stehen? — Also ein Buch, Dueißchen, ein Buch, ein recht dickes, wo möglich in 6 Bänden!"

„Wie oft habe ich unserm Waldemar schon dasselbe gesagt! Er zersplittert sein wirklich gediegenes Talent in dem Interesse des Augenblicks, will sein Scherflein zu der Bewegung beitragen, die seit ungefähr acht Jahren sich der Gemüther bemächtigt, will unter den Vorkämpfern für freie unabhängige Gesinnung genannt sein, und vergißt darüber, sich die Anerkennung zu verschaffen, zu welcher seine Fähigkeit ihn berechtigt, ich meine die Anerkennung der Dauer!"

„Ihr Herren habt gut reden! — Jede Befähigung nach ihrer Weise. Die meinige kenne ich genau! — Es giebt Verhältnisse, denen man sich nicht zu entziehen vermag. Dann aber, und das ist die Hauptsache, fragt es sich, ob es edler ist, nur für die eigene Anerkennung Sorge zu tragen, oder zu dem mächtigen Fortschritt beizutragen, der jetzt an den Fugen der Zeit rüttelt!“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Queißchen, und rütteln Sie mir nur nicht zu viel an den Fugen der Zeit. Mein schlichter Verstand versteht zwar nicht, was es eigentlich heißt, an den Fugen der Zeit rütteln, aber ich weiß, daß die Rüttler eben nicht viel Freude davon haben. Ein bischen Widerspruch, ein bischen Opposition und ein bischen Zank ist ganz gut, das erhält die Welt frisch, aber zu viel ist vom Uebel. Sehen Sie einmal, Sie sind so ein scharfer Beobachter, so ein strenger Kritiker, wissen und erkennen Alles, warum schreiben Sie nun nicht einmal ein ordentliches Buch über das, was Sie eigentlich meinen und wollen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich schriebe einen historischen Roman der Gegenwart, das wäre wenigstens noch nicht da gewesen.“

„Ein historischer Roman der Gegenwart? Das ist unmöglich!“

„Unmöglich? und warum? Gehen denn heut zu Tage nicht eben so wunderbare und romanhafte Dinge vor, als ehemals? Haben wir keine Sitten, keine Cha-

raktere, die der Mühe werth wären, geschildert zu werden? Was meinen Sie, Schneiderchen?"

„Eine allerdings eigenthümliche Idee, — aber schwer auszuführen!"

„Nur die Satyre wäre das Feld, auf dem sich ein solches Werk bewegen müßte!"

„Nicht doch! Unser Waldemar hat gleich wieder sein Reformations-Interesse im Auge! — Es müßte auch ohne Satyre gehen. Freilich ist es mit dem Stoffe eine eigene Sache. — Soll man wirklich lebende Personen, ihre Verhältnisse und Conflikte schildern, oder selbst Personen erfinden, an denen man diese Conflikte Lebender zur Anschauung bringt."

„Man brauchte ja die Personen nicht zu nennen, und Herr A***, Herr B***, Herr C*** immer mit drei Sternchen sagen, z. B. wenn Sie mich in so einen Roman bringen wollen, Schneiderchen, so sagen Sie doch Herr M*****!"

„Das würde der Idee ihre ganze Bedeutung nehmen, und sähe aus, wie mit Glacée-Handschuhen an der Hand geschrieben. Nein, Wahrheit müßte allerdings der Grund sein, auf dem eine solche Schilderung sich auferbaut. Wahrheit in Personen und Dingen. Nur das Detail darf dem Dichter gehören, freilich nur so, daß der Leser nie mit Bestimmtheit sagen kann, wo Wahrheit aufhört und Dichtung beginnt. Da liegt die Aufgabe? — Würden Sie z. B. etwas dagegen haben, Herr Müller, wenn ich Sie in einem solchen Roman redend anführte?"

„Gott bewahre! Schlechtes können Sie von mir nicht sagen, Lächerliches auch nicht, also immer zu! Ich zweifle indessen, daß die Leser sich an mir erbauen werden. Aber wenn Sie, wie Walter Scott, das Mobiliar vollständig beschreiben wollen, dann haben Sie allerdings reichen Stoff. Und ich kaufe auch noch dazu, was Sie wollen, wenn nur die Beschreibung recht vollständig ist.“

„Wer weiß, was geschieht! — Nur Zeit, Zeit! — Bester Freund, wenn die irgendwo zu kaufen wäre, bei mir könnte sie auf Absatz rechnen! — Jetzt ist es fünf. — Empfehlen Sie mich Fräulein Marie. Adieu, Waldemar! Adieu, Papa! — Auf baldiges Wiedersehen in einem historischen Roman mit Mobiliar-Beschreibung!“

Waldemar hatte dem Gespräch ohne Theilnahme zugehört. Seine Gedanken waren nur mit Marien beschäftigt. Vergebens hatte er bei Tische wiederholt die Unterhaltung auf ihr heutiges Ausgehen geleitet. Scheinbar unbefangen war jede seiner Fragen beantwortet worden, nur des Besuches bei dem Criminal-Kommissarius erwähnte sie nicht, sondern wollte von Siegmund nach Hause gegangen sein. Daß Marie ihm etwas verheimlichte, war kein Zweifel mehr. Was aber konnte das sein? — Sonderbar genug und ganz unerklärlich erschien ihm ihre Verbindung mit dem Criminal-Commissarius, obgleich von einem andern als geschäftlichen Verhältnisse wohl nicht die Rede sein konnte. Welcher Natur aber dies Geschäft war, darüber verlor

er sich vergebens in Muthmaßungen aller Art. Er hatte gehört, wie jener ihr beim Abschiede gesagt: „Morgen schriftlich!“ also war Hoffnung vorhanden, auf irgend eine Weise zu erfahren, was sie dort gewollt. Daß er seiner trüben, erregten Stimmung nicht Herr werden konnte, ist begreiflich, und so glücklich er sich in der Nähe der Geliebten fühlte, so willkommen war ihm ihr leichtes Unwohlsein, welches ihn von der drückenden Fessel befreite, die er sich in ihrer Gegenwart auferlegen mußte. Nach Schneiders Entfernung blieben beide noch einige Zeit zusammen, und als der Vater zu Marien hinüberschickte, um fragen zu lassen, wie sie sich befinde, brachte der Bediente die Antwort, daß sie sich sehr unwohl fühle und den Abend über allein zu bleiben wünsche. Auf die Frage Waldemars antwortete Wilhelm: „Das Fräulein schrieb, als ich ins Zimmer kam.“

Jetzt stand sein Entschluß fest. — Wahrscheinlich schrieb sie eben jetzt den Brief, der ihre schriftliche Antwort für den Criminal-Commissarius enthielt. Konnte er diesen auf irgend eine Art in seine Hände bekommen, so mußte das Räthsel sich lösen. Sie selbst konnte den Brief weder an seine Adresse noch nach der Stadtpost besorgen, denn das wirkliche oder vorgeschützte Unwohlsein mußte sie wenigstens vor den Augen der Dienerschaft an das Zimmer fesseln. Also ließ sich erwarten, daß sie irgend Jemand damit beauftragen würde. Wer dies sein mochte, darauf kam es an.

Da doch keine ordentliche Unterhaltung zwischen

Müller und Waldemar in den Gang kommen wollte, so trennten sie sich. Müller ging in das Theater, Waldemar aber stellte sich in die Thür eines gegenüber liegenden Hauses und gab genau Acht, ob irgend Jemand von der Dienerschaft ausgehen würde. Bis gegen halb 7 Uhr hatte er so gestanden, als Wilhelm kam und die Behrenstraße hinunter dem Gendarmen-Markt zuging. In fieberhafter Aufregung eilte Waldemar ihm nach und holte ihn an der Friedrichsstraßen-Ecke noch ein.

„Wohin denn so spät, Wilhelm? — Ist Fräulein Marie besser geworden?"

„Im Gegentheil, gnädiger Herr! Die Kammerjungfer sagte mir, das Fräulein fühlte sich so unwohl, daß sie gleich zu Bette gehen würde."

„Sie sollen wohl zum Doktor gehen?"

„Ja, gnädiger Herr, erst soll ich aber noch einen Brief auf die Stadtpost geben."

„Das hat ja Zeit, eilen Sie nur zum Doktor. Sie haben noch weit hin, bis zur Schützenstraße. Um diese Zeit pflegt Herr v. Arnim schon wieder auszugehen. Ich gehe auch gerade nach der Post, geben Sie den Brief nur her, ich werde ihn besorgen."

„Ach bitte, gnädiger Herr, hier um die Ecke in der Charlottenstraße ist ja eine Briefsammlung. Das Fräulein hat expreß gesagt, ich solle den Brief nicht aus der Hand geben."

„Nun, dem Bräutigam werden sie ihn doch

wohl geben können? — Eilen Sie nur, damit der Doktor nicht ausgeht.“

„Aber der gnädige Herr müssen auch dem Fräulein nicht sagen, daß ich Ihnen den Brief gegeben.“

„Nur unbesorgt. Hier haben Sie Geld zu einer Droschke. Eilen Sie nur!“

Da hatte er den verhängnißvollen Brief in der Hand, der vielleicht über seine ganze Zukunft entscheiden konnte. Zu öffnen war er nicht, ohne das Siegel zu beschädigen, da ein Couvert ihn einschloß. Er wollte nach Hause, dort sich überzeugen, aber — nein! Welche tödtliche Unruhe bis dahin. Stehely war nahe. Dort trat er ein, warf sich im hintersten Zimmer auf einen Stuhl, erbrach das Couvert und las nun:

Wohlgeborner, sehr geehrter Herr!

Auf Ihre heutige Anfrage bin ich so frei, zu erwiedern, daß die Aussage des Christoph Eckardt, er sei am 30sten v. M. Abends von 9 bis 10 Uhr bei mir gewesen, richtig ist. Da keiner von meinen Dienstboten gesehen, wie derselbe zu mir kam, so dürfte auch eine Erkundigung in dem Hause meines Vaters unnütz sein. Dagegen kann ich versichern, daß die genannte Person sich zu der angegebenen Zeit in meinem Zimmer befunden. Auf das Inständigste ersuche ich Sie, geehrter Herr Criminal-Commissarius, diese Aussage nicht bekannter werden zu lassen, als es durchaus nöthig ist, da mir sehr viel daran liegt, daß sowohl mein Vater, als andere Personen nichts davon erfahren. Eben so sehr wür-

den Sie mich zum innigsten Dank verpflichten, wenn Sie verhinderten, daß ich persönlich in dieser peinlichen Angelegenheit vor dem Gerichte erscheinen muß, was mir in meinen gegenwärtigen Verhältnissen sehr nachtheilig sein könnte. Sollte der Gefangene vielleicht Geld brauchen, so ersuche ich Sie gleichzeitig, die beifolgenden 20 Thaler ihm einzuhändigen und dabei zu eröffnen, daß er gegenwärtig auf keine Weise versuchen solle, zu mir zu kommen.

Ihre dankbar ergebene

Marie Müller.

Wieder und wieder überlas er den Brief. Wer war dieser Christoph Eckardt? In welchem möglichen Verhältnisse konnte er zu Marie stehen? Was war das für eine peinliche Angelegenheit, die jenen Unbekannten ins Gefängniß geführt und sie vor den Richter führen konnte? Am 30sten vorigen Monats? — Das war nicht möglich, denn an demselben Tage war er ja selbst den ganzen Abend in ihrer Gesellschaft gewesen, und sie hatte keinen Augenblick das Zimmer verlassen. Unerklärlich! Aber eine Verbindung zwischen Marie und diesem Christoph Eckardt mußte statt finden, woher sonst dieses Zeugniß, das ihre Ehre in die Hände eines Polizei-Beamten gab, woher sonst dieses Geld, das jener ihm einhändigen sollte? — Tausend Vermuthungen jagten sich in seinem Kopfe. Keine wollte dem reinen Charakter Mariens gegenüber nur irgend Wahrscheinlichkeit gewinnen. Und doch! Warum suchte sie eine Erkundigung in ihrem Hause zu vermeiden?

Warum sollte ihr Vater und „andere Personen“ nichts davon erfahren? Warum sollte jener Mensch es gerade jetzt nicht versuchen, zu ihr zu kommen? War es Scheu vor dem Bräutigam, die diese Warnung veranlaßt? Wenn es so wäre! — Jetzt erst fühlte er, wie wenig Ansprüche er eigentlich auf ihre Liebe habe, wie der unselige Zufall ihn zum Bräutigam gemacht, ehe er sich bestrebt, diese Liebe zu erwerben. Aber sie hatte Ja gesagt, — hatte ihm mit Offenheit in das Auge gesehen, als sie betheuert, daß sie als Gattin seiner nicht unwürdig sein werde. Nein, getäuscht, betrogen konnte sie ihn nicht haben.

Was sollte er jetzt thun? — Zuvörderst mußte der Brief in die Hände des Criminal-Commissarius kommen. Das war das Nöthigste! —

In unbeschreiblicher Aufregung eilte er in seine Wohnung, couvertirte den Brief aufs Neue und brachte ihn selbst in die nächste Briefsammlung. Dann erkundigte er sich im Hause seines Schwiegervaters, wie Marie sich befinde, und hörte, daß der Doktor eben bei ihr sei. Er wartete, bis dieser herunter kam, und fragte besorgt nach ihrem Zustande, der dem erfahrenen Arzte als die ersten Symptome eines Nervenfiebers erschien und ihn sogar veranlaßte, spät Abends noch einmal wiederkommen zu wollen. Also war ihr Unwohlsein nicht Verstellung gewesen? — Waldemar holte den Vater aus dem Theater und beide blieben bis 10 Uhr zusammen, wo Doktor von Arnim wirklich noch einmal kam und bedenklich den Kopf schüttelnd der Pa-

tientin eine unruhige Nacht voraussagte, sie besonderer Sorgfalt empfahl und jeden Lärm, jede Erregung, ja nur Störung auf das Strengste verbat. —

XII.

Kaum war es dunkel geworden, als Neumann sich wohl gegen die Witterung verwahrt, auf den Weg nach der Auguststraße macht. Frau Dorothee, der er beim Kaffee seine Idee mitgetheilt, sich von dem berühmten Wahrsager Raths in seinen Kümmernissen zu erholen, begleitete ihn. Es war dies ein Entschluß, der ihm außerordentliches Nachdenken und Erwägen gekostet, denn vor nichts fürchtete er sich so sehr, als daß irgend jemand glauben könne, Frau Dorothee möchte ihn wohl in seinen Hagestolz-Grundsätzen wankend machen. Er kannte den Glauben der Leute, die in einer Haushälterin, bei zunehmendem Alter, eine Heiraths-Candidatin erkennen, und hatte es bisher mit der skrupulosesten Gewissenhaftigkeit vermieden, weder ihr selbst, noch den Nachbarn den geringsten Grund zu einer solchen Vermuthung zu geben. Nie war er mit ihr ausgegangen, und Frau Dorothee war selbst aufs Höchste überrascht, als er unter mancherlei Drehungen und Wendungen seinen Wunsch aussprach, daß sie ihn in die verhängnißvolle Auguststraße begleiten möge. Es war ihr zwar nicht Recht, daß Neumann so lange wartete, bis

es dunkel war, denn sie hätte gar zu gern gesehen, daß die Nachbarn an die Fenstern gelaufen wären, und putzte sich auf diesen Effekt hin schon von 4 Uhr an auf das Allersorglichste, aber ihr Gebieter machte durchaus nicht eher Anstalten zum Aufbruch, bis die Gaslaternen brannten.

Besonders pfiffig hatte er sich ein Mittel ausgedacht, wie er vermeiden wollte, mit Frau Dorotheen zusammen aus dem Hause zu gehen. Er stellte nämlich seinen Regenschirm von seinem gewohnten Platze fort, hinter den Sekretair und rief plötzlich, als sie die Treppe hinunter waren:

„Nun habe ich meinen Regenschirm vergessen. Nein, ich sage doch! — Wollen Sie nicht so gut sein, Frau Dorothee, und wollen ihn holen?"

Mit einem lauten „Sehr gern, Herr Neumann", aber einem innerlichen „Na, so muß es kommen", lief Frau Dorothee die Treppe wieder hinauf, war indessen kaum oben, als Neumann ihr nachrief: „Ich werde derweile vorausgehen, und drüben bei der Hauptwache auf Sie warten." Diese Kriegslist kam ihr unerwartet, und während Neumann still vergnügt über das Gelingen derselben nach dem Neuen Markte ging, mußte das über die schnelle Rückkehr erstaunte Dienstmädchen als Blitzableiter für das ausbrechende Ungewitter dienen. Da Neumann den Schirm vorsichtig genug versteckt, so gelang es ihr bei aller Eile doch nicht eher aus dem Hause zu kommen, als bis er die Ecke der Rosenstraße erreicht und dort sehr geduldig

und selbstzufrieden sie erwartete. — Sein Hin- und Hergehen mußte wohl einer dort noch sitzenden Obst-Hökerin aufgefallen sein, denn als Frau Dorothee endlich athemlos herbeikam, und er ihr zum Erstenmale in seinem Leben den Arm bot, hörte er hinter sich her:

„Na, das hat auch der Mühe gelohnt. Wartet der hier auf so eine alte Schachtel. So was lebt nicht. Solche alte Schwiemels sind die schlimmsten!" —

„Haben Sie gehört, Frau Dorothee?" sagte jetzt Neumann, als er in die Rosenstraße einbog. —

„Nein, Herr Neumann, ich habe nichts gehört." —

„Die Hökerfrau hält mich für einen Schwiemel, weil ich Ihnen zur Abendszeit auf öffentlicher Straße den Arm gebe." —

„Da sieht man, wie man sich vorsehen muß mit den Leuten, am Ende komme ich noch in Verdacht mit Ihnen." —

„Ih nun, wenn ich nur nicht in Verdacht mit Ihnen komme. — Die Frau sagte auch etwas von einer Schachtel oder so dergleichen." —

„Auf so etwas hört ein Gescheuter gar nicht." —

„Sehr richtig! Wenn aber ein Gescheuter nicht darauf hört, daß von dem Gegentheil einer neuen Schachtel die Rede ist, so hört er auch nicht darauf, wenn Sie jemand in Verdacht mit mir hat." —

Frau Dorothee merkte wohl, daß dieses Thema nicht weiter fortgesponnen werden durfte, und hörte lieber geduldig zu, wie Neumann ihr im Weitergehen von der ehemaligen Lage des Spandauer Thores in der

Gegend der jetzigen Spandauer Brücke, von der alten Stadtmauer und den Gräben, von der Kupfer- und Walkmühle in der Gegend der jetzigen Simsonsbrücke, und von den doppelten Zugbrücken, die ehemals dicht vor dem Spandauer Thore über die doppelten Festungsgräben geführt, erzählte. Sie wußte, seit er sich auf die Alterthumsforschung gelegt, war er jedesmal am besten bei Laune, wenn sie sich möglichst wißbegierig und dann verwundert über seine außerordentlichen Kenntnisse in diesem Fache zeigte.

So kamen sie nach der Auguststraße. Des Suchens nach dem Hause Nr. 86 bedurfte es nicht, denn Frau Dorothee wußte Bescheid. Eben fuhr ein Wagen vor dem Hause weg, in den zwei Damen eingestiegen waren, und hätte etwas den Entschluß Neumanns ändern können, so würde es das Gespräch mehrerer vor einer Kellerthüre stehender Dienstmädchen vermocht haben, die den Einsteigenden nachriefen: „Die haben sich auch wahrsagen lassen!“ — denn er schämte sich eigentlich, je näher er der Erfüllung seines Wunsches kam, daß er überhaupt einen solchen Wunsch hatte. Zu einem Nachdenken darüber kam es aber nicht, denn Frau Dorothee schob ihn förmlich bis an die Eingangsthür zur Wohnung des Wundermannes, klingelte und sagte zu einem Frauenzimmer, welche öffnete, vertraulich: „Guten Abend, junge Frau!“

Der Schneidermeister, Stiefelputzer, Kleiderreiniger und Wahrsager Sohn war in seiner Stube, die auf keine Weise sich als die Wohnung eines Hexen-

meisters kund gab, um so mehr als die ganze Umgebung dürftig und dem eigentlichen Stande des Bewohners angemessen war. Nichts verrieth weder in der Kleidung des renommirten Wahrsagers, noch durch irgend einen Apparat, daß hier etwas Außergewöhnliches vorgehen könne, und seine Persönlichkeit war eine so durchaus alltägliche, daß Neumann sich in seinen Erwartungen schon sehr herabgestimmt fühlte. Ohne alle Vorbereitungen, oder auch nur die gebräuchliche Begrüßung griff Sohn sofort nach der Hand des Eintretenden, sah das Innere derselben lange und aufmerksam an und verglich es mit einem Buche, das auf einem Tische neben ihm lag. Eben wollte er anfangen zu sprechen, als Neumann, der schon vom Augenblicke des Eintretens an unruhig auf seine Haushälterin geblickt, rief:

„Wollen Sie nicht so lange in die Küche zu der Madame gehen, als ich hier mit Herrn Sohn zu thun habe? — Wie ich gesehen habe, sind Sie ja schon alte Bekannte!“ —

Stillschweigend, aber ohne durch ein Wort ihren Unmuth merken zu lassen, verließ Frau Dorothee das Zimmer, und bald bewies das von der Küche hereintönende Geschnatter, daß beide Frauen ihr Herz gegen einander ausschütteten. — Der Wahrsager schien von dem Vorgehenden keine Notiz zu nehmen, betrachtete aufmerksam Neumanns Gesicht, dann wieder die Hand und sagte endlich:

„Sie sind nicht verheirathet! —

Sie leiden öfters an Erkältungen! —

Sie sind feuchten Temperaments! —

Sie werden noch lange leben, wenn Sie sich vor dem ersten Schnee besonders in Acht nehmen! —

Sie werden noch heirathen!" —

„Hören Sie mal, Herr Sohn, das möchte ich bezweifeln, ich habe darin sehr feste Grundsätze." —

„Auf Grundsätze kommt es dabei nicht an. Ihre Lebenslinie ist bei zunehmendem Alter von der Tischlinie durchschnitten. Das bedeutet vielen Aerger, und viel Aerger in der Lebenslinie bedeutet Heirathen!" —

„So! Na, wollens abwarten. — Nu seh mal ein Mensch so 'ne Tischlinie an!"

„Sie haben etwas auf dem Herzen, was Sie bekümmert und ängstigt und möchten gerne davon loskommen." —

„Ja! da haben Sie Recht! — Steht das auch in der Lebenslinie?" —

„Nein, das lese ich aus Ihrem Gesichte!" —

„Merkwürdig!" —

„Sie lieben die Ruhe und Bequemlichkeit und rauchen Taback!"

„Na, ob!" —

„Sie werden gewinnen, wenn Sie in die Lotterie setzen! —

Sie werden nächstens einen Brief bekommen, der etwas Unangenehmes enthält!" —

„Gewiß eine Vorladung zu einem Termin, davor fürchte ich mich eben." —

„Sie sind in einen unangenehmen Prozeß verwickelt!“ —

„Ja, leider! Ich sehe nun schon, daß Sie Alles wissen, Herr Sohn, aber deswegen bin ich eigentlich nicht gekommen, sondern von wegen der Zukunft. Ich möchte nämlich gerne wissen, wie ich mich zu verhalten habe, um den unangenehmen Folgen einer Sache zu entgehen, in die ich eigentlich ohne meine Schuld verwickelt worden bin. Nämlich, ob ich hingehen soll und einem gewissen Manne oder einem gewissen Frauenzimmer Alles sagen soll oder nicht?“ —

„Das hängt sehr davon ab!“ —

„Ja eben hängt es davon ab — so klug bin ich auch; aber wovon hängt es ab? — Das möchte ich gerne wissen!“ —

„Von dem Tage, meine ich, an welchem Sie es thun wollen. Ist es ein feuchter Tag, so ist es nicht gut, ist es ein trockener, so ist es gut.“ —

„Das wird aber verdammt schwer halten, in dieser Jahreszeit sich einen trockenen Tag auszusuchen.“

„Das ist nicht meine Sache. — Wenn Sie sich in der nassen Jahreszeit in Sachen verwickeln, die Ihnen unangenehm sind, dann müssen Sie sich auch nicht wundern, wenn zur Entwickelung trockene Tage nothwendig sind.“

„Also nicht, wenn es naß ist? — Gut. — Das ist doch schon etwas. Nun möchte ich auch noch wissen, was die ganze Angelegenheit für Folgen haben kann?“

„Schlechte!“ —

„Schlechte? Nein, ich sage doch! — Woraus sehen Sie denn das?“ —

„Auch in der Lebenslinie. Ganz deutlich ist indessen nicht, ob die Folgen für Sie oder für die andern schlecht sind. — Hier kommt eine Linie von dem Venusberg herunter, ein Beweis, daß ein Frauenzimmer dabei im Spiele ist. Die Folgen selbst können sehr verschieden sein. Das Wahrscheinlichste sind Kosten.“ —

„Na, die wollte ich mir allenfalls noch gefallen lassen, wenn es nur nicht mehr wird. Aber da klingelt es eben schon wieder. — Wird wohl ein Anderer sein, der sich auch Raths erholen will. — Was bin ich schuldig?“ —

„Ich nehme nie Geld, mein Herr! Die höhere Wissenschaft ist nicht für erbärmliches Geld zu haben.“

„Ih, sehen Sie mal, das ist ja außerordentlich edel gedacht. Also umsonst?“ —

„Wenn Sie meiner Frau beim Herausgehen etwas schenken, oder in der Küche auf irgend einem Brette etwas vergessen wollen, so ist das keine Bezahlung, sondern ein Geschenk.“

„Ah so! — Ich verstehe! — Werde etwas auf irgend einem Brette vergessen. Also kein nasser Tag! — Na, nun wünsche ich bloß, daß wir bald trockenes Wetter bekommen.“

Während Neumann sich so empfehlen wollte, hatte der Wahrsager aufmerksam auf die Stimmen gehört, die gleich nach dem Klingeln in der Küche laut geworden waren. Plötzlich griff er nach dem Buche,

das bis jetzt aufgeschlagen neben ihm gelegen, und warf es eilig unter das Bett, gab dem über dieses Manöver erstaunten Neumann Winke mit den Augen und sagte dann absichtlich recht laut:

„Ja, mein Herr, Ihren Rock können Sie erst übermorgen bekommen. Ich habe jetzt so viel Arbeit, daß ich gar zu nichts Anderem mehr komme."

„Na nun? — Was ficht Sie denn auf einmal an, Herr Sohn! — Will ich denn einen Rock von Ihnen haben? — Und dabei machen Sie mir Winke — blinzeln mit den Augen?" —

„Pst! — der Commissarius kommt!" —

„Ach, Du allmächtiger Gott! — Soll ich denn schon wieder mit der Polizei in Berührung kommen? — Nein, ich sage doch! So was lebt gar nicht mehr." —

„Guten Abend", sagte der jetzt eintretende Polizei-Commissarius. — „Wieder einmal Gesellschaft, Sohn? — Sie werden nicht eher ruhen, als bis Sie da untergebracht sind, wo keine Mieths-Abgaben bezahlt werden. Darf ich fragen, was Sie hier machen, mein Herr?" —

„Ih — ich wollte nur — das heißt —"

„Der Herr hat mir einen Rock in Arbeit gegeben und wollte ihn abholen, eben haben wir noch davon gesprochen." —

„Ich habe Sie nicht gefragt, sondern den Herrn hier! — Darf ich bitten, mein Herr, mir die Ursache Ihrer Anwesenheit hier zu nennen?" —

„Ich bin eigentlich gekommen, um den Herrn Sohn nach etwas zu fragen.“ —

„Ah so! — Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie auf die elende Ausflucht dieses Menschen nicht eingegangen sind. — Geht mich auch eigentlich nichts an, was Sie von ihm wissen wollten, aber desto mehr, ob er Bezahlung von Ihnen für seinen Hocus-Pocus gefordert oder erhalten hat.“

„Keinen rothen Silbergroschen — wollte ich sagen rothen Dreier, — das kann ich beschwören, Herr Commissarius, im Gegentheile, geweigert hat er sich, als ich ihm etwas geben wollte, weil die höhere Wissenschaft nicht für erbärmliches Geld zu haben ist.“

„Wieder das alte Spiel! — Sohn, Sohn! Ich warne Sie! Treiben Sie es nicht weiter. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Es sind schon wieder ernste Klagen eingelaufen, Sie haben einem jungen Mädchen den Tag ihres Todes prophezeit, und darüber ist sie halb wahnsinnig geworden. Ihr früherer Lehrer, dem sie Alles gestanden, hat es uns angezeigt, will aber den Namen des Mädchens nicht nennen, weil Familien-Rücksichten ihn binden. Gelingt es mir, seine Bedenklichkeiten zu beseitigen, so geht es Ihnen schlecht, darauf verlassen Sie sich.“

„Herr Commissarius! das ist die pure Verleumdung. Neidisch sind sie auf mich, namentlich die alte Kartenlegerin in der Wallstraße. Aber ich stehe rein und unschuldig da! — Mit der Schneiderei geht es nicht — daher bin ich eingekommen, ein Erkundigungs-

Büreau und Nachweisungs-Comptoir anzulegen. Wenn das Präsidium mir das gewährt, dann werde ich schon mein Brod erwerben können."

„Nicht übel ausgedacht — und Sie glauben im Ernst, daß man Ihnen eine solche Concession bewilligen wird? Ein Erkundigungs-Büreau von einem Menschen wie Sie gehalten, müßte nicht übel sein!" —

„Ich bin ja doch Bürger und Meister." —

„Genug! Noch einmal, ich warne Sie. — Was Sie betrifft, mein Herr, so ersuche ich Sie, mir Ihren Namen zu sagen."

„Da haben wir's. Nun geht es schon wieder los. — Ich komme aus den Händen der Polizei gar nicht heraus. Nein, ich sage doch!" —

„So, so? Also sind Sie schon in den Händen der Polizei gewesen? Um so mehr muß ich Sie bitten, sich sofort zu nennen." —

„Ih, so schlag doch auch ein Donnerwetter drein! Nehmen Sie es nicht übel, Herr Commissarius, daß ich fluche — dergleichen pflegt mir sonst nie zu passiren, aber nun fängt mir doch bald an die Geduld zu reißen. Wenn man mit Ehren an die Sechzig heran gekommen ist, wie ich, möchte man sich doch wirklich die Paar Haare ausreißen, die man noch hat, wenn man mit aller Gewalt zu einem polizeiwidrigen Menschen gemacht werden soll. Na, immer zu! Das wird man ja am Ende auch wohl noch gewohnt werden. Ich heiße Neumann, bin Rentier, und wohne in der Papenstraße."

„Ah, Herr Neumann? Es ist heute in der Session viel von Ihnen gesprochen worden. Ich weiß nun schon!“ —

„Herr Gott! In Sessionen wird von mir gesprochen? Das hat mir gerade noch gefehlt! — Ich sage doch, was aus dem Menschen Alles werden kann!“ —

„Guten Abend! — Sollten wir Ihres Zeugnisses bedürfen, so werde ich so frei sein, Sie davon zu benachrichtigen.“

Der Commissarius ging und hatte kaum die Thür hinter sich zugemacht, als der Wahrsager in die empörendsten Verwünschungen ausbrach, und dabei auch seinen Gast nicht schonte, der nach seiner Meinung besser auf die angedeutete Entschuldigung hätte eingehen sollen. Neumann sah nun wohl, daß er anfing hier entbehrlich zu werden, würgte seinen Aerger so gut als möglich hinunter und sagte, als er mit Frau Dorothee wieder glücklich auf der Straße war, nur:

„Wann ist denn Ihre nächste Betstunde?“ —

XIII.

Schlaflos hatte Waldemar die Nacht zugebracht. Die Krankheit Mariens, jener unerklärliche Brief, und der sinnverwirrende Verdacht, den er an ihn knüpfte, ängstigten sein Gemüth. Er hatte gefühlt, daß er am

gestrigen Abende nicht in der Stimmung war, die Geliebte zu sehen, und daher die Aufforderung des Vaters, doch auch zu ihr herüber zu gehen, unter dem Vorwande abgelehnt, daß dies Marien vielleicht unangenehm sein könne. So trübe und finster sein Hinbrüten in der durchwachten Nacht gewesen war, in so anderem, beruhigenden Lichte erschien ihm Alles mit dem erwachenden Morgen. — Er machte sich Vorwürfe, ohne Mariens Gründe für diesen allerdings immer noch sonderbaren Brief zu kennen, sie doch beschuldigt, ja verdammt zu haben. Die wirkliche Krankheit der Geliebten, an welcher sich nach den Aeußerungen des Doktors nicht zweifeln ließ, hatte ihn deutlich bewiesen, wie ungegründet sein Verdacht gegen sie sein konnte, da er geglaubt, sie verstelle sich nur, um vielleicht seiner lästigen Gegenwart zu entgehen. Doch wollte er, da der Zufall es einmal so gefügt, zu erfahren suchen, welche Bewandniß es denn eigentlich mit diesem Verhältniß zwischen ihr und jenem Christoph Eckardt habe, dem sie, das wurde ihm jetzt klar, vor einigen Tagen wahrscheinlich die 4 Louisd'or gegeben, welche sie von ihrem Vater in seiner Gegenwart erbat, und von dem sie auch wohl jenen kleinen verdächtigen Brief erhalten haben konnte, den sie so sorgfältig vor ihm verborgen. Da von seiner Gefangenschaft und Loslassung die Rede war, so glaubte er am Sichersten zu gehen, wenn er sich in dem Gefängnisse der Stadtvoigtei nach ihm erkundigte. Mancherlei Besuche, Geschäfte verhinderten ihn, diesen Vorsatz schon früh Mor-

gens auszuführen, und erst nach 12 Uhr gewann er Zeit dazu.

Vorher war er in das Haus seiner Braut geeilt und hatte sich nach ihrem Befinden erkundigt. Hier hörte er, daß die Voraussagung des Doktors nur zu richtig gewesen war, und Marie wirklich eine sehr unruhige Nacht gehabt, daß sie phantasirt, und erst seit einer Viertelstunde erschöpft eingeschlafen sei. Müller sagte ihm, daß die Tochter ihn gebeten, ja Waldemar nicht an ihr Bett zu führen, weil sie das ängstigen würde, und so mußte er sich begnügen, ohne sie gesehen zu haben, das Haus wieder zu verlassen.

Er konnte freilich nicht ahnen, daß Mariens Zustand sich deswegen verschlimmert, weil sie wußte, daß ihr Brief an den Criminal-Commissarius in seine Hände gekommen war. Als der Bediente nämlich von dem Doktor von Arnim zurückkam, ließ Marie ihn rufen und erkundigte sich erst scheinbar, ob er den Arzt zu Hause getroffen, dann aber, ob er den Brief richtig abgegeben? Wilhelm bejahete es, hatte aber nicht erwartet, daß das Fräulein nach der Marke fragen würde, zu der jeder Absender von Seiten der Briefsammlung berechtigt ist, und Marie fragte wirklich danach. Stotternd suchte Wilhelm sich zu entschuldigen, als aber das Fräulein mit großer Aufregung in ihn drang, glaubte er sich am Besten entschuldigt, wenn er die Wahrheit sagte. Ohnmächtig sank die Geängstigte auf ihr Kopfkissen zurück, als sie vernahm, daß Waldemar ihm den Brief abgenommen. Nun

war Alles verloren! — Ihre Ehre, ihre Zukunft vernichtet. Jede Hoffnung, sich den Folgen des einmal begangenen Fehltritts zu entziehen, verschwunden. Von diesem Augenblicke nahm ihre Krankheit jenen bedenklichen Charakter an, den der Arzt so deutlich erkannt. Sie litt unsäglich, und besonders deswegen, weil sie fühlte, daß sie von Zeit zu Zeit das Bewußtsein verlor und phantasirte. Daher ihre Scheu, den Geliebten, nach dem sich doch ihre ganze Seele so unaussprechlich sehnte, zu sehen, daher die steten Fragen an ihre ganze Umgebung, was sie während des Phantasirens gesprochen, und die Angst, vielleicht selbst unbewußt Alles zu verrathen. Auch den Vater beschwor sie, so wenig als möglich in ihrem Zimmer zu sein.

Waldemar war nach 12 Uhr zur Stadtvoigtei geeilt, um dort seine Erkundigungen einzuziehen, aber ganz unbekannt mit den Einrichtungen der Sicherheits-Behörde, wußte er nicht, an wen er sich wenden, wie er sich zu benehmen habe. Ein glückliches Ungefähr führte in demselben Augenblicke, wo er das Gebäude betrat, seinen Freund Schneider ebenfalls dorthin, weil er zu einem Termine vor dem Polizeirathe Merker eingeladen war, um als Dollmetscher zu dienen.

„Sieh da! was führt Sie denn hier in diese heiligen Hallen?“ —

„Eine Erkundigung!“ —

„Das ist nichts Gefährliches, sonst heißt es aber, wer hier eintritt: **Lasciate ogni speranza**! — Darf

man wissen, was das für eine Art von Erkundigung ist?“ —

„Nach einem Gefangenen, dessen Schicksal einen meiner Freunde interessirt. Ich weiß aber wirklich nicht, an wen ich mich deshalb wenden soll, denn unbehülflicher als ich kann man nicht sein, wenn es auf Beamte, Büreaukratie und Verwaltungsformen ankommt.

„Versteht sich bei einem mit der Zeit Fortgeschrittenen von selbst. Da kann ich aber vielleicht helfen. Ich habe bei meinem Freunde Merker im Sicherheits-Büreau zu thun, und dort erhalten Sie gewiß alle Nachweisung, die Sie nur wünschen können. — Genirt es Sie nicht, in das Sanctuarium der Polizei einzudringen, so lassen Sie mich Ihren Führer in diesen labyrinthischen Gängen sein. Also angenommen? — Schön!“ —

Beide gingen über den Hof, in das Seitengebäude zunächst dem Gefängnisse. In demselben Zimmer, wo Neumann der Confrontation Eckardts, Scopas und ihrer Complicen beigewohnt, stellte Schneider dem Polizeirath Merker seinen Freund, Herrn Waldemar von Queiß, vor.

„Gut, daß Sie kommen, werther Freund, unser Spanier wird schon ungeduldig, und wir müssen mit dem Schluß-Verhör eilen, weil der Bericht über ihn dringend verlangt worden ist. — Gendarm! — Lassen Sie doch gleich den angeblichen Oberst Herrera heraufholen. — Sehr angenehm, Herr von Queiß, Ihre

Bekanntschaft zu machen. Was verschafft mir das Vergnügen?" —

„Eine befreundete Familie hat mich beauftragt, Erkundigungen über einen gewissen Christoph Eckardt einzuziehen, der in dem Gefängnisse der Stadtvoigtei sitzen soll."

„Eckardt, Christoph Eckardt? Criminal- oder Polizei-Gefangener?"

„Das kann ich wirklich nicht sagen, Herr Polizeirath." —

„Hm, hm! — Nun ich werde nachfragen lassen, wenn nur der Name richtig ist. Nehmen Sie doch gefälligst Platz. Wir haben hier unterdessen ein kleines Geschäft abzumachen."

Der Polizeirath gab die nöthigen Befehle dazu und wandte sich dann an Schneider, dem er ein dickes Akten-Convolut zeigte, nach welchem ein gewisser Herrera, welcher sich Oberst in mexikanischen Diensten nannte, während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Berlin durch sein Benehmen die Aufmerksamkeit der Polizei erregt, und als sogenannter „Hochstapler" oder Betrüger feinerer Art, verdächtig war. Er gab vor, nur spanisch zu sprechen, konnte sich indessen auch in französischer Sprache verständlich machen, verlangte aber, wahrscheinlich um die gegen ihn geführte Untersuchung in die Länge zu ziehen, in spanischer Sprache verhört zu werden, da er das französisch geführte Protokoll eines Verhörs im nächsten jedesmal widerrief, weil er behauptete, falsch verstanden worden zu sein,

oder sich falsch ausgedrückt zu haben. Wiederholt hatte er die zudringlichsten Bettelbriefe an den König, so wie an die hochgestelltesten Personen der Stadt geschrieben, und wo seine Unverschämtheit nicht beachtet worden war, sogar die heftigsten Drohbriefe abgesendet, von denen mehrere bei den Akten lagen. In allen nannte er sich einen Republikaner mit Leib und Seele, pochte auf den Stolz eines durchaus freien unabhängigen Mannes, und äußerte, daß es sein schönstes Bewußtsein sei, zum Sturze des Tyrannen Iturbide wesentlich beigetragen zu haben. Es kam nun darauf an, die eigentlichen Verhältnisse und das frühere Leben dieses Menschen festzustellen, und dazu war Schneider als gewöhnlicher Dollmetscher bei dergleichen von dem Polizeirath aufgefordert worden.

Noch waren die Aktenstücke nicht ganz durchgesehen, als der Spanier, von einem Gendarm begleitet, hereintrat. Ein schöner Mann mit sorgfältig gepflegtem Backenbarte, den Schnurrbart weit über die Lippen hängend, glänzend schwarzem krausen Haar, stolzer Haltung und etwas nachlässigem Anzuge. Ohne von den Anwesenden Notiz zu nehmen, ging er gerade auf das Büreau des Polizeirathes zu, stellte sich mit untergeschlagenen Armen dicht vor ihm hin, maß ihn vom Kopfe bis zum Fuße mit einem verächtlichen Blicke, und rief mit starker Stimme im gebrochenen Französisch:

„Monsieur, je ne suis pas un Criminal-Prisonnier!“ —

Erstaunt über dieses Betragen und diesen unerwarteten Ausruf sah der Polizeirath ihn an, trug dann aber dem Dollmetscher auf, ihn zu fragen, was ihn dazu veranlasse?

Es ergab sich nun, daß dem als Polizei-Gefangenen in einer besseren Stube verhafteten Herrera in der vorigen Nacht ein Strohsack auf die Bettstelle gelegt worden war, der mit großen schwarzen Buchstaben die Inschrift: Criminal-Gefängniß Nr. 9 trug. Der Gefangenwärter hatte es gut gemeint, als er einen solchen in das Zimmer Herrera's brachte, da die Strohsäcke der Polizei-Gefangenen schon lange im Gebrauch, die der Criminal-Gefangenen aber erst ganz neu vor wenigen Tagen geliefert worden waren. Diese Inschrift sehen, in unverständliche Flüche ausbrechen, und die heftigste Wuth zu erkennen zu geben, war bei dem Spanier das Werk eines Augenblickes, denn er glaubte sich nach dieser Inschrift eines Criminal-Verbrechens verdächtig. Vergebens bedeutete man ihm, daß der neue Strohsack bloß zu seiner Bequemlichkeit gebracht worden sei, und die Inschrift weiter gar nichts bedeute, als das Gefängniß, zu dem derselbe eigentlich gehöre. Herrera verstand das Alles nicht, tobte und schrie, warf den Strohsack zur Erde und brachte die Nacht lieber auf einem Stuhle sitzend zu, als daß er die Bettstelle benutzt hätte. Dieser ganze Vorgang wurde auf die gemachte Erkundigung von dem Gefangenwärter bestätigt, und er beruhigte sich auch jetzt

nur, als ihm in seiner Muttersprache die Ursache erklärt wurde.

„Ah! c'est autre chose! — Mais je ne suis pas un Criminal-Prisonnier, jamais.“

Man ging jetzt zum Verhöre über, und dies stimmte in kurzer Zeit den stolzen Ton des Spaniers sehr herab. Er hatte nicht erwartet, sein Verlangen, spanisch vernommen zu werden, so bald erfüllt zu sehen, und merkte nur zu deutlich an der Art des Verhörs, daß er es mit einem der erfahrensten und gewitztesten Polizei-Beamten zu thun hatte. Ein Zufall kam der Entlarvung des schlauen Betrügers zu Hülfe. Schneider hatte vor Kurzem zusammen mit dem Lieutenant Förster ein Buch herausgegeben, welches in zehn europäischen Sprachen militairische Worte und Redensarten für den Gebrauch des Offiziers zusammenstellte. Aus diesem wußte er das spanische Militair-Commando auswendig, und verlangte nun, daß der angebliche Oberst es ihm sage. — Herrera stockte, verwirrte sich in seinen Aussagen, und bald stellte sich heraus, daß er nichts weniger als Oberst, ja selbst nie Soldat, sondern ein geschickter Abenteurer war, der schon seit Jahren die höheren Stände der europäischen Hauptstädte auf das Unverschämteste brandschatzte. — Von vorsichtigen Fragen in die Enge getrieben, mußte er endlich Genug zugeben, um seine Fortweisung aus Berlin später zu rechtfertigen. Als das Verhör beendet war, mußte Herrera, und Schneider als Dollmetscher, das Protokoll unterschreiben. Der letztere unterzeichnete,

um dem Spanier verständlich zu sein: „Comico del Rey", dem spanischen Ausdruck für: „Königlicher Schauspieler". Erstaunt sah Herrera auf diese Unterschrift, maß dann mit einem Blick unaussprechlicher Verachtung den Schreiber, zuckte die Achseln und wendete sich, offenbar empört über den Gedanken, durch einen Schauspieler verhört worden zu sein, von ihm ab.

Aufmerksam hatte Waldemar diesem ganzen Vorgange zugesehen. Das stolze Auftreten des mexikanischen Obersten interessirte ihn, und schnell war er bereit, das Verfahren der Polizei gegen einen so anständigen Mann zu tadeln. Als aber nun im Laufe des Verhörs nach und nach die bunten Flittern fielen, mit denen er sich so geschickt zu umhüllen verstanden, als der glühende Republikaner eingestehen mußte, nur von der ihm verhaßten Aristokratie Geld erschwindelt zu haben, und er endlich in der ganzen Nacktheit eines schlauen Betrügers dastand, hatte er im Stillen der Polizei ein Unrecht abzubitten. — Die Nachricht von der Gefängniß-Inspektion war zwar schriftlich während des Verhörs gekommen und von dem Gendarmen auf das Büreau niedergelegt worden, da aber Waldemar kein Zeichen von Ungeduld gab und der Polizeirath seine ganze Aufmerksamkeit nur auf die Untersuchung richtete, so konnte ihm erst, als Herrera abgeführt wurde, die Mittheilung gemacht werden, daß jener Christoph vor einer halben Stunde aus dem Gefängnisse entlassen worden sei. Unangenehm in seiner Hoffnung getäuscht, erkundigte er sich jetzt, wo der

Entlassene jetzt wohl zu finden sei, da ihm jede Erfahrung in dergleichen fehle.

„Wahrscheinlich in der Wohnung oder Schlafstelle, wo er verhaftet worden ist", belehrte der Polizeirath; „denn dergleichen Subjekte pflegen gewöhnlich gleich nach der Entlassung dorthin zu gehen, wo sie ihre Habseligkeiten zurückgelassen. Später freilich möchte es schwer sein, ihn aufzufinden. Sie haben sich also nur zu erkundigen, auf wessen Befehl er verhaftet wurde, und dann, wo dies geschehen. Ihr Freund weiß ja hier Bescheid. Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung, lieber Schneider, und vergessen Sie mir mein Wochenblatt nicht. — Adieu, meine Herren!"

Die Erkundigungen waren bald eingezogen und als Ort der Verhaftung das Haus im Voigtlande genannt, wo Christoph, Scopa und Fritz Etlung verkehrten. Die Freunde trennten sich, und Waldemar eilte in einer Droschke zur Rosenthaler Vorstadt, wo sich endlich für ihn das Räthsel lösen mußte. Gegen 2 Uhr war er dort und trat in die Wirthsstube ein. Sie war leer, eben so wie der Garten; nirgend jemand, den er hätte fragen können. Um diese Zeit einen Gast bei sich zu sehen, war für den Wirth etwas so Ungewöhnliches, daß es langen Rufens bedurfte, bis er sich einfand und verwundert den elegant gekleideten jungen Mann auf sich warten sah. —

„Was steht zu Diensten, werther" — das gewohnte Wort blieb ihm, einer so seltenen Erscheinung gegenüber, im Munde stecken, und verwandelte sich in ein — „gnä-

diger Herr? — Eine Weiße? — Werde gleich die Ehre haben." —

„Ich danke vor der Hand. Etwas anderes führt mich zu Ihnen." —

„So? Doch wohl nicht Baiersch? — Das Getränk soll mir nicht über meine Schwelle. — Kommst Du mir so, komm ich Dir so! — Wenn Sie Baiersch trinken wollen, dann gehen Sie zu Wallmüller, aber nicht ins Voigtland, wo noch patriotische Gesinnung herrscht." —

„Nun, so schenken Sie mir in Gottesnamen eine Flasche Weißbier ein."

„Werde sie gleich entstöpseln! — werther Mann! — Frisch und kühl, dafür stehe ich." —

„Wohnt hier im Hause nicht ein gewisser Eckardt, Christoph Eckardt?"

„Allerdings, liegt oben in Schlafstelle bei Barnekens, — ist aber gegenwärtig anderweitig untergebracht. — Sehen Sie einmal, wie das Bier schäumt! — Das ist doch wahrhaftig ein anderes Ding, als das schale, abgestandene Baiersche." —

„Also wissen Sie, daß er verhaftet war?" —

„Das kann jedem passiren. Heute mir, morgen Dir! — Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. — Haben ihn abgeholt. — Das ist hier in der Nachbarschaft nichts Seltenes. — Befehlen Sie einen Deckel?" —

„Stellen Sie nur dahin! — Ich möchte diesen Eckardt gerne sprechen."

„Ja, da müssen Sie dahin gehen, wo vis-à-vis die Ribbe hängt — und die Chambres garnies umsonst vermiethet werden.“ —

„Sie meinen die Stadtvoigtei? — Heute Mittag ist er dort aus dem Gefängnisse entlassen worden.“ —

„So? na dann muß ich nur den Bitteren wieder frisch auffüllen, denn der verbraucht etwas — das kann ich beschwören.“ —

„Also glauben Sie, daß er bald nach Hause kommen wird?“

„Lange wird es nicht dauern, hat ja noch Sachen hier. — Barnekens wußten schon nicht, was sie damit anfangen sollten. Wenn er nicht irgendwo festsitzt, kommt er gewiß bald. — Es ist übrigens erstaunlich, was der Christoph Alles für vornehme Bekanntschaften hat.“ —

„Wie so?“ —

„I nun, Sie erkundigen sich nach ihm, und letzthin hat ihn auch eine feine Dame besucht, wie mir ein Stammgast erzählte, der sie selbst hat hinauf gehen sehen. Vielleicht war es ein Mitglied von der Gesellschaft zur Besserung der entlassenen Strafgefangenen. Na, an der Sorte wird sie viel zu bessern haben. Furcht ist wohl da, aber keine Besserung.“

„Wissen Sie nicht, wer diese Dame war?“ —

„Gott bewahre — aber Sie trinken ja gar nicht! Freilich Baiersch ist es nicht! — aber wenn Sie in ganz Berlin ein besseres Glas Weißbier bekommen, will ich doppelte Gewerbesteuer geben.“ —

„Ich danke, — später. — Wie sah die Dame wohl aus?“ —

„Ich habe sie nicht selbst gesehen. Der alte Herr Neumann hat es mir gesagt, daß sie mit Eckardt in sein Zimmer gegangen ist, und da habe ich mich denn nachher bei Barnekens danach erkundigt, denn ein Wirth muß doch immer wissen, was für Leute in seinem Hause aus- und eingehen. Es ist eine feine Dame gewesen, und die hat sich mit dem Christoph gezankt, geweint soll sie auch haben, vielleicht aus Kummer, daß die räudigen Schafe sich nicht bessern wollen.“ —

„Wer ist dieser Herr Neumann?“ —

„Rentier ist er, und alte Steine sucht er! — Auch forscht er Alterthum. Ich kenne ihn weiter nicht näher — aber er wohnt in der Papenstraße, wie ich gehört.“ —

„Sie sagten doch vorhin, er wäre Ihr Stammgast!“ —

„Das heißt — künftig; denn wer einmal von meinem Bier getrunken, der kommt auch wieder; — also wird der auch wohl wieder kommen. — Aber nehmen Sie es nicht übel. Ich bin gerade beim Flaschenspülen, wenn Sie noch eine befehlen sollten, so —“

„Ich danke! — hier die Bezahlung!“ —

Zweifelnd und unruhiger als je, blieb Waldemar allein in der Wirthsstube zurück. — Die Minuten wurden ihm zu Stunden, immer gespannter sah er dem Augenblick entgegen, wo der Erwartete kommen

würde — aber er kam nicht! Eine Stunde verging nach der anderen, Gäste traten ein, — er fühlte sich unbehaglich in dieser Umgebung, um so mehr, als er bemerkte, daß man ihn verwundert beobachtete. Es schlug 5 Uhr, trübes Wetter machte es früher als gewöhnlich um diese Jahreszeit dunkel, und es wurde immer unwahrscheinlicher, ob Eckardt bis zur Nacht nach Hause kommen würde. Dabei quälte ihn der Gedanke, daß Marie wohl kränker geworden sein könne, und auch die Natur forderte gebieterisch ihre Rechte. Seit dem frühen Morgen hatte er nichts gegessen, und hier in dieser Umgebung etwas zu sich zu nehmen, schien ihm unmöglich. Bis 6 Uhr wartete er noch, dann ging er die Treppe hinauf zu den Leuten, bei welchen der Gesuchte in Schlafstelle lag, hörte auch hier, daß er gewöhnlich spät in der Nacht nach Hause zu kommen pflege, und bestellte nun, daß er entweder heute oder morgen Abend 8 Uhr sich hinter der Sing-Akademie einfinden möge, wo ihm jemand etwas Wichtiges zu sagen habe. Seinen Namen nannte er nicht, wagte es auch nicht, ihn in die eigene Wohnung kommen zu lassen, da jener wahrscheinlich wußte, daß Marie seine Braut sei. Verstimmt und von den verschiedenartigsten Gefühlen bewegt, kehrte er dann in die Stadt zurück.

XIV.

Marie fühlte sich nach Anwendung der ersten Arzneimittel gegen Mittag bedeutend besser. Der sorgende Arzt hatte ihr aber dessenungeachtet erklärt, daß sie sehr vorsichtig sein und jede Aufregung vermeiden müsse, wenn sie einer schweren und gefährlichen Krankheit entgehen wolle. Die Vorschrift, sogar jedes Gespräch zu vermeiden, kam ihr erwünschter, als der Doktor es ahnen konnte, und nur von ihrer Kammerjungfer bedient, blieb ihr Zeit, ungestört über ihre Lage nachzudenken. Hatte Waldemar wirklich ihren Brief gelesen, kannte er seinen Inhalt, so mußte er wissen, daß ihre Aussage gegen den Criminal-Commissarius eine falsche gewesen, da gerade in der angegebenen Zeit der Vater und Waldemar selbst beim Souper gesessen, und sie den ganzen Abend, ja bis Mitternacht, das Zimmer nicht verlassen. Was aber sollte er von dieser Behauptung denken? Mußte er nicht glauben, daß jener Verworfene in irgend einem Verhältnisse zu ihr stehe, das ihrer weiblichen Ehre zum Vorwurfe gereichen konnte. Jetzt erst fühlte sie, daß sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebe, daß der Gedanke, in den Augen des Geliebten nicht rein und seiner würdig zu erscheinen, ihr unerträglich sei, ja daß sie lieber alle Folgen ihrer jugendlichen Unbesonnenheit zu tragen vermöge, wenn er nur nicht an ihr zweifle. In rein menschlicher Scheu hatte sie nur dem Gatten gestehen wollen, was dem Geliebten zu sagen ihr so unendlich

schwer wurde, ja geradezu unmöglich schien. Nun aber hatte der Zwang, dem sie unterlag, keine Macht mehr über sie. Von dem Augenblicke an, wo Waldemar, durch den Schein verführt, an ihrer Treue, an ihrer Weiblichkeit zweifeln durfte, fühlte sie, daß Wahrheit, die ganze Wahrheit Pflicht sei, und war fest entschlossen, sobald ihr Zustand es nur erlaubte dem Geliebten Alles zu sagen, möge sein Entschluß auch der härteste für sie sein. Leicht athmete sie auf als diese Nothwendigkeit erkannt vor ihrer Seele stand. War Waldemar wirklich ein edler Mensch, so konnte er verzeihen, war er es nicht, so rettete sie dieser Schritt vor später Reue. — Hatte doch das Bewußtsein seiner Liebe sie schon wunderbar gestärkt, jenen niederdrückenden Verhältnissen schon um Vieles offener und zuversichtlicher ins Auge schauen lassen, als sie es früher nur für möglich gehalten. Er sollte Alles wissen. Sehnsuchtsvoll harrte sie des Augenblickes, wo es ihr vergönnt sein würde, endlich die quälende Last von ihrer Seele zu wälzen, und dem Geliebten in diesem Geständniß auch den größten Beweis ihrer Liebe zu geben.

Waldemar war, nachdem er in die Stadt zurückgekehrt, sogleich in das Haus seines Schwiegervaters geeilt, und hatte dort gehört, daß Marie sich besser befinde, aber durchaus niemand sprechen dürfe. Bis 8 Uhr war noch eine lange Zeit, und er beschloß daher, jenen Neumann aufzusuchen, der ihm wo möglich bestätigen sollte, was er bei der Zusammenkunft mit

Eckardt zu fragen gedachte. Die Wohnung in der Papenstraße war leicht gefunden, und da Neumann sich nach seiner abermaligen polizeilichen Verwickelung bei dem Wahrsager, fest vorgenommen hatte, ein Paar Wochen lang gar nicht mehr auszugehen, um jeder Gelegenheit zu noch weiteren Unannehmlichkeiten auszuweichen, so war er zu Hause und sorglos mit einer alten Hauspostille beschäftigt, als ein Besuch angemeldet wurde. Sein erster Gedanke war freilich wieder der Criminal-Commissarius, aber als er vom Dienstmädchen hörte, daß es ein vornehmer junger Herr sei, war ihm die Unterbrechung in seiner ungewohnten Einsamkeit ganz lieb, und Waldemar trat ein.

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Neumann zu sprechen?" —

„Ich heiße Neumann, wollen Sie nicht Platz nehmen. Was verschafft mir denn die Ehre?" —

„Eine Erkundigung eigener Art, für die ich im Voraus um Verzeihung bitten muß. Bis jetzt hatte ich nicht die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft, aber ein Freund hat mir gesagt, daß Sie sich mit Archäologie beschäftigen, und —"

„Allerdings, mein Herr, das heißt speciell Berlinische Archäologie über Ursprung, Gründung und frühere Beschaffenheit der Stadt. — Ich bin kein Mann von Fach, aber für dieses Studium braucht man auch kein Mann von Fach zu sein. — Man liest, was die anderen geschrieben haben, und kommt so unwillkürlich in Geschmack. Es ist nur schade, daß

der eine immer das Gegentheil von dem behauptet, was der andere schreibt. Man kann sich manchmal gar nicht recht daraus vernehmen. — Aber was verschafft mir denn eigentlich die Ehre?" —

„Wenn ich recht berichtet bin, so haben Sie vor einigen Tagen im Voigtlande ein Wirthshaus besucht?" —

„Erlauben Sie einmal, — Wirthshäuser im Voigtlande gehören doch hoffentlich nicht zu meinen archäologischen Studien?" —

„Das allerdings nicht, aber meine Erkundigung bezieht sich eben auf diesen Besuch."

„Ih, sehen Sie mal! — Da bitte ich doch gehorsamst, mir gefälligst zu sagen, mit wem ich das Vergnügen habe?" —

„Ich heiße von Queiß!" —

„Ach, du gerechter Gott! — von Queiß? — Und draußen ist nasses Wetter! — Nein, ich sage doch! — Sehr angenehm, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, — wirklich sehr angenehm! — aber es thut mir nur leid, daß ich keinen Augenblick Zeit habe. Ich war eben im Begriff, mich anzuziehen und auszugehen. Das Mädchen hat wahrscheinlich vergessen, Ihnen das zu sagen."

„Meine Frage ist ganz kurz. Ich werde Ihnen nicht lange beschwerlich fallen." —

„So? Bitte ergebenst, nehmen Sie es nur nicht übel! — Man kann nämlich nie wissen, wohin so eine Frage führt, und wenn sie noch so kurz ist. — Viel-

leicht werden dann die Antworten um so länger. Wie gesagt, mein verehrtester Herr von Queiß, wenn ich nicht so sehr pressirt wäre, würde ich mit dem größten Vergnügen — ach, du großer Gott! — Nur jetzt keine Frage — ich weiß so schon nicht, wo mir vor lauter Fragen und Antworten der Kopf steht." —

„Auf die Gefahr hin, Sie noch einen Augenblick zu belästigen, bitte ich Sie dringend, mir zu sagen, ob Sie zu der Zeit, wo Sie jenes Wirthshaus besucht, eine junge Dame zu einem gewissen Eckardt haben hinaufgehen sehen, ob Sie mir sagen können, wer diese Dame war, oder ob Sie mir vielleicht ihren Anzug beschreiben können?"

„Nein! Nein! Nein! — Ich habe schon sehr viele Damen zu sehr vielen Männern hinaufgehen sehen, habe mich aber nie darum bekümmert, wie sie heißen. In meinem Alter, verehrtester Herr von Queiß, sieht man dergleichen gar nicht mehr. Ja, wenn ich noch so jung wäre, wie Sie, dann wäre es etwas anderes. Wie gesagt, davon weiß ich nichts." —

„Aber der Wirth sagte mir doch, daß Sie —"

„Was versteht so ein Wirth von Herzensangelegenheiten. — Wenn ich ihn nach einem Frauenzimmer gefragt habe, so können Sie mir schon glauben, daß es in der unschuldigsten Absicht von der Welt geschah. — Brauchen Sie deswegen gleich Verdacht gegen Ihre Braut zu haben?" —

„Woher wissen Sie, daß ich verlobt bin?" —

„Als ob man nicht die Zeitung läse? — Gratulire

ergebenst. — Sie machen da eine höchst noble Parthie, und der Vater hat viel Geld. — Ach Gott, wenn es nur heute draußen nicht naß wäre!" —

„Wie kommen Sie aber auf die Vermuthung, daß ich meine Braut meinen konnte?" —

„Bin ich auf eine Vermuthung gekommen? — daß ich nicht wüßte! Ich meinte nur so im Allgemeinen — denn wenn man Bräutigam ist, bekümmert man sich auch gewöhnlich nicht um andere Frauenzimmer, die zu Männern hinaufsteigen."

„Sie wollen verheimlichen, Herr Neumann, was Sie gesehen. Ich verstehe! — Zwingen kann ich Sie freilich nicht, meine Frage zu beantworten, aber ich werde meine Maßregeln danach zu nehmen wissen." —

„Maßregeln? Aber du großer Gott, ich habe ja kein Wort gesagt, was eine Maßregel nothwendig machte. — Ich bin ein ruhiger stiller Mann, bin Rentier, und habe noch in meinem ganzen Leben keine Maßregel veranlaßt. — Hören Sie mal, Herr von Queiß, nun fängt mir die Geduld doch bald an zu reißen, das ist ja ein ganzes Complott, eine Verschwörung gegen meine Gesundheit. Wenn das so fort geht, muß ich noch einen aparten Gewerbeschein für polizeiliche Besuche, Confrontationen, Recognitionen und Maßregeln lösen. Alles was recht ist! Man soll auch einen Bürger nicht aufs Aeußerste bringen, noch dazu, wenn es draußen naß ist. Nehmen Sie mirs übel oder nicht, aber lassen Sie mich zufrieden. Ich will gar nichts mehr sagen, und wenn mir das ganze Hoch-

löbliche Polizei-Präsidium mit allen Räthen, Sekretairen, Inspektoren, Commissarien und der ganzen dritten Gendarmerie-Brigade zu Fuß und zu Pferde aufs Zimmer rückt, aus mir kriegen sie kein Wort mehr heraus. Ich bin es satt! — grundsatt! — Nein, ich sage doch!" —

Neumann war so außer sich, daß er sich über sich selbst verwunderte; er fuhr überall im Zimmer umher, und hätte Waldemar nicht, ohne ein Wort zu sagen, achselzuckend sich empfohlen, so wäre der sonst so sanfte und furchtsame Rentier vielleicht zu einer Ungezogenheit verführt worden, die er auf keine Weise hätte wieder gut machen können. Ganz erschöpft und fast weinend sank er auf seinen Sopha, als die Thür hinter dem Besucher zufiel. — Das hatte noch gefehlt! — Was er durch seine Frage an den Wahrsager zu vermeiden gehofft, war ihm jetzt über den Hals gekommen, und da es draußen wirklich naß war, so ängstigte er sich nur um so mehr vor den Folgen, welche diese unerwartete Visite für ihn haben konnte. Frau Dorothee, welche, auf ihre Erkundigung bei dem Dienstmädchen, gehört, daß der Herr Besuch habe, trat jetzt von ihrem gewöhnlichen Observationsposten, hinter der Glasthür des Alkovens, ins Zimmer, und fand ihn ganz aufgelöst, in entschieden menschenfeindlicher Stimmung. —

„Soll ich Ihnen Camillenthee kochen, Herr Neumann?" —

„Ach ja, thun Sie das, liebe Frau Dorothee, ich bin krank, recht krank.“ —

„Worüber beklagen Sie sich denn?“ —

„Ueber die Polizei, liebe Frau Dorothee! — Ich leide an einem Criminal-Commissarius und meiner verfluchten Aufrichtigkeit.“ —

„Ein Christ soll sich aber nicht von solchen kleinen Unannehmlichkeiten niederbeugen lassen, sondern muthig stehen, wie der Sturm im Ungewitter. Nein — wollte ich sagen, wie die Eiche in Sturm und Ungewitter.“

„Hat sich was zu stehen! — Bei Sturm und Ungewitter bleibt man zu Hause — aber bei nasser Witterung, da sitzt der Henker, — die dringt durch Thüren und Fenstern, durch Spalten und Ritzen. Gott, du Gerechter! Will ich doch in meinem Leben nicht mehr ins Voigtland gehen, sondern nur auf den Nikolai-Kirchhof; — freilich, da in der Nachbarschaft geht es jetzt auch bunt zu. — Nein, ich sage doch! — Mir ist recht schwach zu Muthe. Frau Dorothee! — Ich werde einen Schluck ad longam vitam nehmen.“ —

„Wenn Sie mehr Frömmigkeit hätten, Herr Neumann, so würden Sie so ein Tränklein zur Herzstärkung wahrlich nicht brauchen, aber die Gewalt der Gottlosen ist groß in der Welt. — Ihre Netze werfen sie über die Gerechten, und dann heißt es: Wachet und betet, daß ihr wieder heraus kommt.“ —

„Du lieber Gott. Wachen thue ich ja genug von Morgens 6 Uhr bis Abends Elfe, und beten auch,

denn jeden Sonntag gehe ich in die Kirche, Feiertage noch gar nicht einmal gerechnet." —

„Das ist es eben, Herr Neumann; für die jungen Menschen und für diejenigen, denen es gut in der Welt geht, ist der Kirchenbesuch hinreichend, aber für die, denen es schlecht geht, und die nicht mehr lange in diesem Jammerthale umherwandeln werden, für die, sage ich, ist es mit dem Sonntage allein nicht abgemacht, da müssen noch Extra-Versammlungen stattfinden. Ach, wenn Sie sich nur ein einziges mal entschließen könnten, mit mir zu gehen in unsere gottselige Betstunde, — wahrlich, solche Kleinigkeiten, wie die Polizei, würden Sie gar nicht mehr anfechten."

„Es ist wohl möglich, daß die Menschen gleichgültiger gegen Unglück werden, wenn sie fleißig wachen und beten, aber besser habe ich noch nicht gesehen, daß sie davon geworden wären, — Sie zanken eben so toll mit dem Dienstmädchen, Frau Dorothee, wenn Sie zu Ihrer Betstunde hingehen, als wenn Sie davon zurückkommen, und ich weiß die Zeit nicht, wo so ein armes Mädchen länger als ein viertel Jahr in meinem Dienst geblieben wäre, leben mit allen Menschen in Hader und Zwist, ärgern mich auch nach der Schwerlichkeit, und der Arme soll noch geboren werden, der von Ihnen einen Almosen besieht." —

„Das sind so die Reden, die unsere Widersacher halten. Armuth, sagt unser Herr Candidat, ist der glückselige Zustand, der uns hier auf Erden schon vorbereitet, einst das Himmelreich zu genießen, und selig

sind die Armen, denn sie werden einst reich werden. In der Armuth ist der Mensch am geschicktesten, Jesum Christum kennen zu lernen, darum gebe ich nichts an die Armen, aber ich habe mir so viel von meinem Lohn gespart, daß ich nächste Ostern unserm Herrn Candidaten ein Paar silberne Leuchter auf sein Pult werde schenken können, dann sieht es doch nach etwas aus, und die in der Junkerstraße werden sich ärgern, denn die haben nur ein Paar zinnerne Leuchter bei ihren Versammlungen." —

„So, so! also des Aergers wegen. Nun sagen Sie einmal, Frau Dorothee, ist es denn ein ordentlicher Prediger, der die Betstunde hält?" —

„Gott bewahre, unser Herr Candidat besorgt das Alles ganz allein. Wir wollen Gottes Wort nach unserer Art haben, und nicht, wie es die Prediger wollen. Na, das wäre eine schöne Geschichte, wenn wir uns von denen etwas sagen ließen. — Sie sind zwar hinter uns her und wollen es nicht leiden, daß wir unsere Zusammenkünfte halten, aber wir beten und singen, daß wir nicht in Anfechtung fallen und eine Beute des Antichristen werden." —

„Na, nun kochen Sie mir aber den Camillenthee! und bestellen Sie draußen, daß ich für keinen Menschen mehr zu Hause bin. Ich glaube, ich sterbe, wenn mir heute noch jemand kommt und den Kopf verdreht. — Was meinen Sie, wenn ich nach Cöpenick zöge, oder nach Teltow oder Spandau? Nein, nach Spandau nicht,

da sind zu viele Verbrecher in der Nähe — aber nach Cöpenick, — das ist ein stiller Ort." —

„Sie werden doch Berlin nicht verlassen wollen, Herr Neumann?" —

„Berlin verläßt mich, aber ich nicht Berlin! Mein ehrliches, altes, ruhiges Berlin, was ist seit ein Paar Tagen aus Dir geworden! — Mir ist zu Muthe, als wäre ich gar kein Berliner, als gehörte ich gar nicht mehr zu den anderen, die hier in den Straßen herumgehen und in ihren Gott vergnügt sind, nichts mit der Polizei zu thun zu haben. Was sind das für Zeiten, in denen wir leben! Kommt aber alles von der französischen Juli-Revolution, darüber sind sie in der Ressource einig. Ich werde nach Cöpenick ziehen." —

„Aber Ihre Alterthumsforschung?"

„Ja, daran habe ich im ersten Augenblicke gar nicht gedacht. — In Cöpenick wird es freilich nicht viel zu forschen geben, obgleich es da gewiß noch etwas Neues wäre, hier legen sich jetzt wirklich schon zu viele auf das Fach. Alle Welt giebt sich damit ab, sogar ein Schauspieler unterfteht sich, Bücher darüber zu schreiben. Na, ich freue mich ordentlich darauf, wenn sie dem mal gehörig auf die Finger klopfen. Ich werde aber doch wohl nach Cöpenick ziehen, Frau Dorothee. Nun kochen Sie mir den Camillenthee!"

Frau Dorothee ging kopfschüttelnd in die Küche, fest entschlossen, diesem plötzlichen Einfall ihres Herrn mit dem ganzen Einfluß einer Haushälterin entgegenzutreten; aber vorsichtig mußte sie es anfangen, das

wußte sie aus Erfahrung. Widersprechen wäre das beste Mittel gewesen, ihn eigensinnig zu machen, und da sie seelenvergnügt war, daß er nun schon zweimal sich nach ihrer Betstunde erkundigt, so hoffte sie, mit der Zeit ihn ganz für ihre Absichten zu gewinnen, die auf nichts weniger hinausliefen, als über lang oder kurz einmal Madame Neumann zu werden.

XV.

Vergebens hatte Waldemar, als er entrüstet über den Empfang, den er bei Neumann gefunden, gegen 8 Uhr auf dem bestimmten Platze hinter der Sing-Akademie erschien, auf die Ankunft Eckardts gewartet. Er ging bis 9 Uhr dort auf und nieder, aber nur selten begegnete ihm in jener einsamen Gegend ein Vorübergehender. Meist waren es alte Männer, Dienstmädchen, Soldaten, und obgleich er den Erwarteten nicht persönlich kannte, so bemerkte er doch keinen, der auch nur einen Augenblick stille stand, sich umsah und auf etwas zu warten schien. Längeres Harren würde doch aller Wahrscheinlichkeit nach zu nichts geführt haben, er verließ also, abermals um eine Hoffnung ärmer, den Ort und kehrte in seine Wohnung zurück. Er hatte gebeten, daß ihm heute Abend noch einmal Nachricht über Mariens Befinden geschickt werden möge, und hörte mit Freude, daß der Doktor sie be-

deutend besser gefunden, ja bei vorsichtigem Verhalten außer Gefahr erklärt und erlaubt, daß sie übermorgen schon jemand in ihrem Zimmer sprechen könne. Der Schwiegervater hatte dies in einem kleinen Billette selbst geschrieben, und freute sich schon im Voraus, Waldemar übermorgen Vormittag zu seiner Tochter führen zu können. Wunderbar kämpfte in seiner Brust die Freude über die Genesung der Geliebten und die Hoffnung, sie wieder zu sehen, mit dem Zweifel an ihr und dem Verdachte, den der Besuch bei jenem Wirthe und dann bei Neumann nur um so stärker angefacht hatte. Er zitterte vor dem Gedanken, sie vielleicht seiner unwerth zu finden, und konnte sich doch nicht entschließen, dem Forschen danach zu entsagen, obgleich seine ganze Seele sich gegen die Art und Weise sträubte, wie er es bis jetzt gethan.

Mancherlei Beschäftigung harrte seiner. Briefe aus Leipzig, Augsburg und Frankfurt forderten ihn zu Correspondenz-Artikeln über die mannigfachen Vorgänge auf, die sich in Berlin dem Vernehmen nach vorbereiteten. Namentlich das Gesetz über die Eisenbahn-Unternehmungen, welches im Auslande mit der größten Ungeduld erwartet wurde. Vergebens versuchte er zu arbeiten, die bereit liegenden Stoffe zu ordnen und in Verbindung zu bringen, es wollte nicht gehen. Unmuthig warf er die Feder hin und saß in tiefes Nachdenken verloren auf dem Sopha, als es leise an die Thür klopfte und auf sein „Herein!“ ein Mann in das Zimmer trat, dessen gewinnender Anstand und der

eigenthümlich milde Ton der Stimme auf den ersten Anblick den Mann von Bildung und Stand verrieth. Ohne sich zu nennen, wechselte er mit Waldemar die gewöhnlichen formellen Höflichkeiten, nahm aufgefordert Platz auf dem Sopha, und war so plötzlich und doch so ungezwungen mitten in einer ganz allgemeinen Unterhaltung über Literatur und Tages-Ereignisse, daß Waldemar gar nicht daran dachte, den Namen seines unerwarteten Gastes zu erfragen.

„Schon längst war es mein Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen. Durch meine mannigfachen Verbindungen mit dem Einflusse der deutschen Presse bekannt, konnten Ihre wirklich gediegenen Arbeiten meiner aufrichtigen Anerkennung nicht entgehen. — Unverkennbar steht Ihnen eine bedeutende Zukunft bevor, und es soll mich freuen, wenn ich irgend etwas dazu beitragen kann, diese Anerkennung zu einer immer allgemeineren zu machen. Sie haben in Ihren letzten Correspondenzen die Cölner und Posener Angelegenheiten lebhaft besprochen, haben sich nicht gescheut, die Maßregeln der Regierung einer scharfen Polemik zu unterwerfen, und ich darf sagen, daß keine der vielen Broschüren, die jetzt von allen Seiten über diese unseligen Vorgänge erscheinen, mich so gefesselt hat, als Ihre Darstellung."

„Sie sind sehr gütig. — Es schien mir an der Zeit, das ganze Verhältniß einmal von einer anderen Seite zu beleuchten, als es von hier aus gewöhnlich zu geschehen pflegt. — Aber woher wissen Sie, daß ich —"

„Wie gesagt, meine Verbindung mit den meisten Literaten. Aus Ihrer Aeußerung scheint mir hervorzugehen, daß diese Polemik nicht eigentlich aus vollgültiger religiöser Ueberzeugung, sondern aus allgemeiner Richtung entstanden. Sie kämpfen für den Liberalismus und beurtheilen aus diesem Standpunkte jede Maßregel der Regierung.“ —

„Allerdings, es ist die Aufgabe der Opposition, jene Unfehlbarkeit zu bekämpfen, welche die Masse des Volkes aus Bequemlichkeit der Regierung zugesteht.“ —

„Nach dem Eifer, mit dem Sie geschrieben, glaubte ich Sie dem Interesse der katholischen Kirche geneigter, als ich nach dieser Erklärung zu vermuthen berechtigt bin. Ich wußte zwar, daß Sie Protestant sind, in dessen ist die Hinneigung zum Katholicismus jetzt eine so allgemeine, daß —“

„Allgemein, sagen Sie? — so wenig, wie die Neigung zum Absolutismus eine allgemeine ist.“ —

„Sie werden doch nicht läugnen wollen, daß der Römische Einfluß nach allen Seiten hin im Steigen ist? Sehen Sie Belgien, Irland, sehen Sie Frankreich, an dem zwei Alles erschütternde Revolutionen vorübergegangen sind, ohne daß sie eine Spur zurückgelassen hätten. Sehen Sie selbst in Deutschland auf die ehemalige Wiege des Protestantismus, und Sie werden doch zugeben müssen, daß seit dem dreißigjährigen Kriege der Protestantismus stille steht, weil er eben nicht fortgeschritten ist.“ —

„Der Gedanke kann nie stille stehen — er muß fortschreiten.“

„In Recht, Kunst und Wissen ja — im Glauben nicht! — Bedenken Sie, daß Rom sich seit 1800 Jahren nicht geirrt hat. — Welche Kraft muß in einer Ueberzeugung liegen, die selbst ein Jahr wie 1793 an sich vorübergehen sieht, ohne eigentlich einen Eindruck von ihm zu empfangen.“ —

„Unser Gespräch hat sich auf ein Feld gewendet, das mich wünschen läßt, zu erfahren, mit wem ich das Vergnügen habe?“ —

„Lassen Sie meinen Namen vor der Hand aus dem Spiele. — Wenn wir, wie ich freudig hoffe, uns verständigen werden, so ist es dazu immer noch Zeit. — Gern gestehe ich Ihnen, daß ich nicht ohne Absicht Ihre Bekanntschaft gesucht. — Eine so tüchtige Bestrebung, wie die Ihrige, konnte nicht unbemerkt bleiben, und ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn es mir gelänge, Sie für das Interesse von Männern zu gewinnen, die hier freilich in der Minderzahl, aber dessenungeachtet nicht ohne Einfluß sind.“ —

„Wenn ich recht verstehe, mein Herr — so handelt es sich darum, meine schriftstellerische Thätigkeit für einen Zweck zu fesseln, der, wie ich Ihnen gestanden, nicht der meinige ist.“ —

„Den wir aber den Ihrigen glaubten, und nach dem, was Sie öffentlich geäußert, glauben mußten. Es kommt auch nicht darauf an, aus welcher Quelle der Widerstand fließt, wenn er nur vorhanden ist. In

der jetzigen Zeit, wo die Gemüther so mannigfach erregt sind, thut dieser Widerstand noth, hier im Herzen der Monarchie besonders noth, und es stehen mir Mittel jeder Art zu Gebot, um Männer wie Sie, für das Opfer an Zeit und Mühe zu entschädigen, welche sie der guten Sache etwa bringen wollen."

„Ich habe Sie ruhig ausreden lassen, mein Herr, und freue mich jetzt, daß ich nicht weiß, wem ich meine Antwort gebe. Sie haben sich in mir geirrt! — Erlassen Sie mir, Ihnen zu sagen, worin und warum Sie geirrt. — Es möchte für uns Beide zu Erklärungen führen, die ich dem Gaste zu ersparen wünschte. — Die Mittel, über die Sie zu gebieten haben, die Männer von Einfluß, welche Ihre Ansichten theilen, haben mir deutlicher als das ungemessene Lob meiner Artikel gesagt, was ich lieber nicht erfahren hätte. Ich bin unabhängig und also nicht verkäuflich. Ihr Antrag aber hat mich gelehrt, daß auch die redlichste Meinung, auch der aufrichtigste Wunsch, dem allgemein menschlichen Interesse zu nutzen, falsch verstanden werden kann, und daß selbst ich unwillkürlich einer Machination zum Spielball dienen sollte, ich, der sich frei von aller Machination weiß. Wir haben uns nach dieser Erklärung wohl nichts mehr zu sagen." —

Betroffen sah der Unbekannte einige Augenblicke starr vor sich hin. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die zusammengepreßten Lippen, und ohne das Gespräch wieder aufzunehmen, entfernte er sich, ohne daß Waldemar erfahren hätte, wer ihm diesen Antrag ge-

macht; — daß er ihm überhaupt gemacht werden konnte, empörte ihn um so mehr, als er sah, daß sein Wirken, trotzdem er sich der edelsten Absicht bewußt, zu Partheizwecken gemißbraucht, und sein Bestreben verdächtigt worden war. Wo blieb jetzt seine gerühmte Unabhängigkeit, wenn gerade die Richtung, welche er bekämpfen wollte, ihn auf ihrer Seite glaubte? In hohem Grade unmuthig und vergeblich darüber nachsinnend, wer jener Unbekannte wohl gewesen sein könne, blieb er einige Zeit allein, wurde aber freudig überrascht, als sein Schwiegervater in das Zimmer trat und ihm einen Gruß von Marien brachte, die sich wirklich um Vieles besser fühlte.

„Mich läßt sie nicht ins Zimmer, Dueißchen, und da der Doktor es so streng verboten, sie auf irgend eine Weise zu stören, so habe ich sie auch wirklich seit gestern nicht gesehen. Morgen Abend aber meint sie wieder so weit zu sein, daß ich Sie zu ihr führen kann. Nun ich weiß, daß keine Gefahr mehr für sie ist, freue ich mich ordentlich darüber, daß sie krank gewesen, denn nun weiß ich doch wenigstens, wo die widerwärtige Stimmung herkam, die seit Eurer Verlobung in meinem Hause geherrscht hat. Ich wußte wahrhaftig gar nicht mehr, was ich davon denken sollte. Nun weiß ich es aber! Unsere Marie war krank und wollte es sich nicht merken lassen.

„Sie weiß doch, daß ich, so oft als es mir möglich war, bei Ihnen mich erkundigt, wie es ihr gehe?“ —

„Ei versteht sich, und die Kammerjungfer hat der Köchin erzählt, daß sie jedesmal ganz roth vor Freude geworden ist, wenn sie gehört, daß Sie da wären. Wie ist es denn, Dueißchen, wollen wir heute Abend zusammen essen? Zu Hause ennuyire ich mich, und da Marie nun außer Gefahr ist, so kann ich schon ausgehen, aber im Theater möchte ich mich doch nicht gern sehen lassen. Kommen Sie mit, wir gehen zu Truchot, oder Meinhardt, oder Harrach, oder Schoppe, setzen uns ganz behaglich in ein Nebenzimmerchen und soupiren en Garçon, es wird so nun bald für Sie vorbei sein."

„Ich gestehe Ihnen, daß ich mich nicht aufgelegt fühle, heute noch auszugehen. Erfreuen Sie mich hier mit Ihrer Gegenwart. Essen Sie bei mir! — Wir plaudern dann zusammen und —"

„Ja, von Herzen gern. — Es ist so heute nirgends etwas los. Im Theater sind rothe Zettel, und da weiß man schon, daß nicht viel zu holen ist. Aber in Unkosten müssen Sie sich nicht setzen, Dueißchen. Das Souper bezahle ich, denn ich bin doch eigentlich die Ursache davon. Da machen Sie schon wieder ein Gesicht! — Ich werde mich doch nicht von Ihnen traktiren lassen! Reden Sie kein Wort, sonst gehe ich gleich allein zu Truchot." —

„Nun gut! — Ich will mir Alles gefallen lassen. Setzen Sie sich doch! — Apropos. Erinnern Sie sich noch den dritten Abend nach unserer Verlo-

bung, es war der 30ste, wo ich bei Ihnen soupirte und wir bis Mitternacht zusammen blieben?"

„Versteht sich, erinnere ich mich. Wir kamen noch so ins Feuer über den Don Carlos und die Königin Christine. Warum fragen Sie danach?"

„Marie war doch den ganzen Abend bei uns, nicht wahr?" —

„Allerdings! Sie machte ja die Wirthin."

„Nicht einen Augenblick hat sie das Zimmer verlassen?"

„Sonderbare Frage! — Wie kommen Sie nur darauf?" —

„Es will nämlich einer meiner Freunde wetten, sie von 9 bis 10 Uhr wo anders — auf einem Balle — gesehen zu haben, und ich bin doch meiner Sache zu gewiß." —

„Da hat Ihr Freund seine Wette verloren. — Marie ist mit keinem Fuß aus dem Zimmer gewesen, das können ja die Bedienten bezeugen, wenn Ihr Freund meinem Zeugnisse als Schwiegervater vielleicht nicht trauen sollte." —

„Er wird wohl jetzt schon wissen, daß er sich geirrt hat. — Noch eine Frage. — Ist vielleicht früher ein gewisser Eckardt in Ihrem Hause gewesen?" —

„Eckardt, Eckardt! Als was? Als Bedienter?" —

„Ja, das weiß ich nicht, vielleicht noch in Bremen auf dem Comtoir, oder sonst irgend wie?" —

„Das ich nicht wüßte, der Name ist mir nie vor-

gekommen. Was hat es denn mit dem für ein Bewandniß?" —

„Eigentlich nichts von Bedeutung. Ich habe nur gehört, daß vor Kurzem ein gewisser Eckardt in einer Gesellschaft viel von meiner Braut gesprochen, und dabei gethan, als ob er sie näher kenne."

„Aha, und das hat den Herrn Bräutigam verschnupft. — Doch wohl nicht gar eifersüchtig, Dueißchen? — Damit bleiben Sie mir vom Halse, das ist die größte Thorheit, die Sie nur begehen können. Ich bin auch im ersten Jahre meiner Ehe einmal eifersüchtig gewesen und habe ganze zwei Monate mein Geschäft darüber vernachlässigt. Nachher mußte ich mich genug deswegen ärgern. Hören Sie einmal, Dueißchen, auf die Frauenzimmer lasse ich nichts kommen, die sind durchweg am kleinen Finger besser, als wir an der ganzen Hand. Freilich, als Junggeselle lernt man das nicht kennen, im Gegentheil, die Bekanntschaften, die man da macht, taugen in der Regel nicht viel; aber ist man erst verheirathet, kommt das Ding ganz anders. — Glauben Sie mir; und nun gar, wenn ein Frauenzimmer wirklich jemand liebt — da ist nun Eifersucht vollends ein Unding." —

„Ich habe ja auch nicht gesagt, daß ich eifersüchtig bin. Es ist mir nur aufgefallen, daß ein Mensch, der, nach der Beschreibung zu urtheilen, eben nicht zur bessern Gesellschaft zu gehören scheint, so vertraulich von Marien gesprochen haben soll." —

„Wenn Sie sich um Alles bekümmern wollen,

was die Menschen hinter unserem Rücken sagen, dann gute Nacht, Ruhe! Sagt er Ihnen dergleichen ins Gesicht, dann stopfen Sie ihm das ungewaschene Maul, aber weiter ist so etwas nichts werth. Sie kennen meine Marie noch nicht lange genug, also kann ich es Ihnen eigentlich nicht verdenken, aber ich sage Ihnen, Sie bekommen einen wahren Engel. Nicht wegen des hübschen Gesichtes, obgleich das eine eben so angenehme Zugabe ist, als die Aussteuer, die ich ihr geben werde, sondern wegen ihres Herzens, ihrer Denkungsart, ihres ganzen Wesens. Es ist eigentlich nicht recht, denn ich bin der Vater, aber es sollte Ihnen doch schwer werden, eine zweite zu finden, die so ist, wie meine Marie, das heißt, auch so viel Geld mitbekommt."

„Ich habe allerdings das unbedingteste Vertrauen zu ihr — nur —"

„Was nur? — Hören Sie mal, Dueißchen, machen Sie mich nicht böse. Sie haben schon damals so eine sonderbare Redensart von einer Bedingung fallen lassen, und nun dieses Wort nur. — Heraus mit der Sprache! — Was haben Sie gegen mein Kind? Was können Sie gegen Marien haben?" —

„Sie mißverstehen mich! — Ich meine: nur zweifle ich, ob ich im Stande sein werde, ihre Liebe zu erringen." —

„Dummes Zeug! Wenn ich Alles so gewiß wüßte als das? — Sehen Sie mal, ein sittliches und wohlerzogenes Mädchen kann doch dergleichen nicht gleich in den ersten Tagen so von sich geben. Das kommt

später. Will sie doch nicht einmal zugeben, daß Sie jetzt zu ihr kommen, und ich kann ihr das auch eigentlich nicht verdenken. Die Mädchen wollen nun einmal immer so hübsch als möglich aussehen, und so nach einer Fiebernacht, im Bette, da sieht keine hübsch aus. Will sie mich doch nicht einmal hineinlassen, und ich bin doch ihr Vater. — Apropos, Queißchen, oder Herr Sohn, wie es nun bald heißen wird, wann soll denn die Hochzeit sein? Ich dächte, wir machten bald Anstalt, und wenn es nach mir geht, so habe ich da einen ganz aparten Gedanken. Aber Sie müssen mich nicht auslachen! Ich dächte mir das wunderhübsch, wenn Ihr Eure Hochzeit am Sylvester-Abend feiern wolltet. — Da tretet Ihr die Ehe mit dem neuen Jahre an. Ich weiß nicht, aber die Idee gefällt mir so ausnehmend, daß ich es jedenfalls thäte, wenn ich an Eurer Stelle wäre. Na, was meinen Sie?" —

„Ein eigenthümlicher Vorschlag! — aber allerdings sinnig und bedeutend!" —

„Und Aufsehen würde es ungeheuer machen, eben weil das kein Mensch thut. — Müssen mir aber auch versprechen, wenn es dazu kommt, daß Sie jedem sagen, die Idee kommt von mir — weil sie immer glauben, ich hätte keine Ideen. — Bei Marien will ich es schon durchsetzen, wenn Sie nur nichts dagegen haben, und was das Ausrichten der Hochzeit betrifft, na, da sollen die Berliner mich kennen lernen. Couvert 5 Thaler, ohne Wein. Austern lasse ich expreß von Hamburg kommen, schicke meinen Wilhelm hin,

der muß sie auf der Schnellpost gleich mitbringen und Alles, was nur das feinste ist. — Unter 500 Thaler fange ich gar nicht an." —

„Wissen Sie, daß das ungefähr eben so viel ist, als ich das ganze Jahr erwerbe, und für meinen Unterhalt bedarf." —

„Das sagen Sie schon wieder mit einem so verletzten Gesicht, als ob ich etwas Unpassendes gesagt. — Lieber Gott, legen Sie doch die Worte nicht auf die Waageschale, wo ich es so herzlich gut mit Euch meine. Aber das hätte ich doch nicht geglaubt, daß Sie nur 500 Thaler das ganze Jahr über einnehmen. Nach Ihrer Lebensart zu schließen, hätte ich wenigstens dreimal so viel gedacht. Freut mich übrigens, denn es beweiset, daß Sie Geld zu Rathe halten können, das ist sonst nicht die Sache der jungen Herren Schriftsteller — 500 Thaler jährlich? Ist verdammt wenig, hier in Berlin!" —

„Schließen Sie daraus, ob es mir angenehm sein kann, zu hören, daß Sie eben so viel einer Laune wegen wegwerfen wollen; und würden Sie an meiner Stelle nicht auch schmerzlich berührt sein, wenn jedes Wort Sie an das Mißverhältniß erinnerte, welches in Hinsicht der Glücksgüter zwischen uns herrscht." —

„Schmerzlich berührt? — Im Gegentheil! Ich würde mich freuen, daß es nun mit den 500 vorbei ist und daß ich nun 5000 ausgeben kann, ohne dabei zu arbeiten. Bilden Sie sich doch nur nicht ein, als ob ich Ihnen einen Gefallen thäte, wenn ich Ihnen

meine Marie zur Frau gebe — au contraire, Sie thun mir einen. Zwar, das verstehen Sie noch nicht. Wenn Sie Vater wären, und wüßten, was das heißt, die Zukunft seines Kindes gesichert und sie glücklich zu sehen, dann würden Sie nicht so dummes Zeug schwatzen, von schmerzlich berührt und Geld wegwerfen. Jetzt wollen wir aber essen und nicht noch von Dingen reden, die am Ende kein gutes Blut zwischen uns machen. Müssen mich nun schon einmal mit in den Kauf nehmen. Wollen uns wieder sprechen, wenn Sie ein paar Jährchen verheirathet sein werden!" —

Waldemar mußte lächeln, und übersah gern bei der unendlichen Gutmüthigkeit seines Schwiegervaters den Mangel der Form. Er konnte ihm eigentlich nicht böse sein, und das überglückliche Gefühl des Vaters, so oft er von seiner Tochter sprach, diese innige Ueberzeugung von ihrer Engelreinheit, verscheuchten sogar auf Augenblicke die schwarzen Gedanken, welche seit jenem unseligen Briefe sein Gemüth bewegt. — In vertraulicherem Gespräch, als Waldemar es nach den Vorgängen des Tages für möglich gehalten, blieben beide bis nach eilf Uhr zusammen, und als Müller aufbrach, ließ Waldemar es sich nicht nehmen, ihn zu begleiten, um noch einmal zu hören, ob Marie in der Besserung fortschreite. Sie schlief, nach dem Berichte des Kammermädchens, ruhiger als in der vorigen Nacht, und hatte nur einen unbedeutenden Fieberanfall gehabt.

XVI.

Christoph Eckardt war wirklich erst spät am Abend in seine Schlafstelle zurückgekehrt. Als er aus dem Gefängnisse entlassen wurde, fand er auf der Straße einige seiner Bekannte, mit denen er sich zunächst in einem sogenannten Bierkeller in der Jüdenstraße festsetzte und ihnen das Erlebte mittheilte. Von dem Gelde, das der Criminal-Commissarius ihm zugestellt, traktirte er zunächst seine Genossen, unter denen er freilich, was die kurze Gefangenschaft und den drohenden Prozeß betraf, der Neuling, der Unerfahrene war. Hoch erfreut, daß dieses Erstemal so glücklich vorübergegangen, ließ er etwas darauf gehen. Der Kellerwirth, diese Gattung von Gästen schon lange kennend, gab ihnen sein Wohnzimmer, machte eine große Terrine starken Punsch und überließ sie bis zum Abende sich selbst. Christoph mußte erzählen, warum er verhaftet worden, welche Ausflüchte er gebraucht, wie es mit den anderen stehe, was er im Gefängnisse gehört, wer außer ihm noch dort sitze, kurz, umständlich beichten. Es that ihm wohl, bei diesen rohen Gesellen so unbedingte Anerkennung zu finden, sich belobt zu sehen und ihnen jetzt erst gewissermaßen ebenbürtig geworden zu sein.

Der Diebstahl in der Kanonierstraße war übrigens erst das dritte Verbrechen dieser Art, welches Christoph Eckardt sich hatte zu Schulden kommen lassen. Von Stufe zu Stufe tiefer gesunken, mit immer

schlechterer Gesellschaft verkehrend, hatte er erst seit ungefähr zwei Monaten den ersten Diebstahl begangen, und zwar in der Wohnung der französischen Schauspielerin Lancestre, während ihr Benefiz im Theater stattfand, den zweiten Diebstahl auf der Oranienburger Chaussee Nr. 22 bei dem Geheimen Registrator Fließ, und schon beim dritten fiel er in die Hände der Gerechtigkeit. Das Gelingen der beiden ersten Verbrechen, ihre Ruchlosigkeit, und besonders die Lobsprüche, die ihm von den Genossen gespendet wurden, machten ihn bald so kühn und zuversichtlich, daß er jetzt schon vor keinem Vorschlage mehr zurückschrak, und sogar in dem Gedanken, im Nothfalle vielleicht einen Mord begehen zu müssen, nichts Besonderes mehr fand. Was die erfahrenen Diebe von ihren Thaten erzählten, der Ruhm, den sie darin setzten, einer den anderen übertroffen zu haben, reizte seinen Ehrgeiz, und es bedurfte nur der Gelegenheit, um ihn zu einem der gefährlichsten Verbrecher zu machen. —

Als das hitzige Getränk anfing auf die Köpfe zu wirken, wurden auch die Zungen freier.

„Scopa wird diesmal wohl 3 Jahre kriegen! — Sie haben ihn so schon lange auf dem Zuge. — Kann ihm auch gar nicht schaden, wenn er mal ein paar Jährchen privatisirt. — Was meinst Du, Christoph?"

„Das habe ich wohl beim Verhör bemerkt, daß sie ihm nicht grün sind Wenn nur die Sachen nicht bei ihm gefunden worden wären, aber das kommt davon, wenn man sich zu sicher dünkt, ich sagte ihnen

gleich, sie sollten es im dreieckigen Garten vergraben, aber es war schlecht Wetter und da wollten sie nicht mehr hinaus."

„So dumm zu sein! — Das ist die erste Regel, keine Sachen und keinen Pfandschein bei sich behalten, da können sie einem nicht überführen. Gerade so dumm ist es, wenn einer einen Koffer abschneidet, und bleibt damit hinter dem Wagen zurück, dann wird er gewiß gefaßt." —

„Ja, wie soll er es denn aber machen? Er kann doch mit so einem schweren Koffer nicht bei dem Wagen vorbei und vorauslaufen?"

„Wenn einer so ein Esel ist und zu Fuße Koffer abschneiden will, — dann verdient er auch gefaßt zu werden. Einen Wagen muß man haben, wenn auch nur einen Einspänner, dann ist man sicher."

„Ja, wenn man aber nun keinen hat?" —

„Dann stiehlt man sich einen. Es ist gerade so dumm, ohne Pferde und Wagen einen Koffer abschneiden zu wollen, als ohne Dietriche und Klamoniß (Nachschlüssel) einen Einbruch zu versuchen. Hat man einen Wagen, so erregt das dichte Nachfahren auf der Chaussee erstens mal keinen Verdacht, weil die Leute dann denken, daß ein Wagen eher schützt, als gefährlich ist, dann finden die Bauern auf dem Felde, die Vorübergehenden, und was einem sonst auf der Chaussee begegnet, nichts Auffallendes darin, wenn einer hinten auf dem Koffer sitzt, und endlich kann man mit dem abgeschnittenen Koffer gleich dem Wagen vorbei und

voraus fahren, um ihn sicher unterzubringen. Merkt ein Reisender, daß ihm der Koffer abgeschnitten ist, so hält er gewiß lange an und fährt gewöhnlich zurück, um es in den nächsten Dörfern anzuzeigen. Daß der Koffer schon lange vor ihm voraus ist, fällt keinem Menschen ein. So gehört zu allen Dingen Nachdenken, hat man aber Nachdenken, dann thun sie einem auch nichts."

„Nachdenken allein machts aber auch nicht. — Den Kopf nicht verlieren, das machts! — Da habe ich erst letzthin beim Wollmarkt ein kleines Beispiel gehabt. — Steht so eine dicke Woll-Pomeranze von Kerl in der Königsstraße und sieht sich die Bilder bei Rocca an. Der schmale Fritze ist in der Nähe und zoppt ihm sachte sein Taschentuch heraus, das aber nur von Leinwand war. Die Wollratze merkt was, sieht sich um und fragt ganz wüthend, was das heißen soll? Da sagt der schmale Fritz: „Hören Sie mal, guter Mensch, wenn Sie künftig mal wieder nach Berlin kommen, dann betragen Sie sich wie ein anständiger Mann und stecken Sie ein seidenes Taschentuch ein. Es ist ja ein wahrer Skandal, leinwandne Taschentücher." Damit gab er es ihm wieder, ging fort, und die Wollratze war so verblüfft, daß er kein Wort weiter sagte." —

„Das war gut ausgeredet, aber schlecht gestohlen. Der Taschendieb ist dumm, bei dem man eine Sekunde nachher die Sachen noch findet. Darum müssen es auch immer zwei sein. Wenn der eine arbeitet, paßt

der andere auf, und hat der eine die Sachen, muß sie der zweite gleich in die Hände bekommen und fortgehen, der Arbeiter aber ganz ruhig stehen bleiben, sonst ists unsicher." —

„Ist überhaupt ein schlecht Geschäft. Was findet man? Schnupftücher, Cigarrentaschen, eine Dose. — Lohnt der Mühe nicht! Nein, da lobe ich mir einen ordentlichen Einbruch, der gut überlegt ist. Weißt Du wohl, Christoph, da draußen auf der Oranienburger Chaussee bei dem Geheimen Registrator, das war noch etwas, — und wenn der verfluchte Kerl, der Wirth, die Sachen nicht verrathen hätte, dann könnten wir heute noch bon davon leben." —

„Ja wahrhaftig, da war Silberzeug die Möglichkeit. Wir waren vier Mann und konnten es nicht Alles wegschleppen. Und tapfer war die Sache auch, die Leute schliefen dicht daneben in der Stube, und die Thür war offen. Wir stiegen durchs Fenster ein, und sie haben nichts gehört. Das machten aber unsere Filz-Pariser. Der ist dumm, der ohne Pariser stiehlt. — Na, Wilhelm, Du bist ja so stille?" —

„Mit Euch komme ich nicht mit — weil ich keinem Menschen was thun kann, das ist gegen meine Natur." —

„Na, so muß es kommen. Wilhelm wird zärtlich." —

„Wenn Ihr das zärtlich nennt, in Gottesnamen. — Kommt Euch einer beim Arbeiten in die Quere, so macht Ihr Euch kein Gewissen daraus, ihm eins

auf den Kopf zu schlagen, daß er auf lange genug hat. — Das kann ich nicht! — Und wozu auch? — Ich mache doch meine Geschäfte." —

„Ja, Du bist so ein Mucker, der Alles allein haben will. — Von Dir erfährt kein Mensch etwas. — Du räumst so ganz in der Stille Dein Zimmerchen aus." —

„Jeder auf seine Manier! — Offene Thüren, leergelassene Stuben, Küchen, während die Köchin einkauft, das ist meine Sache, und da giebt es manchmal einen ordentlichen Ruck in die Kasse."

„Da hat er Recht. Wie ich früher noch diente, sind meinem Herrn mal 100 Thaler gestohlen worden — und ich begreife heute noch nicht, wie es zugegangen ist. — Aber freilich, die Thür stand sperrangelweit offen." —

„Gerade 100 Thaler? wo war denn das?" —

„In der Friedrichsstraße, nach dem Halleschen Thor hinunter." —

„Waren es nicht 20 Fünfthalerscheine, aus einem Sekretair?"

„Ja wohl, — es ist mir noch wie heute." —

„Na, den Mann kenne ich, der sich damals das Vergnügen gemacht. — Er sitzt nicht weit von Dir! so leicht ist es mir bald nicht geworden. Ich spionire ein bischen im Hause herum, klingele, um zu sehen, ob die Leute zu Hause sind, mit einemmale rennt ein Frauenzimmer wie verrückt an mir vorbei, die Treppe hinunter und läßt die Thür offen. — Niemand rührt

sich, ich sah in das offene Zimmer hinein. Kein Mensch darin. — Ein Sekretair stand da, der mir aussah, als ob wohl etwas darin sein könnte. Die Klamoniß heraus, die Klappe aufschließen, die Fächer erbrechen, war eins. Da lagen 20 solche gelbe Dingerchen. Fünf Finger und ein Griff und pascholl! — Die Sache war gemacht." —

„I so schlag ein Donnerwetter drein! Du bist das gewesen? — Drum ist auch nichts herausgekommen! Wenn Du wüßtest, was daraus für Geschichten entstanden sind. Na, mein Schade ist es wenigstens nicht gewesen! — Die 100 Thaler haben mir manches schöne Stück Geld eingetragen." —

„Wie so? — Erzähle doch!" —

„Den Teufel auch! — wenn aber das Geld einmal über lang oder kurz aufhören sollte, dann will ich Euch vielleicht eine Gelegenheit nachweisen, die uns alle wenigstens ein Jahr über Wasser hält." —

„Vivat, unser Christoph soll leben! — Aus dem wird noch mal was Großes." —

Das Gelage wurde immer wüster. Der Trunk machte gegen Abend Einige fast sinnlos, so daß sie gleich dort übernachten mußten, andere gingen noch auf Abenteuer aus, Christoph aber nach dem Voigtlande in seine Schlafstelle, wo er erfuhr, daß ein Herr ihn habe sprechen wollen, ihn lange vergebens erwartet, dann aber die Bestellung hinterlassen habe, daß er heute oder morgen Abend 8 Uhr hinter der Singe-Akademie sein würde, wo Eckardt ihn finden könne. —

Er zerbrach sich den Kopf, wer das wohl sein möchte, und vermuthete endlich, daß Marie ihm vielleicht auf diese Weise irgend etwas sagen lassen wolle, da sie nun Braut war und, das begriff er wohl, seine Annäherung doppelt scheue. — Diese Vermuthung wurde bei längerem Ueberlegen zur Gewißheit bei ihm, und er beschloß, da heute die bestimmte Zeit schon längst vorüber war, morgen jedenfalls dort zu erscheinen. Am andern Tage kündigte er seinen Wirthsleuten die Schlafstelle, zog mit seinen wenigen Sachen aus dem Voigtlande fort und brachte sie einstweilen auf ein Schiff, das am Schiffbauerdamm angelegt hatte, um dort zu überwintern. Einer der Schiffsknechte war sein Genosse bei dem Diebstahl auf der Oranienburger Chaussee gewesen, und er wußte, daß es das beste Mittel sei, der polizeilichen Controlle zu entgehen, wenn er vor der Hand gar keine andere Wohnung nahm, sondern des Nachts auf einem Spreekahne schlief und den Tag über sich umhertrieb. — Noch reichte das erhaltene Geld aus. Lustig wurde auch der nächste Tag verlebt und punkt 8 Uhr war er, wohin Waldemar ihn bestellt. —

Dieser hatte auch seinerseits mit der größten Sehnsucht die Zeit erwartet, wo ihm endlich die Aufklärung dieses unbegreiflichen Verhältnisses werden sollte. Obgleich er fürchtete, daß ein Mensch, wie dieser Eckardt von dem Wirth und den Leuten, bei denen er wohnte, beschrieben worden war, in der Bestellung an einen einsamen Ort irgend einen Fallstrick vermuthen und vielleicht nicht erscheinen würde, so mochte er doch im

Laufe des Tages weder schreiben, noch einen Boten zu ihm schicken, weil er nicht wollte, daß jener auf irgend eine Weise erführe, wer ihn zu dieser Zusammenkunft bestellt. — Am Nachmittag erhielt er die Nachricht, daß Marie zwar in der Besserung fortschreite, Herr von Arnim aber verboten habe, daß sie Abends jemand spreche, weil eben mit Einbruch der Dämmerung sich noch immer eine fieberhafte Erregung einfand. Dagegen hatte er am Vormittage des nächsten Tages den Besuch Waldemars erlaubt und bis dahin konnte dieser schon wissen, was Marie ihm so sorgfältig verborgen.

Lange vor 8 Uhr stand er auf dem Flecke, wo er schon gestern gestanden. Es war sehr unfreundliches Wetter. Ein kalter Schlackenregen, hin und wieder mit Schneeflocken vermischt, peitschte die schon ganz entlaubten Kastanienbäume des Universitätsgartens, und heulend sauste der Sturm über die Dächer hinweg. Selten ließ ein Mensch sich sehen, und wenn es geschah, eilte er so rasch vorüber, daß es der Erwartete nicht sein konnte. Endlich kam vom Kupfergraben her ein Mann, der sich überall umsah, oft stehen blieb, einigemal an Waldemar vorüberging und zu erwarten schien, daß jemand ihn anrede. — Das konnte Eckardt sein. Waldemar trat aus seiner Ecke hervor, ging auch seinerseits an jenem vorüber und sagte leise:

„Eckardt!“ —

„Na endlich! — Haben Sie mich herbestellt?“

„Ja!“ —

„Aber es ist ja ein verfluchtes Wetter! Wollen

wir nicht in einen Keller gehen? — Da können wir ja abmachen, was wir abzumachen haben "

„Nein, so viel Zeit habe ich nicht." —

„Na, es ist mir auch recht. Was wollen Sie denn von mir?"

„Also bist Du der Christoph Eckardt, der gestern aus dem Gefängnisse entlassen worden ist?" —

„Das ist gewiß. — Aber Du? Sind wir Beide schon auf Du und Du? — Eher ich das annehme, muß ich erst wissen, wer mich denn eigentlich in dem Wetter herbestellt hat?" —

„Hast Du die 20 Thaler bekommen?" —

„Ah so! — also da bläst der Wind her. — Ja, der Criminal-Commissarius hat sie mir gegeben. — Was weiter?" —

„Wie kannst Du Dich aber unterstehen, zu sagen, daß Du an jenem Abende in der Behrenstraße gewesen bist? — Das ist ja nicht wahr." —

„Wahr oder nicht. — Die Mamsell hat es doch schriftlich von sich gegeben, sonst brummte ich noch in der verdammten Bude." —

„Aber ihr Bräutigam wird es der Polizei anzeigen, daß es nicht wahr ist, denn der ist ja den ganzen Abend bei ihr gewesen." —

„Den Kerl holt der Teufel, wenn er das thut. Kommt mir so bei dem Mädchen in die Quere. Ich will verdammt sein, wenn ich dem nicht eins auswische!" —

„In die Quere kommt er Dir? Wie meinst Du das?“ —

„Haben Sie etwas danach zu fragen? — Ich werde mich hüten, jedem auf die Nase zu binden, was ich weiß; aber so viel ist gewiß, bringt mich der Kerl um mein schönes Alibi, so bringe ich ihn um die Braut, da kann er sich darauf verlassen. Mamsell Marie wird sich hüten und anders aussagen; wer selbst kein reines Gewissen hat, soll auch andere Leute zufrieden lassen.“

„Marie kein reines Gewissen?“ —

„Läßt sich allerlei davon reden, — und wenn sie denkt, sich von mir loszumachen, werde ich Geschichten von ihr erzählen, daß dem Kerl von Bräutigam das Heirathen schon vergehen soll. — Aber das ist ja ein schändliches Wetter! — Was wollen Sie von mir? Ich habe nicht Lust, hier auszufrieren.“

„Sie läßt Dich warnen, auf der Hut zu sein, weil der Bräutigam von der ganzen Sache weiß.“ —

„I so schlag doch das Wetter drein! — Also geklascht hat sie? — Na warte, morgen gehe ich hin und zeige an, daß sie gestohlen hat?“ —

„Gestohlen? — Bist Du bei Sinnen?“ —

„Sehr! — Was brauche ich auch nun noch ein Geheimniß daraus zu machen. Aber verflucht, da fällt mir ein, daß der schwarze Wilhelm — Ja so! — Wenn auch. — Der wird sich nicht von selber melden, und so bleibt die Schande auf ihr sitzen. Sie soll an mich denken!“ —

„Davon weiß ich ja gar nichts. Ich denke, Du hast eine Liebschaft mit ihr?“ —

„Hat sich was, Liebschaft! — Mit so einem zimperlichen Dinge? — Das wäre auch was für unser einen! Gott bewahre! — Aber thun muß sie doch, was ich will.“

„Frecher Bursche! Du lügst! — Sie muß nicht thun, was Du willst.“ —

„Das wollen wir einmal — Aber nun sagen Sie mir ins Teufels Namen, was Sie von mir wollen? Das Geträtsch habe ich satt.“ —

„Was ich von Dir will? — Elender Bursche! — Ich bin der, dem Du zu drohen wagst, und werde dafür sorgen, daß Du unschädlich gemacht wirst.“ —

Waldemar ergriff den sich Sträubenden, und wollte ihn mit sich zur nahen Königswache ziehen, um ihn dort verhaften zu lassen. Aber er hatte seine Kräfte überschätzt. Christoph war um vieles stärker als er, schleuderte ihn zurück, und entsprang quer über die Straße weg. Waldemar eilte ihm nach. In der Dunkelheit sahen Beide das eiserne Geländer nicht, welches dort den Kupfergraben einfaßt. Von diesem aufgehalten, wendet sich der Verfolgte, wird ergriffen, ringt mit Waldemar. Beide glitschen im heftigen Kampfe auf dem schlüpfrigen Boden aus. — Ein schwerer Schlag! — Ein Fluch, — ein dumpfer Fall in das Wasser. Waldemar liegt auf den Steinen der Ufereinfassung, über Christoph schlägt das trübe Wasser zusammen. — Ein

ohnmächtiges Sträuben, ein erstickter Ruf nach Hülfe — dann ist Alles still. —

Waldemar rafft sich auf, — will dem Gefallenen helfen. Nirgend eine Treppe, die hinunter führt. — Betäubt starrt er vor sich hin! — Was sollte er thun? Der schwere Schlag des Elenden nach seinem Kopfe hatte ihn fast unfähig gemacht, seine Gedanken zu sammeln. — War er ihm entronnen oder in das Wasser gestürzt? Er wußte es nicht. — Keine lebende Seele in der Nähe! — Nirgend eine Möglichkeit, zu dem Wasser des Grabens zu gelangen. — Unentschlossen eilte er die Straße entlang bis fast zur eisernen Brücke, wo er Vorübergehende anrief und sie aufforderte, ihm beizustehen, einen Menschen zu retten, der eben in das Wasser gefallen. Von einigen begleitet, kehrte er zu der Stelle zurück, als er aber in der Betäubung nicht erklären konnte, wie jener Mensch durch das Geländer hindurch ins Wasser gefallen sein könne, zuckten die Umstehenden die Achseln, und meinten, er wäre gewiß freiwillig ins Wasser gesprungen, und dann wäre hier in diesem schlammigen Graben doch keine Hülfe möglich. — Ein heftiger Regenschauer entlud sich aus den dunklen Wolken, die der heulende Wind fast bis zur Erde jagte, und bald sah Waldemar sich wieder allein, nachdem ihm der letzte Weggehende noch den Rath gegeben, er möge den Vorfall beim Viertels-Commissarius anzeigen.

Jetzt erst kam das ganze Bewußtsein des Geschehenen über ihn. Durch ihn war jener Mensch dem Tode

verfallen. Sie hatten gerungen, waren gefallen, er hatte ihn in das Wasser gestürzt. Alles was geschehen, trat plötzlich mit furchtbarer Klarheit vor seine Seele, und der Gedanke, einen Mord begangen zu haben, wirkte so überwältigend auf ihn, daß er keines Entschlusses mächtig dastand. Eins fühlte er, Rettung war hier nicht mehr möglich. — Sollte er sich selbst anklagen? — Selbst vielleicht den Verdacht auf sich leiten, wenn er den Tod des Schändlichen anzeigte? — Nein! — ihm war geworden, was er verdient; aber durch wen war es ihm geworden? Durch ihn, der kein Recht hatte, zu strafen. — Wild umtobte ihn das Wetter — er achtete es nicht. Er hatte bei dem Sturze zur Erde seinen Hut verloren — er wußte es nicht. — Wie verfolgt eilte er durch den Universitätsgarten, dessen Bäume ihm wie drohende Riesengestalten jeden Augenblick den Weg versperrten, warf sich in eine vorüberfahrende Droschke und kam fast besinnungslos in seine Wohnung, um eine furchtbare Nacht zu durchleben. —

XVII.

Marie hatte, als sie sich gegen Abend allein sah, Alles, was sie dem Geliebten sagen wollte, niedergeschrieben, und fühlte sich schon durch den Gedanken unendlich erleichtert, endlich ihre lange Qual einem füh-

lenden Herzen gestehen zu können. Sie hatte nichts verschwiegen, auch den kleinsten Umstand nicht vergessen, selbst sich angeklagt, wo sie sich schuldig fühlte, und ihre fürchterliche Abhängigkeit von jenem Elenden so wahr und ergreifend geschildert, daß sie unwillkürlich beim Durchlesen des Geschriebenen in Thränen ausbrach. Hatte sie denn Alles das wirklich erduldet? — Hatte sie so Schweres wirklich tragen können, ohne daß ihr Herz gebrochen? Aber Gott sei Dank, es war ja vorüber, es mußte vorüber sein, komme auch, was da wolle. — Wie die Erzählung dessen, was sie erduldet, ihr plötzlich so fremd aus dem Papiere entgegensah, begriff sie fast nicht, daß falsche Schaam sie bis jetzt hatte abhalten können, dem Geliebten den ganzen Vorgang mitzutheilen, ja sie entsetzte sich vor dem Gedanken, daß sie später vielleicht nicht Glauben gefunden haben würde.

Sie fühlte sich so wohl, so leicht, als sie das Ganze noch einmal überlesen hatte, und sehnte den folgenden Tag herbei, wo ihr es vergönnt war, den Geliebten wiederzusehen. Jedesmal hatte sie erfahren, wenn er sich nach ihrem Befinden erkundigt; hörte auch, daß der Vater gestern bis spät Abends bei ihm gewesen sei und zweifelte fast, daß er den Brief an den Criminal-Commissarius gelesen. Vielleicht hatte er ihn wirklich nur dem Bedienten abgenommen, um diesen rascher zum Arzte zu senden. Gleichviel! — Er sollte Alles wissen. —

Am nächsten Tage besuchte Schneider schon früh seinen Freund Waldemar und war erstaunt, den sonst

so lebenslustigen, kräftigen jungen Mann plötzlich so verändert zu finden, daß er ihn besorgt fragte, ob er krank sei? — Waldemar erschrak, sah in den Spiegel und gestand selbst, daß sein Aussehen auffallend anders sei, als sonst, schrieb es aber einer Erkältung und einer schlaflosen Nacht zu. —

„Da werden Sie auch nicht in der Stimmung sein, wie ich Sie für die Mittheilung brauche, um deretwillen ich Sie schon so früh heimsuche." —

„Doch, doch, lieber Freund. Im Gegentheil, ich fühle mich unfähig zu arbeiten, und ich hätte doch nichts gethan, bis ich nachher zu meiner Braut gehe." —

„Das ist ja erwünscht! — Erschrecken Sie nur nicht über das Manuskript, welches ich da so solenn aus der Tasche hole. — Ich weiß, es hat etwas Fürchterliches, wenn ein Freund ganz unvermuthet dergleichen Bedrohliches entfaltet, aber Sie müssen heute schon einmal still halten. Das Ding geht Sie näher an, als Sie glauben." —

„Mich? Wie das?" —

„Aber, Freund, Sie sehen wahrhaftig krank aus. — Thäten Sie nicht besser, sich wieder zu Bett zu legen?" —

„Ich fühle nichts! — Lassen Sie mich nur. — Ich bin zerstreut, aufgeregt — unangenehme Geschäfte. — Achten Sie gar nicht darauf." —

„Wohlan denn! Sie erinnern sich doch, daß Sie mir erlaubt, die alten Familien-Papiere durchzusehen. Ich gestehe Ihnen, daß einige darunter mich ungemein

gefesselt, und daß ich so frei gewesen bin, den reichen Stoff in das Gewand einer historischen Novelle zu kleiden. Gestern den ganzen Tag konnte ich nicht loskommen vom Schreibtisch und um Mitternacht war sie fertig. Ich bringe sie Ihnen zur Durchsicht, und bitte mir eine scharfe Kritik aus. Sie wissen, daß wir uns Aufrichtigkeit versprochen." —

„Also aus der Geschichte meiner Familie?" —

„Allerdings. Ich habe das Jahr 1538 gewählt und die Novelle um die interessante Persönlichkeit unsers Kohlhaas gruppirt." —

„Da werde ich aller Wahrscheinlichkeit nach Dinge erfahren, die ich bis jetzt selbst nicht gewußt." —

„Das glaube ich selbst. — Lesen Sie die Bogen mit Muße durch." —

„Ist vielleicht darin von der alten Sage die Rede, nach welcher früher in unserer Familie ein eigenthümliches Uebel geherrscht?" —

„Sie meinen den sogenannten bösen Blick?" —

„Ja, mein Vater hat mir, als ich eingesegnet war, einmal davon erzählt, und mich aufmerksam gemacht, wie das tolle Zeug einer finstern Zeit angehört. Es soll alle hundert Jahre wiederkehren, weiter weiß ich aber nichts davon, auch nicht einmal das Jahr, in welchem dies Wunder geschehen soll. — Der unheimliche Spuk ist mir ganz aus dem Gedächtnisse gekommen; nur neulich, als von der Prophezeiung der Lenormand die Rede war — erinnern Sie sich wohl? — gedachte ich der Erzählung des Vaters." —

„Sie glauben doch hoffentlich nicht an dergleichen Mährchen?“ —

„Ich dächte, Sie kennen mich besser.“ —

„Verzeihen Sie die unzeitige Frage. — Sonderbar genug ist es gerade das Jahr 1838, wo nach altem Herkommen der böse Blick sich auch bei Ihnen einfinden müßte.“ —

„Wie sagen Sie? — In diesem Jahre?“ —

„Allerdings, wenigstens giebt es so Ihr Urgroß-Onkel in seinem Tagebuche an.“ —

„Wo ist dies Tagebuch? — Findet sich dort vollständige Aufklärung darüber?“ —

„Andeutungen wenigstens. — Aber Sie werden doch das Zeug nicht jetzt lesen wollen?“ —

„Warum nicht? — Es könnte doch!“ —

„Was? — Doch nicht etwa der böse Blick über Sie kommen? — Sein Sie ganz unbesorgt, dazu müßten Sie erst ein Verbrechen begehen, und das ist doch nicht zu befürchten.“ —

„Herr Gott! — Ein Verbrechen? — Was sagen Sie da?“ —

„Allerdings! — Das Horoskop sagt ausdrücklich, daß nur derjenige unter den Nachkommen, welcher ein Verbrechen begeht, der Wirkung jenes alten Familien-Uebels ausgesetzt ist. Ich habe herzlich gelacht, als ich beim Durchlesen an Sie dachte. — Aber was ist Ihnen, Freund? — Sie sind wirklich krank. — Setzen Sie sich doch wenigstens!“ —

„Nichts, es ist nichts. — Ich bin ganz wohl! —

aber das Buch, das Buch! — Schicken Sie es mir ja noch heute — so bald als möglich.“ —

„So aufgeregt habe ich Sie ja noch nie gesehen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet? — Bedürfen Sie des Raths oder Beistandes eines Freundes?“

„Daß ich nicht wüßte! — Verzeihen Sie meinem Zustande, ich weiß nicht, was ich rede! — Ich wollte es Ihnen nicht gestehen, aber jetzt fürchte ich selbst, daß eine Krankheit —“

„So will ich gleich zu Ihrem Arzt schicken.“ —

„Ein Arzt kann mir nicht helfen! — Doch, doch! — was sage ich denn da? Schicken Sie zu Herrn von Arnim. — Aber erst Nachmittag findet er mich zu Hause. In einer Stunde muß ich zu Marien — muß sie sehen, sie sprechen. — Ich ertrage diesen Zustand nicht länger!“ —

Schneider begriff diese seltsame Aufregung Waldemars nicht, und konnte freilich nicht ahnen, was sie herbeigeführt. Um dem Freunde zu dienen, ging er sofort selbst zum Arzte und ließ ihn am Nachmittage um einen Besuch bitten — Waldemar blieb dagegen in einem qualvollen Zustande zurück. — Was hatte er hören müssen? — Ein Spuk, den er sonst belächelt, dessen er höchstens mit einem Achselzucken gedacht haben würde, stand jetzt plötzlich mit furchtbarer Gewißheit vor ihm und drohte ihn zu erfassen. Er hatte ein Verbrechen begangen. Aus den zusammenschlagenden Wellen tönte es ihm wie Hohnlachen entgegen, und grinsend blickte ihn das Gespenst eines Fluches an, dem

er erliegen sollte! — Wie so überwältigend war das Schicksal über ihn hereingebrochen! Noch gestern keine Ahnung von dem Gräßlichen, das heute seine Seele belastete! — War es denn aber möglich? Konnte ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen wirklich das Werk eines unheimlichen Einflusses sein? Nein! sein gesunder Sinn sträubten sich dagegen; und doch! hätte er sich nicht auch gegen den Gedanken gesträubt, daß er einem Menschen das Leben rauben könne? — Vergebens suchte er Trost in dem Bewußtsein, daß Marie seinen ungerechten Argwohn nicht verdient, daß die Aussage jenes Verworfenen sie nur einer That beschuldigt, die in sich selbst schon den Stempel der Unwahrheit, der Unmöglichkeit trug. Je reiner, je unschuldiger die Geliebte ihm erschien, je schneidender griff der Gedanke in seine Seele, daß seine unbesonnene That sie vielleicht als Opfer fordere. Erst jetzt erinnerte er sich, daß Marie an jenem Tage unwohl geworden, als er der Möglichkeit gedacht, daß wirklich ein solches Uebel nach hundert Jahren wiederkehren könne, — daß der Blick seines Auges sie gequält, ja ihr unerträglich gewesen. — In tiefes, ängstigendes Nachsinnen verloren, sah er die Stunde herankommen, wo er Marien wiedersehen sollte, und kämpfte mit sich, ob er in dieser Stimmung es wagen dürfe, vor ihr zu erscheinen? —

Der Besuch seines Schwiegervaters riß ihn aus dieser peinlichen Lage. — Im schärfsten Contrast mit den Gefühlen Waldemars, that ihm der frohe Muth und die behagliche Zuversicht auf dem Gesicht des Ein-

tretenden fast weh, und er suchte wenigstens äußerliche Ruhe zu erzwingen, um nicht noch tiefer von dieser unbefangenen Gewöhnlichkeit verletzt zu werden.

„Noch nicht angezogen? Noch nicht im Staat? Ei! Ei! Herr Bräutigam, das zeigt von keiner besonderen Sehnsucht. Habe mir es beinahe gedacht, — darum komme ich selbst, um den charmanten Cavalier abzuholen. Ich war bei Stehely und habe dort meine Chocolade getrunken. Ist das wieder ein Gedränge bei dem Billet-Verkauf-Büreau. Wirklich, die Leute amüsiren sich im Schweiße ihres Angesichtes. — Aber vorwärts, vorwärts! Meine Marie erwartet uns, hat auch schon Toilette gemacht. — Das wird eine Freude geben, wenn ich mit dem Ersehnten anrücke. — Werde Euch auch nicht lange lästig fallen. — Ein Schwiegervater ist bei dergleichen sehr überflüssig! Weiß noch recht gut, wie unangenehm mir mein Alter war, der sonst einen ganz liebenswürdigen Menschen vorstellte. — Was machen Sie denn aber? Sie nehmen ja die Kleiderbürste, statt der Haarbürste. — Aha! — vor Freude! Das erzähle ich Marien. — Hören Sie mal, Dueißchen, Ihren beau jour haben Sie heute nicht. Sehen ja so überwacht, so angegriffen aus, sind Sie nicht wohl?“ —

„Eine leichte Erkältung!“ —

„Wird einen Schnupfen geben. — Da dürfen Sie Marien nicht küssen, sonst bekommt die ihn auch. — Werdet Euch zwar nicht viel daran kehren! — Na, nun noch Hut und Handschuhe. — Da haben wir den

Lion von Berlin. — Sie sollten ein Gläschen Madeira oder Portwein trinken. Das wärmt! — Kommen Sie mit. — Ich traktire! — Marsch!" —

Auf der Straße nahm der Schwiegervater Waldemars Arm, und war von so unverwüstlicher Laune, daß dieser gar nicht zu Worte kommen konnte, selbst wenn er es gewollt. — Kein, auch nur entfernt Bekannter begegnete ihnen, den Müller nicht angeredet und ihm seinen Schwiegersohn vorgestellt hätte. So wenig diese frohe Stimmung zu Waldemars Gefühlen paßte, so hatte sie doch das Gute, ihn wenigstens augenblicklich auf andere Gedanken zu bringen. Die frische Luft, das rege Treiben auf den Straßen trugen auch dazu bei, ihn gesammelter, gefaßter zu machen, und um vieles ruhiger als er seine Wohnung verlassen, trat er in das Boudoir Mariens ein. Die dicht zugezogenen schweren Seiden-Gardinen ließen die Gegenstände in diesem, von dem sorglichen Vater auf das eleganteste ausgestatteten Zimmer nur halb erkennen, und machten es so heimlich, so abgeschlossen, wie es zu der eigenthümlichen Stimmung beider Liebenden am besten paßte. Der Vater hielt Wort. — Kaum waren die ersten Begrüßungen und Erkundigungen nach dem Befinden Mariens vorüber, als er sich empfahl und Beide sich selbst überließ. —

In dem ganzen Gefühl seines Unrechts gegen die Geliebte, und doch den Vorwurf für sie im Herzen, daß sie ihm nicht ganz vertraut, vermied Waldemar sorgfältig, etwas zu erwähnen, was ihm jetzt schon

Aufklärung jenes, ihm unbegreiflichen Verhältnisses geben konnte. Diese Vorsicht aber und die Befangenheit Mariens, wie er ihr Geständniß aufnehmen würde, legten ihren Gefühlen so hemmende Fesseln an, daß selbst der innigste Wunsch Beider, ganz offen gegen einander zu sein, lange Zeit nicht über dieses Hinderniß hinauskommen konnte. — Endlich brach Mariens fester Entschluß das Einengende und Drückende des Verhältnisses; sie sprach von den qualvollen Stunden, die sie durchlebt, und führte das Gespräch auf die Andeutung zurück, welche sie vor ihrer Verlobung über das Widersprechende in ihrem Betragen gegeben. Und doch fühlte sie sich unfähig, laut zu gestehen, was zu gestehen sie sich so fest vorgenommen. — Auch jetzt noch zögernd, reichte sie mit abgewandtem Gesichte das, was sie geschrieben, dem erstaunten Waldemar hin, ging zum Fenster, schob die Gardinen zurück und blieb selbst dort, die heiße Stirn an das Fenster gedrückt, während Waldemar in der höchsten Spannung das Dargereichte durchflog.

Das also war es! — Kaum traute Waldemar seinen Augen, als er aus so nichtigen Ursachen ein Verhältniß sich entwickeln sah, das nur durch die Unbekanntschaft eines Mädchens mit der Welt zu so unerträglichem Joch werden konnte. —

„Marie! theure Marie! — Warum schwiegen Sie? Warum vertrauten Sie mir nicht, was mein Schutz Ihnen hätte ersparen können? — Konnten Sie glauben, daß der Liebende Ihnen einen Vorwurf ma-

chen würde, einen Vorwurf, der das Kind, aber nicht das besonnene Mädchen treffen kann. — Aber kein Wort mehr von dem Vergangenen."

„Waldemar!" —

„Welche fürchterliche Qual hätten Sie sich ersparen können, wenn Sie nur einmal dieser empörenden Anklage so fest in das Auge geschaut, als Sie es jetzt thun! Sie sprechen hier von dem Briefe jenes Nichtswürdigen, der Sie zu der falschen Aussage gegen den Criminal-Commissarius veranlaßt. — Haben Sie ihn noch?" —

„Wie Alles, was dieser Mensch je hervorgesucht, um mich zu peinigen."

„Vertrauen Sie diese Papiere mir an. Athmen Sie von jetzt an leicht auf, denn Sie haben nichts mehr zu fürchten. Ist Ihre Ehre nicht die meinige? Ich werde zu handeln wissen. Aber wie beschämt stehe ich vor Ihnen. Ich konnte zweifeln, konnte argwöhnen! O verzeihen Sie mir!" —

„Was soll ich verzeihen? Ich, die ich Vergeben und Vergessen von Ihnen erwarte." —

„Marie! Sprechen Sie diese Worte nie wieder gegen mich aus. Dem sorglosen Vater, der Sie unbewacht und unbeschützt fremder Aufsicht überließ, dem gewissenlosen Verführer, der die jugendliche Schwärmerei eines Mädchens mißbrauchen wollte, mag vergeben sein, wie ich es von diesem Augenblick an vergessen habe. — Ihnen kann ich nur das Mißtrauen verzeihen, das Sie in mich gesetzt, den Zweifel an meiner

Liebe — und auch diese habe ich mir selbst zuzuschreiben, meinem Stolze, meiner Unentschlossenheit. Jetzt, wo jede Scheidewand zwischen uns gefallen ist — wo wir uns Beide klar erkennen und verstehen, frage ich noch einmal — Marie! willst Du mein sein fürs Leben?" —

„Fürs Leben!" —

Weinend sank sie an seine Brust. — Der Bann war gelöst, ohne Rückhalt sprach sie ihre Gefühle aus, als Wilhelm anmeldete, daß ein Herr Neumann das Fräulein zu sprechen wünsche.

„Mich?" fragte erstaunt Marie. —

„Nur das Fräulein, hat er ausdrücklich gesagt, und auch erst, als er sich erkundigt, daß der Herr ausgegangen ist." —

„Ich kenne keinen Herrn Neumann!" —

„Ich aber glaube zu ahnen, was er hier sucht. — Lassen Sie den Herrn nur hereinkommen, Wilhelm, sagen Sie aber nicht, daß ich hier bin." —

XVIII.

Zum Schrecken oder zur Freude Neumanns, er wußte selbst nicht recht, ob er sich darüber freuen oder davor ängstigen sollte, hatte ihm Frau Dorothee schon beim Kaffee gemeldet, daß heute sehr schönes trockenes Wetter sey. Der Sturm des vorigen Abends hatte

ausgetobt und ein schneidender Wind gegen Morgen die Nässe in den Straßen aufgesogen. Thermometer und Barometer wurden befragt, der wolkenlose blaue Himmel nach allen Seiten geprüft, — es war schönes Wetter und auch unleugbar trocken. Den vorgestrigen Besuch Waldemars hatte er noch nicht verwinden können, und das abermals bestandene Verhör saß ihm in allen Gliedern. Wäre es trocken gewesen, so würde er ohne Weiteres den großen Moment, den herbeizuführen er fest entschlossen war, schon gestern herbeigeführt haben, aber es war naß, sehr naß, und da ihm der unfehlbare Wahrsager in der Augustistraße gesagt, daß er ein sogenanntes „feuchtes Temperament" habe, so begriff er, daß allerdings ein trockener Tag für den großen Schritt, den er thun wollte, günstiger als ein nasser sei. Mit der größten Vehemenz dachte er darüber nach, wem er wohl am besten zu seiner endlichen Beruhigung einen Besuch machen solle. Der erste, der ihm einfiel, war der freundliche Criminal-Commissarius, der denn doch aller Wahrscheinlichkeit nach schon etwas in der Sache gethan hatte; — aber der Gedanke, von selbst wieder mit einem Polizei-Beamten anzuknüpfen, war entsetzlich, und da er ja aus Erfahrung wußte, daß Jener seine Wohnung sehr wohl finden könne, wenn er nur wolle, so wollte er lieber warten, bis die angenehme Ueberraschung eines Besuches ihm aufblühen würde. Ueberdem war ja in der Session von ihm gesprochen worden, was ihn noch ganz besonders ängstigte. Der zweite Fall versprach ihm eben so wenig ein erfreuliches

Resultat, nämlich der Besuch bei dem Vater oder dem Bräutigam. Entweder wußte dieser schon, daß er geklatscht und dadurch die Ursache der Nachforschungen nach den Verhältnissen Mariens geworden, und dann lächelte ihm möglicherweise eine beschleunigte Entfernung, oder sie wußten noch nichts, und dann wäre er es ja wieder gewesen, der die Sache noch schlimmer gemacht. Der Bräutigam schien allerdings etwas zu wissen, das bewies seine Erkundigung, aber wie viel? — darauf kam es an, und Neumann wußte nur zu gut, daß, wenn er einmal im Zuge der Unterhaltung war, Mancherlei zum Vorschein zu kommen pflegte, was besser nicht zum Vorschein gekommen wäre. Der dritte Fall endlich, zur Mademoiselle Müller selbst zu gehen, schien ihm noch am plausibelsten, weil er sich da am besten entschuldigen und allenfalls, wenn von Seiten des Criminal-Commissarius noch nichts geschehen, warnen konnte. Herunter mußte diese Last von seinem Herzen, das war ihm klar, und je eher je lieber, sollte ihn diese ganze Angelegenheit nicht nach Cöpenick treiben.

So fand er sich Mittags in Müllers Hause ein, erkundigte sich sorgfältig, ob der Vater zu Hause sei, und ließ sich, als er darüber Gewißheit hatte, bei der Tochter melden. Waldemar, der bei Nennnng des Namens vorausgesehen, daß es wahrscheinlich derselbe Neumann sei, bei dem er Erkundigung hatte einziehen wollen, trat in das Nebenzimmer, ließ aber auf Mariens Bitte die Thür offen, so daß er jedes Wort hören konnte. Es dauerte einige Zeit, ehe Neumann

Gummi-Ueberschuhe, Mantel, Parapluie und Handschuhe los war, dann aber trat er mit endlosen Bücklingen in das Boudoir, dessen reiche Eleganz auch eben nicht dazu beitrug, seine Stimmung behaglicher zu machen.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Mademoiselle Müller, wenn ich vielleicht ungelegen komme, aber es ist heute sehr schönes trockenes Wetter, und da wollte ich —"

„Nehmen Sie Platz, mein Herr!"

„Bitte! Ist ja so gut, als ob ich schon sitze. — Wie gesagt, bitte um Verzeihung, wenn ich störe. Ich weiß, um diese Zeit haben die Damen mit der Wirthschaft und mit der Küche zu thun, aber es sind denn doch nun einmal Dinge vorgefallen —"

„Sie haben gewünscht, mich allein zu sprechen!"

„Ach ja wohl allein, denn sehen Sie einmal, es braucht doch nicht gerade Jeder zu wissen, daß Sie — das heißt, — ja, wie soll ich denn gleich sagen? — Hm! — Wie befinden Sie sich denn, Mademoiselle Müller, doch hoffentlich recht wohl?"

„Heute etwas besser, aber gestern hätte ich Ihren Besuch nicht annehmen können, — ein heftiger Fieber-Anfall, — indessen —"

„Nu sehe mal ein Mensch an! — So ein gesundes hübsches Frauenzimmer, wie Sie, bekommt auch das Fieber? — Da könnte ich Ihnen ein gutes Mittel angeben, — habe das Rezept bei mir!"

„Sie sind doch nicht gekommen, um sich nur nach meinem Befinden zu erkundigen?“

„Gott bewahre! — Denn was geht mich im Grunde genommen Ihr Befinden an? — Nein! ich komme wegen — Ich heiße nämlich Neumann, bin Rentier und wohne in der Papenstraße. Da habe ich nun neulich die Ehre gehabt, Ihnen irgendwo zu begegnen, und da hat denn der Teufel sein Spiel gehabt und ich habe das andern Leuten erzählt, und die andern Leute haben das wieder andern Leuten erzählt, und unter diesen war unglücklicherweise ein Criminal-Commissarius, und so ist denn eigentlich die ganze Geschichte in Gang gekommen.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!“

„So? Na das wäre mir eigentlich sehr lieb, wenn Sie mich nicht verstünden, weil dann Hoffnung ist, daß sich Alles noch wieder gut machen läßt. Das heißt, ich bin unschuldig, habe nur so erzählt, was ich gesehen, und das ist doch nichts Schlimmes. Freilich, wenn die Leute, die man besucht, gleich Verbrechen begehen, so daß man ganz unwissend in Beziehungen zur Polizei geräth —“

„Wollen Sie sich nicht deutlicher erklären?“

„Na, in Gottesnamen! Ihr Liebster, der Christoph —“

„Mein Herr!“

„Na ja, der Christoph Eckardt. — Das ist ein verfluchter Kerl! — stiehlt wie ein Rabe; — und da haben sie ihn nun festgenommen, — und durch Zufall

hat die Polizei erfahren, daß Sie ihn besucht; — es ist eigentlich eine ganz erbärmliche Klatscherei, die ganze Geschichte, — und — — — Ja, wenn Sie mir aber nicht ein bischen helfen wollen, Mademoiselle Müller, dann fahre ich mich fest. Nein, ich sage doch! Sie sehen mich so verwundert an, als ob Sie wirklich gar nicht wüßten, wovon die Rede wäre. Haben Sie denn nicht gehört? — der Christoph sitzt!"

„Das weiß ich bereits!"

„So? — Das wissen Sie also bereits? — Aber sehr zu ängstigen scheinen Sie sich deshalb nicht! — Ich wollte, ich könnte auch so von mir sagen!"

„Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir durch diese Mittheilung bewiesen; aber ich habe meinen Bräutigam, Herrn Waldemar von Queiß, gebeten, die ganze Angelegenheit in Ordnung zu bringen."

„Haben Sie? — I sehen Sie mal! — Na, unverhofft kommt oft! — Eher hätte ich auch des Himmels Einsturz vermuthet, als daß Sie Ihren Bräutigam — Nein, ich sage doch, was man Alles erlebt! — Gestern Abend schienen Hochderselbe doch noch nicht viel davon zu wissen!"

„Wie so gestern Abend?"

„Sie irren, Herr Neumann!" unterbrach jetzt der hereintretende Waldemar das Gespräch.

„Ach Herr Je! — Herr von Queiß! — Na, nun sage ich gar nichts mehr! — Warum bin ich auch so ein Thor und verlasse mich auf trockenes Wetter! — Sehr angenehm, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen!"

„Als ich gestern bei Ihnen war, wußte ich schon längst, daß meine Braut eigentlich nur Ihnen die unangenehmen Erkundigungen zu danken hat, die von der Polizei bei ihr angestellt wurden, und kann nicht sagen, daß wir Ihnen besonders dankbar dafür sind. Sie haben sich unterstanden, aus dem Besuch, den meine Braut bei jenem Menschen gemacht, — auf meinen Wunsch gemacht, Folgerungen zu ziehen, die Sie kaum verantworten können, und wenn Sie uns weiter nichts mitzutheilen haben, so —"

„So kann ich gehen! — Das ist es, was ich auch sehr stark zu vermuthen anfange. Na, dann ist ja hier Alles in der schönsten Ordnung. Wenn der Herr Bräutigam nichts dagegen haben? — Mir kann es recht sein! Hätte ich das gewußt, so hätte ich mir freilich den Gang sparen können. Habe die Ehre, mich beiderseits ergebenst zu empfehlen. — Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich hier gewesen bin. Soll nicht wieder geschehen. Apropos! Weiß denn der Herr Vater auch davon? — Möchte es nur wissen von wegen des in Achtnehmens!"

„Wenn Sie nicht abermals einer Familie unverdient trübe Augenblicke machen wollen, so rathe ich Ihnen, Ihre Zunge im Zaume zu halten, ich würde sonst genöthigt sein, in einem ernsteren Tone mit Ihnen zu sprechen." —

„Ah so! Bitte! — Na, über meine Lippen soll gewiß nichts mehr kommen. — Ich ziehe nach Cöpenick. — Da ist doch wenigstens kein Voigtland. —

Habe, wie gesagt, die Ehre, mich ergebenst zu empfehlen. Wo sind denn meine Ueberschuhe? Ja so, draußen. — Bitte, kann den Weg auch allein finden!" —

So schob sich Neumann zur Thür hinaus. Auf die Straße gekommen, konnte er sich nicht enthalten, das Haus zu betrachten und laut auszurufen: „Na! Du kriegst mich nicht wieder!" Selbst über diesen unwillkürlichen Ausruf erschrocken, ging er rasch bis zur nächsten Ecke, und fühlte sich erst wieder wohl, als er die ganze Behrenstraße hinter sich hatte. Was hatte ihm nun das trockene Wetter geholfen? — Statt Dank zu finden, wie er gehofft, waren ihm die unzweideutigsten Offenheiten geworden, die selbst für Grobheiten gehalten werden konnten, wenn man sie genauer überlegte. — Er merkte nun nach grade, daß Alles, was er in dieser unglückseligen Sache anfing, zu seinem Aerger ausschlug. Hoch und theuer schwor er im Stillen, nun auch keinen Schritt mehr zu thun, kein Wort mehr zu reden, ja keine Miene mehr zu verziehen, wenn ein anderer davon redete und — nach Cöpenick zu ziehen. Während des Nachhausegehens hatte er gleich Gelegenheit, die neuen Entschlüsse in Ausführung zu bringen. Auf dem Gendarmen-Markte sah er schon von weitem einen Auflauf, der sich um eine Droschke drängte. Lebhaftes Zanken und Geschrei zog von allen Seiten die Vorübergehenden dorthin. Neumann hätte auch gern gesehen, was da los sei, aber gewiß war die Polizei wieder in der Nähe. Nein!

Lieber einen Umweg, lieber den Sechser für die Cavalierbrücke bezahlt, als auf dem direkten Wege durch die Jägerstraße an dieser Versuchung vorüber. — Der erste Versuch gelang vollkommen. Er ging die Markgrafenstraße bis zur Bibliothek hinunter, sah sich zwar nochmals um, besiegte seine Neugier aber so vortrefflich, daß er nur da stehen blieb, wo er den Auflauf eben aus den Augen verlor, bis jemand von dort vorüberkam, den er bescheiden fragte:

„Was ist denn da los?" —

„Ein Betrunkener will den Droschkenmann nicht bezahlen."

„So, so! — Nein, ich sage doch, was es für Menschen in der Welt giebt! — Danke Ihnen! — Ist Polizei dabei?" —

„Bis jetzt hat sich keine sehen lassen!" —

„Hm! da könnte man ja! — — — Neumann! Neumann! keine Wankelmüthigkeiten. Marsch, nach Hause. Sei stark! — Unterliege nicht so schnöder Versuchung. Und wenn ganz Berlin zusammenläuft, — ich laufe nicht mehr zusammen, so viel ist gewiß!" —

XIX.

Die Vorgänge des Morgens hatten Marien so aufgeregt, daß am Nachmittage der Fieberanfall wie-

derkehrte, und Waldemar von dem unterdessen nach Hause gekommenen Vater fast mit Gewalt aus ihrem Zimmer fortgezogen wurde. Müller machte sich Vorwürfe, überhaupt zugegeben zu haben, daß Waldemar so lange bei ihr geblieben, und wollte in seiner Besorgniß für die Tochter, gleich selbst zum Arzte eilen, damit er doch ja heute noch einmal komme. Wo aber den jetzt finden? Waldemar erinnerte sich jetzt, daß Herr von Arnim am Nachmittage ihn besuchen würde, und übernahm selbst den Auftrag. In seiner Wohnung fand er bereits die Familien-Papiere, welche Schneider unterdessen übersandt hatte, und überzeugte sich nun, daß Alles, was dieser ihm mitgetheilt, allerdings seine Begründung in jenen alten Urkunden habe. Seine Stimmung war, seit er Marien verlassen, eine ganz andere geworden. Die quälendsten Zweifel waren geschwunden, und nur das bittere Gefühl zurückgeblieben, sich seines Mißtrauens schämen zu müssen. Jetzt aber kehrten die trüben, unheimlichen Gedanken mit ihrer ganzen Kraft zurück, und je deutlicher er übersah, wie grauenhaft jener alte Fluch in längst verflossener Zeit gewirkt, je ungewisser und sorgenvoller sah er in die nächste Zukunft, die ja auch ihm und der Geliebten verderblich werden konnte. Hatte er sich denn nicht eines Verbrechens schuldig gemacht? — Freilich absichtslos — aber war es darum weniger ein Verbrechen? — Vergebens suchte er durch Vernunftgründe die Möglichkeit einer Wiederkehr dieses unerklärlichen Uebels zu bekämpfen; vergebens schrieb er es dem Zufalle zu,

was früher geschehen, was er gestern noch lächelnd und mit Achselzucken abgewiesen haben würde, hatte heute so grauenhaftes Leben und Gestaltung gewonnen, daß er wirklich schon jetzt der Wirkung des bösen Blickes zu unterliegen glaubte. So in Zweifel und Nachdenken verloren, fand ihn der Besuch des Arztes, welchen er zunächst von dem Zustande Mariens unterrichtete, und ihn bat, so bald als möglich dort Hülfe zu bringen. —

„Also doch wieder? — Ich hoffte grade von dem Wiedersehen eine wohlthätige Einwirkung auf diese unerklärliche Krankheit.“ —

„Unerklärlich, sagen Sie?“

„Allerdings! — Sie werden der mir befreundeten Familie bald so nahe angehören, Herr von Queiß, daß ich nicht anstehe, Ihnen meine Besorgnisse mitzutheilen.“ —

„Besorgnisse? — Sie erschrecken mich!“ —

„Ich nenne diese Krankheit eine materiell unerklärliche, weil sie mehr ein Seelenleiden, als körperlich zu sein scheint. — Schon lange habe ich diese Störung bei ihr bemerkt, ohne in den äußeren Verhältnissen irgend einen Grund dafür auffinden zu können, und der jetzige Zustand kommt mir keineswegs unerwartet. — Jedenfalls ist es eine Krisis, die entweder wohlthätig, oder — ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Herr von Queiß — verderblich für sie werden kann.“ —

„Mein Gott! — Sie fürchten?“ —

„Gegen Seelenleiden kämpft menschliche Wissen-

schaft vergebens. Ihr Nervensystem ist in einem Grade zerrüttet, wie ich es mir bis zu dem jetzigen Ausbruch ihrer Krankheit selbst kaum gestehen wollte, Vorsicht daher jedenfalls unumgänglich nothwendig. Wann werden Sie sich verheirathen?" —

„Der Vater wünscht in einigen Wochen!" —

„Und er hat Recht, freilich ohne meine Gründe zu ahnen. Lassen die Verhältnisse sich nach Ihrem Wunsche gestalten, so rathe ich zur Beschleunigung. Ich hoffe viel — ja Alles von dem Einfluß, den das erste Jahr einer glücklichen Ehe auf das Weib ausübt. Sie haben ebenfalls meinen Besuch gewünscht, Herr von Queiß?" —

„Eine Erkältung! — fieberhafter Zustand heute Morgen, — jetzt fühle ich mich indessen um vieles wohler." —

„Ihr Puls ist zwar erregt — aber Fieber nicht vorhanden. — Haben Sie Aerger, Unannehmlichkeiten gehabt?" —

„Gemüthsbewegung mag allerdings wohl die Ursache gewesen sein, und ich hoffe, der Anfall wird vorübergehen, ohne ärztlicher Hülfe zu bedürfen. — Verzeihen Sie, daß Freund Schneider Sie einer solchen Kleinigkeit wegen bemüht." —

Herr von Arnim wollte sich empfehlen, Waldemar aber hielt ihn zurück und suchte das Gespräch auf einen Gegenstand zu bringen, über den er sich von der Erfahrung des Arztes Beruhigung versprach. Mariens

Krankheit, und die nur zu richtig erkannte Ursache derselben gab die nächste Veranlassung dazu. —

„Glauben Sie denn, Herr Doktor, daß die nervöse Erregung Mariens in demselben Grade schwinden wird, als die geistige Ursache derselben ihre Einwirkung verliert?“ —

„Wir wollen es hoffen! — Ich kenne diese Ursachen nicht, aber sie müssen wunderbarer, tief eingreifender Art sein, daß ein an Leib und Seele so gesundes Mädchen ihnen in solchem Grade erliegen konnte. Ja, wenn wir Aerzte immer erführen, welche Einflüsse heimlich, oft ungeahnet den Kranken umgeben, dann wäre die Diagnose weniger dem glücklichen Zufalle unterworfen, und wir würden das Gebäude unsers Heilverfahrens auf einer sicherern Grundlage auferbauen können. So aber umgiebt uns grade in den schwierigsten Fällen nur zu oft Täuschung, Verheimlichung, ja gradezu Lüge! — Diese occulten Einflüsse verwandschaftlicher Verhältnisse, häuslicher Beziehungen, gewaltsam niedergehaltner Leidenschaften sind es, die uns Aerzten das meiste zu schaffen machen.“ —

„Halten Sie es für möglich, daß ein solcher occulter Einfluß sogar ein körperlicher sein kann?“ —

„Unter Umständen, warum nicht?“ —

„Da las ich neulich etwas über den sogenannten „bösen Blick“.“ —

„Ah, Sie meinen jenen alten slavischen Aberglauben. Das mauvais oeil der Franzosen und mal

ochio der Italiäner. So viel ich weiß, ist die Sage davon wallachischen Ursprungs." —

„Und glauben Sie, daß eine solche, durchaus materielle Einwirkung eines Menschen auf den andern überhaupt stattfinden kann?" —

„Nein!" —

„Aber die mannigfachen Beispiele und der tiefgewurzelte Glaube jener Völker?" —

„Können Sie mir erklären, was Magnetismus ist, was Elektricität, was Ansteckung und Uebertragung eines Krankheitsstoffes?" —

„Also sind Sie der Meinung, daß —"

„Daß ein Arzt nichts meinen darf, als was er auf positives Wissen gründen kann. Des Unerklärlichen, ja Unbegreiflichen kommt uns täglich so Vieles vor, daß wir uns wohl hüten müssen, alles das für unmöglich oder unstatthaft zu halten, was wir nicht mit den bisherigen Erfahrungssätzen in Einklang bringen können. Ist es doch mit den sogenannten Sympathien bei Krankheiten ein eigenes Ding. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich an ihre Wirkung nicht glaube, aber ich halte auch keinen meiner Patienten ab, selbst seinen guten Glauben an dergleichen auf die Probe zu stellen, wenn ich nicht gradezu gegen das positiv Therapeutische meines Verfahrens gesündigt sehe." —

„Sie haben Recht! Was sind diese sogenannten Besprechungen des Blutes, diese Sympathien durch Fixiren des Blickes, anders, als die Einwirkung eines

menschlichen Organismus auf den andern. Aus diesem Standpunkte betrachtet, würde dann auch die Möglichkeit eines „bösen Blickes" zugegeben werden müssen."

„Das heißt, es wird zugegeben werden müssen, daß irgend ein Mensch plötzlich sterben und der andere sich einbilden kann, es sei durch den „bösen Blick" geschehen. Dagegen habe ich nichts. Aber Sie werden doch nicht im Ernste da eine wissenschaftliche oder auch nur empirische Begründung verlangen, wo unsere Begriffe von den Einwirkungen natürlicher Kräfte aufhören und das Uebersinnliche beginnt. — Wie oft hört man, ein junges Mädchen sei vor Liebesgram gestorben — und ist dieser Liebesgram etwas anderes, als der böse Blick des Geliebten, vielleicht des Ungetreuen?" —

„Sehr wahr! — aber die Erblichkeit eines solchen Uebels, wie dieser böse Blick beschrieben wird, liegt doch nicht im Bereiche des Möglichen." —

„Für den, der an dergleichen glaubt, ist alles möglich. Ich selbst habe nicht die Ehre, zu diesen zu gehören, nehme es aber Niemand übel, wenn er glaubt, was ihm gut dünkt. — Will man das fabelhafte Uebel selbst gestatten, so kann man seine Erblichkeit auch ganz bequem mit in den Kauf nehmen. Erbt nicht Temperament, Charakter, Neigung, Idiosyncrasie, selbst Wahnsinn? der abnormen Körperbildungen noch gar nicht einmal zu gedenken. Und sind diese etwa leichter erklärlich, als ein solches unheimliches Wesen, wie der böse Blick? — — Aber wir verlieren uns da in ein eigenthümliches Gespräch. — Sie zeigen ein so lebhaf-

tes Interesse für meine Meinung über diesen sonderbaren Gegenstand, daß ich fast fragen möchte, ob ein nahe liegendes Ereigniß vielleicht dieses Interesse hervorgerufen?" —

„Sie glauben doch nicht, daß ich? — Nein! eine Novelle, die ich vor Kurzem gelesen — der Wunsch, aus dem Schatze Ihrer Erfahrung vielleicht einen Beweis für die Möglichkeit —"

„Das Thema ist allerdings interessant genug, und es wird mich freuen, wenn wir Muße finden könnten, es gründlich durchzusprechen. — Für jetzt aber muß ich um Entschuldigung bitten. — Einige schwer Kranke erwarten mich. Leben Sie wohl, Herr von Queiß! — Ihr Zustand ist durchaus nicht beunruhigend. Einige Flaschen kohlensaures Bitterwasser von Fuchs, in der Neuen Friedrichsstraße Nr. 33, bringen Alles leicht in Ordnung." —

Herr von Arnim ging, Waldemar aber blieb eben so unruhig und zweifelnd zurück, als er es vor dem Besuche des Arztes gewesen. Er hatte gehofft, jenen Aberglauben bekämpft, sich verlacht zu sehen, und war im Gegentheil auf Aeußerungen gestoßen, die seinen Befürchtungen neue Kraft gaben. Daß der Doktor über seine eifrigen Fragen gelächelt, daß er nur dem positiven Erfahrungssatz Geltung zugestehen wollte, bewies nicht, daß er die Möglichkeit dieses Uebels läugne. Suchte Waldemar doch mit denselben Mitteln seine innere Angst zu bekämpfen, und, das fühlte er nur zu lebhaft, ohne Erfolg. Dagegen hatte er von Sym-

pathie, Magnetismus, Miasma gesprochen, Dinge — so unerklärlich dem Menschen, wie Raum und Zeit. Und wenn er selbst die Möglichkeit von sich abwies, durch, ihm selbst unbewußte Einwirkung die Geliebte zu tödten! — war sie nicht durch die nervöse Zerrüttung ihres Körpers vorbereitet genug, um einem plötzlich hereinbrechenden Unglücke zu erliegen? War der gewaltsame Tod dieses Eckardt, war nicht das in seinen Folgen noch unübersehbare Verhältniß, welches durch ihr schriftliches Zeugniß veranlaßt worden, Grund genug, um ein solches Unglück zu befürchten? Ja, ja! Alles das war leider möglich! — und die Liebenden vielleicht ein Opfer jenes unheimlichen Fluches —

XX.

Alles Weigern, alle Gegenvorstellungen waren vergeblich gewesen! Papa Müller hatte, seit er den Rath des Arztes gehört, nicht geruht, und die Hochzeit am letzten Tage des Jahres festgesetzt, weil er seine Idee schon den meisten seiner Bekannten und Freunde mitgetheilt und nun nicht mehr davon abgehen wollte. — Sechs Wochen lang hatte Marie abwechselnd gekränkelt, abwechselnd sich erholt, so daß der besorgte Vater nur um so dringender darauf bestand, die Hochzeit so bald als möglich zu feiern, weil ihm die trübselige

Stimmung in seinem Hause nach grade anfing unerträglich zu werden.

Waldemar hatte seit dem unglücklichen Tage, wo Eckardt durch seine Schuld in das Wasser gestürzt war, nichts mehr über ihn gehört, — ängstlich suchte er täglich in den Zeitungen nach einer Bekanntmachung des Criminal-Gerichts, wie sie gewöhnlich erlassen werden, wenn Verunglückte oder Selbstmörder aufgefunden werden. — Es fand sich nichts. Wahrscheinlich war der Leichnam unter dem Gewölbe der Ueberbrückung am Kupfergraben liegen geblieben. Unter der Hand hatte er sich erkundigt, ob jemand in seiner früheren Schlafstelle etwas von ihm wisse. Dorthin war er seit jenem Tage nicht zurückgekehrt, sein Tod also unzweifelhaft.

Auf der andern Seite hatte auch Marie nichts mehr von dem Criminal-Commissarius und dem von ihr ausgestellten Zeugnisse gehört, und da sie auch von ihrem Peiniger keine Nachricht irgend einer Art erhielt, so verschwand nach und nach die frühere quälende Unruhe aus ihrem Herzen, und sie war ganz glücklich in dem Gedanken, die Liebe eines solchen Mannes, wie Waldemar ihr täglich mehr erschien, gewonnen zu haben. Nur beunruhigte sie die oft plötzlich eintretende Schwermuth des Geliebten, die selbst ihre Liebkosungen nicht zu bannen vermochten, indessen hoffte sie, daß ihre nahe Verbindung auch diesen ihr unerklärlichen Trübsinn lösen würde. —

So war die Zeit im Fluge vorübergeeilt und der

31ste Dezember erschienen, an dem die Hochzeit stattfinden sollte. — Müller hatte nichts von einer kleinen Hochzeit hören wollen, aber sich doch wenigstens dem Wunsche des Brautpaars gefügt, in keinem der großen öffentlichen Säle, sondern in seinem Hause die Gäste zu versammeln. — Mit verschwenderischer Pracht war Alles angeordnet; — Equipagen, Diener, Bedienung, wenn auch nicht auf das Beste, jedenfalls aber auf das Theuerste in Bereitschaft, und eigentlich Niemand glücklicher, zufriedener, unbefangener, als der Schwiegervater, wenn er auf jede verwunderte Frage über die ungewöhnliche Wahl des Tages, erwiedern konnte, daß das junge Ehepaar mit dem neuen Jahre gewissermaßen ein ganz neues Leben beginne, was doch eben so symbolisch als allegorisch sei.

Auch Schneider war zur Hochzeit eingeladen. Papa Müller hatte nicht geruht, bis er ihm eine humoristische Tischrede gemacht, die er bei Tafel vorlesen sollte. Seit jener Unterredung über das Erbübel der Familie, hatte er eine auffallende Veränderung in dem ganzen Wesen seines Freundes bemerkt, und obgleich er es sorgfältig vermied, das Gespräch darüber wieder anzuknüpfen, so wurde es ihm doch deutlich, daß Waldemar nicht frei von einer gewissen Besorgniß sei, um so mehr, als einige hingeworfene Aeußerungen ihn fürchten ließen, daß Waldemar irgend etwas auf dem Herzen habe, was ihn schwer, wie ein begangenes Verbrechen drücke. Am Vormittag war er gegenwärtig, als der Freund sich zur Trauung ankleidete, und konnte

sich nicht enthalten, das krankhafte, todtenbleiche Aussehen Waldemars zu bemerken. Schmerzlich von dieser Bemerkung berührt, seufzte Waldemar schwer auf und rief fast unwillkürlich:

„Ist heute nicht der letzte Tag des verhängnißvollen Jahres?“ —

„Ei, ei! Denken Sie wirklich noch an diesen Spuk? — Ich dächte, grade der heutige Tag müßte Ihnen den Ungrund jener alten Prophezeiung bewiesen haben. Ist morgen nicht schon Neujahr!“ —

„Wir sind auch noch nicht am Ende des heutigen Tages. Marie scheint mir leidender, als sie es sich selbst gestehen will.“ —

„Das ist die natürliche Aufregung der letzten Zeit. — Eine Braut sieht eigentlich immer leidend aus. Aber wir wollen uns nach einigen Wochen sprechen. — Was fürchten Sie denn auch für Marien? für sich selbst müßten Sie fürchten, wenn das alte Horoskop Recht haben soll. — Im Jahre 1838 soll der letzte Sprößling des Hauses Queiß untergehrn, notabene wenn er ein Verbrechen begeht. — Sie müßten also jedenfalls sehr eilen, in der größten Geschwindigkeit noch ein Verbrechen zu begehen, sonst bliebe ja der Spuck nicht in Ehren.“ —

Sichtbar zuckte Waldemar bei diesem Scherze zusammen, und eilte in das Nebenzimmer, um seine Verwirrung zu verbergen. Schneider schüttelte den Kopf und wußte nicht, was er sagen sollte, da solche Schwäche ihm in dem Charakter des sonst so aufgeklärt denkenden

Freundes unerklärlich war. Doch wollte kein Gespräch wieder in Gang kommen, und als die glänzende Trauungs-Equipage vorfuhr, holte Waldemar plötzlich ein versiegeltes Paquet aus dem Sekretair, stürzte dem Freunde in die Arme und sagte mit erstickter Stimme:

„Wenn Sie bis morgen Mittag keine Nachricht von mir haben, öffnen Sie dies — verfahren Sie nach seinem Inhalte, wie der Freund es vom Freunde erwarten darf, und denken Sie meiner!“ —

„Aber Waldemar, was haben Sie vor?“ —

Die Frage verhallte hinter dem Forteilenden, der in der Thür noch einen wehmüthigen Blick auf das Zimmer warf, in dem er so lange gewohnt und das er nun auf immer verlassen sollte, um einem ungewissen Schicksale entgegenzugehen. —

Die Equipage rollte fort. Das Paquet in der Hand blieb Schneider staunend zurück, und sann vergeblich darüber nach, was diese Papiere wohl enthalten konnten. Sollte Waldemar wirklich an die Möglichkeit einer Erfüllung des Fluches glauben? — Undenkbar! — Und doch! was sonst hätte ihn vermocht, grade an diesem Tage, dem so lange herbeigesehnten, eine Art von Vermächtniß in die Hände des Freundes zu legen? — Es war und blieb räthselhaft.“ —

Die Trauung sollte nicht in der Kirche, sondern im Brauthause stattfinden, da das Wetter sehr unfreundlich und von der kalten Kirchenluft ein schädlicher Einfluß auf Marien zu fürchten war. Eben fuhr Waldemar vor, als er den Criminal-Commissarius,

dem Marie jenen Brief geschrieben, aus dem Hause kommen sah. Das Ah! Ah! der harrenden Menge, die den aussteigenden Bräutigam sehen wollte, schlug ungehört an sein Ohr, und unfähig, einen anderen Gedanken zu fassen, als den, was den Beamten grade heute hiehergeführt haben könne, stand er einige Augenblicke regungslos, bis jener in den Flur des Hauses zurückging und ihn zu erwarten schien.

„Ich wußte nicht, daß heute die Hochzeit des Fräulein Müller stattfindet, sonst würde ich bis morgen gewartet haben, aber es sind Dinge vorgefallen, Herr von Queiß, die auch Sie nahe angehen und mich zwingen, mir morgen Vormittag die Ehre zu geben. Ich habe Ihre Braut bereits von meinem Besuche benachrichtigen lassen, und bitte nur um Entschuldigung, daß ich Sie heute gestört." —

„Aber was ist denn geschehen?" —

„Morgen, morgen! — Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen "

Der Criminal-Commissarius verließ den Flur und Waldemar war so bestürzt über diese plötzliche Begegnung, daß ihm die Kniee zitterten und er nur mit Mühe die Treppe hinaufsteigen konnte. In wie grellem Gegensatze stand der prachtvolle Festschmuck des Hauses mit der Stimmung, in der er dasselbe jetzt betrat. Kostbare Teppiche bedeckten die Treppe, blühende Gewächse auf jeder Stufe schlossen sich an der Eingangsthür in die Zimmer zu einer Laube, überall Reichthum, Verschwendung, Glanz. — Was konnte der

Criminal-Commissarius anderes von ihm wollen, als ihn zur Verantwortung ziehen über den Mord jenes Elenden? — Heute beneidet, glücklich, erhaben über alles niedere menschliche Leid, morgen vielleicht als Mörder gebrandmarkt, dem gemeinsten Verbrecher beigesellt! —

In diesem Seelenzustande erschien er vor seiner Braut, die erschreckt über sein bleiches, verstörtes Aussehen vergebens die eigene Erregung zu verbergen suchte. Sie theilte ihm mit, was der Criminal-Commissarius ihr hatte sagen lassen, und Beide wußten nicht, was sie davon denken sollten. Weinend verbarg Marie das Gesicht an Waldemars Brust, als der Vater dazu kam und mit seinen lauten Anordnungen, Zureden und gutgemeinten Liebkosungen nur noch störender auf das Brautpaar einwirkte

Die Anwesenheit der Brautjungfern, das Eintreffen der Gäste, die ganze geräuschvolle Umgebung, Alles das legte Waldemar und Marien einen fast unerträglichen Zwang auf, dessen Einwirkung sie nicht zu verbergen vermochten. Allgemein fiel den Anwesenden das kranke Aussehen der Braut und das unstäte, zerstreute Wesen des Bräutigams auf, und als die Trauung vorüber war, fehlte es nicht an Scherzreden und Neckereien, die beiden um so weher thaten, als sie offenbar in der Absicht an sie gerichtet wurden, diese trübe Stimmung zu verscheuchen.

Bei Tafel wechselten Musik, Gesang, Festgedichte, Gesundheiten mit einander ab. — Alles war froh und

heiter. Niemand ahnete, was in der Seele Waldemars und Mariens vorging. Nur Schneider konnte den Blick fast nicht von ihnen lassen, und fühlte sich doppelt unbehaglich, da von ihm verlangt wurde, er solle die Gesellschaft durch humoristische Vorträge unterhalten. Aengstlich zählte er Stunde für Stunde, die das alte Jahr dem neuen entgegenführte und konnte selbst die Befürchtung nicht loswerden, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Ahnungen des Freundes verwirklichen möchte. Auffallend war ihm der eigenthümliche Ausdruck, den Waldemars Augen annahmen, wenn er den Blick auf die Geliebte heftete, ja er glaubte zu bemerken, daß diese scheu die Augen niederschlug, wenn sie seinen Blicken begegnete. — So hatte er den Freund nie gesehen Bei dem Jubel der Gesellschaft verzogen sich seine blassen Lippen kaum zu einem schmerzlichen Lächeln, und er schien nur dann ruhig, wenn die Hand Mariens in der seinigen ruhte.

Die Tafel wurde aufgehoben, der Ball begann. — Weit strahlte das blendende Licht der reichgeschmückten Zimmer in die dunkele Nacht hinaus. Maskenscherze, Gratulationen fanden sich ein. Es schlug Acht, Neun, Zehn Uhr. Der Vater trieb. — Das Brautpaar entzog sich der lärmenden Freude. Um 11 Uhr kündigte Papa Müller mit schmunzelndem Gesicht der Gesellschaft an, daß seine Kinder sich zurückgezogen, aber der Jubel nun eigentlich erst recht angehen solle. —

Es schlug Zwölf! —

„Neujahr! Neujahr! Prosit Neujahr!“ tönt es von allen Seiten. Der Nachtwächter erschien bestellt und auf seinem Horne blasend im Tanzsaale. — Die Champagnerpfropfen knallten aufs Neue. Der Kehraus begann. —

Um zwei Uhr verließ Schneider, als der letzte der Gäste, das Haus.

Alles war still geblieben. — Vor dem Hause verweilend sah er, wie nach und nach die Lichter in den Sälen und Zimmern erloschen. Nur in dem Boudoir Mariens ließen die schweren seidenen Gardinen ein schwaches Licht durchschimmern. Ueberall Ruhe und tiefer Friede! —

In der höchsten Spannung erwartete Schneider am andern Morgen Nachricht von Waldemar. — Es wurde 11 Uhr und Niemand ließ sich sehen. Schon hatte er das verhängnißvolle Paquet bereit gelegt, um es zu öffnen, wenn bis Mittag keine Nachricht käme. Da klingelte es und Wilhelm brachte eine Empfehlung von dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau, mit der Bitte, so bald als möglich sie zu besuchen und das Bewußte mitzubringen. Der gnädige Herr hätte ihm etwas sehr Angenehmes zu sagen.

Glücklicherweise war es noch Zeit bis 2 Uhr, wo er mit der Eisenbahn nach Potsdam mußte, weil dort seit Jahren am Neujahrstage eine Theatervorstellung stattzufinden pflegte. Bald war er bei dem Freunde,

den er allein fand, da Frau von Queiß Toilette für die zu erwartenden Besuche des Lendemain machte. Wie anders empfing ihm Waldemar! Das war das alte, treue Gesicht wieder, das der lebensfrohe, kräftige Mann, wie er ihn seit Jahren gekannt. Gott sei Dank, alle diese tollen, spukhaften Befürchtungen waren vorüber, frei war der Blick, zuversichtlich sein ganzes Wesen.

Ein herzlicher Händedruck sprach die Gefühle der Freude besser als Worte aus. — Fast übermüthig in seiner Lust theilt jetzt Waldemar dem Erklärung Erwartenden mit, daß mit dem Besuche des Criminal-Commissarius, der eben weggegangen sei, sich Alles auf das Freundlichste für ihn gestaltet habe, ja er vergaß, daß Schneider bis jetzt weder von den früheren Verhältnissen Mariens, noch dem vermeintlich an Ekkardt verübten Verbrechen etwas gewußt. Eine Frage, eine Verständigung entwickelte sich aus der anderen, und so erfuhr der Letztere, daß jener Eckardt zwar wirklich in das Wasser gestürzt war, aber sich durch die zum Graben führende Gartentreppe des Hauses Nr. 7 am Kupfergraben, deren Thür zufällig offen gestanden, gerettet hatte. Zu derselben Zeit, wo Waldemar Hülfe herbeiholte, stand jener schon in dem gegenüberliegenden Garten, und hörte hohnlachend die Vermuthung aussprechen, daß er wohl mit der Absicht des Selbstmordes ins Wasser gesprungen sein könne. Durch die kräftige Art, mit der Waldemar ihm entgegengetreten war, sah er in-

dessen wohl ein, daß seine Drohungen auf Marien keine Kraft mehr haben würden. Die alten Genossen fanden sich bald wieder zusammen, das wüste Leben begann aufs Neue, und Anfangs Dezember wurden Eckardt, der schwarze Wilhelm und mehrere andere wegen eines besonders frechen Diebstahls verhaftet. Diesmal waren die Beweise zu klar, überdem sagte der schwarze Wilhelm, der sich zum erstenmale einem, von Mehreren ausgeführten Diebstahle angeschlossen hatte, gegen Eckardt aus, und dieser zeigte aus Rache dem Gerichte Alles an, was er von den früheren Verbrechen seines Genossen wußte. So erfuhr der Criminal-Commissarius die Ursache des Verhältnisses, welches zwischen diesem Verworfenen und Marien obgewaltet. Er forschte mit seiner bekannten Geschicklichkeit tiefer und konnte jetzt das erfreuliche Resultat sowohl Waldemar als seiner jungen Gattin mittheilen.

So war denn der Zauber gelöst! — Das Jahr 1838 war vorüber. Waldemar hatte kein Verbrechen begangen, Marie erholte sich zusehends, und als das glückliche Paar im Frühjahr Abschied von dem Freunde nahm, um eine große Reise durch Frankreich, England und Italien zu unternehmen, dann aber in der Schweiz sich niederzulassen, lachten alle Drei herzlich über den tollen Wahn, der durch das Zusammentreffen eigenthümlicher Umstände fast abermals zu einer Wahrheit hätte werden können. —

Neumann war richtig Anfangs Dezember in der ersten Betstunde gewesen, und heirathete am 13ten März 1839 seine Haushälterin Dorothee Schmidt. Von polizeilichen Verwickelungen war nun nicht mehr die Rede, und aller Aerger, der ihn jetzt noch traf, war rein häuslicher Natur.

Historische Notizen.

(Zur Verständigung.)

Erster Theil. 1538.

Seite 1. Die frühere Domkirche, von welcher im ersten Kapitel die Rede ist, stand auf dem jetzigen Schloßplatze zwischen der südlichen Façade des Königlichen Schlosses, der Breiten und Brüderstraße, also da, wo gegenwärtig der Droschkenhalteplatz angewiesen ist. Das Jahr ihrer Erbauung kennt man nicht, doch wird sie schon 1300 erwähnt. Im Jahre 1539, also ein Jahr nach der hier geschilderten Zeit, wurde sie dem lutherischen Gottesdienst eingeräumt. Ihrer Baufälligkeit wegen wurde sie vom König Friedrich II. nach Beendigung des Schlesischen Krieges niedergerissen und dafür der jetzige Dom im Lustgarten erbaut. — Eine Abbildung derselben findet sich in Dr. Geppert's Chronik von Berlin, so wie in dem Berliner Geschichts-Kalender von Wilken.

Der breite Weg oder die große Straße ist die

jetzige Breite Straße, welche letztere Benennung erst seit Anfang des 18ten Jahrhunderts entstand, wo diese Straße auf beiden Seiten vollständig bebaut wurde.

Domplatz wurde der jetzige Schloßplatz von der ehemaligen Domkirche bis zur langen Brücke genannt. Der jetzt vorhandene Candelaber würde ungefähr 20 bis 30 Fuß von dem ehemaligen Eingange zur Domkirche gestanden haben.

Die hölzerne Gallerie, welche unmittelbar aus dem alten Schlosse in den Dom führte, wird in Küsters „altem und neuen Berlin", von Mila und Fidicin mehrfach erwähnt. Sie wurde schon früher abgerissen, als der Dom, und zwar mit dem beginnenden Ausbau des jetzigen Schlosses.

Die Einspännigen der Kurfürstlichen Leibwache, später Trabanten genannt, waren eine Leibwache von ungefähr 100 Mann, welche aus den sogenannten Landsknechten ausgesucht und mit der Bewachung des Kurfürstlichen Schlosses beauftragt waren. Bestimmte Nachricht von ihnen findet sich erst unter der Regierung Johann Georgs 1571. Diese spricht aber von dem schon lange gebräuchlichen Namen, so daß man die Existenz der Einspännigen mit Gewißheit schon unter Joachim II. annehmen kann, da dieser prachtliebende Fürst sich gern mit einem großen Gefolge und kriegerischem Glanze zu umgeben pflegte. Der Name „Einspänniger" kommt schon bedeutend früher vor, aber nicht in dem bestimmten Sinn einer Kurfürstlichen Leibwache. Hellebarden, welche dieser Einspännigen-

Leibwache und den spätern Trabanten angehörten, befinden sich noch gegenwärtig in der Waffen-Sammlung des Königl. Zeughauses. Sie rechtfertigen den Beinamen „gewichtig" in jeder Beziehung.

Seite 2. Die Bude Veit Brinkes dürfte da gestanden haben, wo jetzt das prächtige Modewaarenlager von Leffmann sich befindet.

Die schwarzen Mönche des Domklosters, welches an der Ecke der Brüderstraße (jetzt Nr. 45. der Brüderstraße) stand und von welchem die Straße den Namen führt, wurden im Jahre 1536 nach Brandenburg verwiesen, weil sie zum dortigen Domstift hörigten, dessen Bischof die Jurisdiktion über sie ausübte.

Seite 4. Lutherisch gesinnt sein wurde in der damaligen Zeit mit „Wittenbergisch gesinnt sein" bezeichnet.

„Der Judenhof wird immer voller." Hier ist der sogenannte kleine Judenhof, Klosterstraße zwischen den Häusern 102—103 gemeint, in welchem die Juden sich zu jener Zeit vorzugsweise ansiedeln mußten, seit unter Ludwig dem Römer die Juden aus Berlin vertrieben wurden und der große Judenhof in der Jüdenstraße nicht mehr der ausschließliche Wohnplatz der Juden war. In dem großen Judenhof stand bis zum Jahre 1354 ein zur Synagoge bestimmtes Gebäude.

Seite 5. „In Küstrin, wo die Kirchen so kahl aussehen wie die Kornspeicher, und die Klöster Gardelegener Bier brauen, um nur etwas zur Nothdurft zu erschwingen." Siehe Buchholtz Geschichte der Kurmark Brandenburg, 3. Theil, Seite 362.

Seite 10. Die Gefängnisse unter dem Domthurme werden häufig von historischen Schriftstellern erwähnt. Sie gehörten zur Gerichtsbarkeit des Schlosses (der Burg), und die Stadt hatte keinen Antheil an ihnen.

Seite 11. „Ich wollte, ich könnte mal hier wirthschaften, wie mein Vater in Fürstenwalde gewirthschaftet!" bezieht sich auf die Fehde, welche einige Märkische von Adel mit dem Bischof George hatten. 1528 überfielen sie Fürstenwalde, als die damalige Residenz des Bischofs, und wütheten dort so unmenschlich, daß die fast ganz eingeäscherte und geplünderte Stadt sich lange Zeit nicht erholen konnte.

Seite 16. Daß einem gegen das Lutherthum eifernden Dominikaner Mönch während der Predigt in der alten Domkirche der Schlag getroffen, erwähnt Buchholtz in seiner Geschichte der Kurmark, 3. Theil.

Seite 18. Die Georgenstraße ist die jetzige Königsstraße, welchen Namen sie erst 1701 nach dem Einzuge des von der Königskrönung in Königsberg zurückkommenden Königs Friedrich I erhielt.

„So könnte der Kolk sich freuen. Seht nur, wie der verdammte Vogel mit seinem Menschenantlitz und Eselsohren so giftig auf uns heruntersieht!" Der Kolk oder Kaak war der Pranger, wo die Verurtheilten entweder ausgepeitscht oder nur ausgestellt wurden. Das erwähnte Bild ist noch jetzt vorhanden, und zwar an dem Vorsprung des Rathshauses in der Spandauerstraße, wo das öffentliche Gericht gehalten wurde. Noch

jetzt heißt in Reval der Pranger Kaak. Der Vogel Kolk galt in jener Zeit allgemein als ein Spott- und Schimpfbild.

Seite 19. Die Düngerhaufen und der Schmutz in den Straßen Berlins werden von den meisten Chronisten erwähnt. Erst unter der Regierung des großen Kurfürsten wurde der Unrath nach und nach aus den Straßen fortgeschafft und die darin umherlaufenden Schweine eingesperrt.

Seitr 21. Das Gardelegener Bier war zu jener Zeit besonders berühmt und allgemein getrunken. Fidizin giebt in seinen historisch diplomatischen Beiträgen, 5. Theil, Seite 519, nicht weniger als 73 verschiedene Biersorten an, die sowohl damals als besonders später in Berlin gebräuchlich waren. 1711 wurden 41,460 Tonnen fremder Biere in Berlin getrunken.

Seite 24. Die Erzählung von dem Unrecht, welches Hans Kohlhaas wiederfuhr, und sein Besuch beim Doktor Martin Luther ist so genau, als sie sich aus den vorhandenen historischen Quellen übersichtlich zusammenstellen ließ. In Kleist's vortrefflicher Novelle ist der Thatbestand willkührlich und ohne historische Begründung, wesentlich verändert dargestellt.

Seite 28. Im Stegreife reiten (im Steigbügel reiten) war in jener Zeit gleichbedeutend mit „auf Raub ausziehen."

Seite 36. Sein Ornat als Kalandsbruder. Die Kalandsbrüderschaft, auch Elendsgilde genannt, deren Hospiz sich da befand, wo jetzt Nr. 92 in der Kloster-

straße steht, war eine Vereinigung mitleidiger Männer, welche sich der verlassenen, kranken und leidenden Pilger annahmen. Der Stiftungsbrief ist vom Jahre 1344. Der Orden hatte geistliche und weltliche Mitglieder, deren Zahl 1456 auf 30 festgesetzt wurde. Mit der Ausbreitung der Reformation ging die Kalandsgilde ein und der Kalandshof wurde bis 1796 ein Gefängniß.

Seite 42. „Ein Concilium auf deutscher Erde" war zu jener Zeit das allgemeine Verlangen aller Religions-Partheien, weil sich nur von einem solchen die Schlichtung der mannigfachen Religionszerwürfnisse hoffen ließ.

Seite 49. Tzernebog, der schwarze Gott, und Bielbog, der weiße Gott, von dem Slavischen Worte bog, Gott, tschernui, schwarz, bielui, weiß. Eben daher auch der Name der Stadt Jüterbog von Chitrui, schlau, bösartig. Triglaff von triglawnui, dreiköpfig.

Seite 79. Das Wunderblut zu Wilsnak. Die vollständigste Mittheilung über diese merkwürdige Erscheinung giebt Klöden in seinem Werke über die Quitzows, 4 Bände. Dort findet sich Alles zusammengestellt, was zerstreut darüber in den einzelnen Chronisten vorhanden ist.

Seite 85. Dreißig Thaler in böhmischen Groschen, siehe Voigt's Beschreibung der Böhmischen Münzen und der vortreffliche Aufsatz von Köhne in den Berlinischen Regesten von Fidicin.

Seite 91. „Die Wohnung des alten Domkeller-

Wärters Brunzlow liegt in der Brüderstraße am Wasser;" also da, wo jetzt der Bullenwinkel ist. In jener Zeit schloß sich die alte Stadtmauer Berlins unmittelbar dem Laufe der Spree an, und die jetzige Spreegasse war nur mit wenigen Häusern bebaut, da gerade an der Stelle, wo sie jetzt gegen die Jungfernbrücke hin ausmündet, ein großer Thurm stand, der erst Mitte des vorigen Jahrhunderts niedergerissen wurde. Der Raum zwischen der Brüderstraße und der Stadtmauer am Mühlengraben war sehr unbedeutend. Brunzlow wohnte also an dem Mauergange, auf welchen die Gärten und Hinterhäuser der Brüderstraße ausliefen. Die Spreegasse führte damals keinen besondern Namen, sondern wurde nur die neue Gasse zur Spree genannt.

Seite 93. „Drohten ihm mit den gezogenen Gnadegotts." So nannte man eine eigene Art von Dolchen mit sehr starken Klingen, welche von den Rittern gebraucht wurden, um dem gefallenen Feinde durch die engen Fugen der Eisenrüstung das Garaus zu machen. Gewöhnlich führten die Knappen diese Gnadegotts, deren Gebrauch später beim Verschwinden der ganzen Rüstung unnöthig wurde, während der Name sich im Volke erhielt. In der eben so reichen als musterhaft geordneten Waffensammlung des Prinzen Karl von Preußen Königl. Hoheit befinden sich mehrere Exemplare solcher Gnadegotts, unter andern auch einige, die aus drei ineinander gefügten Klingen bestehen, welche durch den Druck einer Feder im Griff sich

nach der Spitze öffnen und die gemachte Wunde so groß schneiden, daß Heilung unmöglich war.

Seite 134. „Der enge finstere Schloßhof.“ Hier ist von dem alten Schloßbau die Rede, von welchem nur der Theil, welcher der Burgstraße gegenüber liegt, noch einen ungefähren Begriff giebt. Seite 138 ist der später von Kurfürst Joachim II. begonnene Neubau angedeutet.

Seite 142. „Ihr wißt, meine Kurfürstliche Burg nimmt kein fremd reisig Volk auf.“ Eine Anspielung auf die früheren Streitigkeiten, welche zwischen dem Landesherrn und den Berlinern geherrscht. Unter Friedrich II. mit den eisernen Zähnen führten diese Streitigkeiten, welche durch den Bau der Burg veranlaßt worden, zu offenem Kampf und Aufruhr, und die Berliner konnten es dem Landesherrn lange nicht vergessen, daß er sie bezwungen, dieser aber auch ihnen nicht.

Seite 145. Ueber das der Tuchmacher-Innung vom Kaiser verliehene Burgundische Kreuz enthält Moreris „Dictionaire historique“ die genaueren Angaben. Hier genügte das Angeführte.

Seite 146. Der Weg nach Spandau führte zu jener Zeit ausschließlich durch die Jungfernhaide. Die jetzige große Straße über Lietzow (Charlottenburg) war damals nicht vorhanden.

Seite 149. In der Gegend des jetzigen sogenannten Grützmacherschen Vorwerks.

Seite 183. „Der Polnische Gesandte wohnt im

Hohen Hause.“ Das jetzige Lagerhaus in der Klosterstraße, zum alten markgräflichen Schlosse gehörend.

Seite 207. Den englischen Schweiß nannte das Volk zu jener Zeit eine epidemische, choleraartige Krankheit, welche vier Jahre vorher die Marken heimgesucht und Tausende von Opfern gefordert hatten. Man findet diese Seuche auch unter dem Namen der schwarze Tod bei alten Geschichtsschreibern.

Seite 213. Der Bau des Jagdschlosses Grunewald wurde 1539 begonnen und 1543 beendet. Im Jahre 1843 feierte Se. Majestät der König das vierhundertjährige Bestehen dieses merkwürdigen alten Schlosses mit einer großen Jagd und glänzendem Jägermahl.

Seite 287. Die Wuth des Predigens in Kirchen, namentlich aber in den von den Mönchen verlassenen Klöstern oder im Freien, war zu jener Zeit eine ganz allgemeine, namentlich den Innungen und Gewerken eigen. Ueberall glaubten sich Eiferer berufen, dem versammelten Volk das Wort Gottes zu verkünden, und vorzugsweise diesem Umstande sind die späteren Bauernkriege zuzuschreiben. Siehe Geschichte des Bauernkrieges in Deutschland.

Seite 291. Kurfürst Joachim II. liebte ritterliche Spiele, und nahm sogar selbst in den ersten Jahren seiner Regierung an ihnen Theil. In meinen „Bildern aus Berlins Nächten“ ist ein solches Kampf- und Schimpfspiel auf der Spree ausführlich beschrieben. Wahrscheinlich haben sie in dem großen Schloßhof,

oder vor der Burg, in einem Theil des jetzigen Luſtgartens ſtattgefunden.

Seite 295. Joachimsgröſchlein nannten die Berliner die bereits unter Kurfürſt Joachim I. geprägten Groſchen, deren erſte aus dem Jahre 1507 noch in einigen Münzſammlungen aufbewahrt werden. Sie wurden in Berlin, Angermünde, Brandenburg, Croſſen, Frankfurt, Salzwedel und Stendal geprägt, und haben auf dem Avers den Namen und Titel des Kurfürſten, auf dem Revers aber die Angabe der Münzſtadt. Ihr Werth betrug nach heutigem Gelde etwa 1 Sgr. 5, 3 Pf. Courant, alſo 291 Stück auf die feine Mark. Auch unter Joachim II. wurden dieſe Groſchen weiter geprägt, zeichnen ſich aber durch ein zierlicheres Gepräge, Lippolds Werk, vortheilhaft vor den früheren aus.

Seite 296. Der ganze Hergang bei gehegtem Gerichte und beſetzter peinlicher Gerichtsbank iſt bis auf die, einem Roman nöthigen Kürzungen und Aenderungen ganz den zu jener Zeit herrſchenden Gebräuchen nachgebildet. Wer vollſtändiger über dieſe Art des gerichtlichen Verfahrens Belehrung wünſcht, dem bietet das gediegene Werk von Fidicin vollkommene Gelegenheit dar.

Seite 316. Das Haus des Biſchofs von Havelberg auf dem neuen Markte, an der Ecke der Papen- und Roſenſtraße, war daſſelbe Gebäude, in dem ſich jetzt die Militair-Wache befindet. Es hieß auch ſchlechtweg: der Biſchöfliche Hof, und erſtreckte ſich in ſeinen hinteren Räumen bis zur Heidenreiter-Gaſſe, während

die ganze linke Seite der Rosenstraße mit Krambuden besetzt war. Nach der Reformation fiel dies Haus und Grundstück an den Kurfürsten, der es als ein sogenanntes Burglehn einem Herrn v. Rochow verlieh. Später kam es in den Besitz des Obersten v. Derschau, dem der Magistrat es im Jahre 1725 abkaufte, um ein Stadt- und Wachthaus daraus zu machen.

Seite 320. Durch einen Fehler des Correktors ist Frankfurter Thor statt Cöpenicker Thor unbemerkt stehen geblieben. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß dies ein Druckfehler ist, wie auch aus der nachfolgenden Beschreibung des Weges, den Leberecht durch die Roßstraße genommen, hervorgeht.

Seite 334. Die Hochzeiten der Berliner Bürger wurden meistentheils auf dem Rathhause gefeiert. Eine ausführliche Beschreibung solcher Hochzeitsfeier enthält das bekannte Werk von Klöden: „die Quitzows," Berlin, bei Lüderitz, 4 Bände.

Zweiter Theil.

Seite 2. Die eigenthümlichen Benennungen alter Geschütze, als Nachtigall, Falk, Sperber, Sängerin, Scharpfe Tindlein, Metze, finden sich erklärt in Bonin und Malinowsky's Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Artillerie.

Sarabande, der Name eines alten menuettähnlichen

Tanzes, der im 17ten Jahrhundert aus Frankreich nach Deutschland kam und häufig getanzt wurde.

Seite 3. Der sogenante Articulsbrief für Püchsenmeister, so wie die zunftartigen Gesetze für Constabler, finden sich vollständig abgedruckt in der Zeitschrift „Soldatenfreund", aus welcher diese Notiz auch in das Werk des Herrn v. Schöning über die Preußische Artillerie übergegangen ist und dort nachgelesen werden kann.

Seite 37. Das Unwesen der Kipper und Wipper, einer weitverzweigten Bande von Falschmünzern und Münzverfälschern, entstand aus den unerträglichen Drangsalen, welche der dreißigjährige Krieg über die Marken häufte. Das Silbergeld und die silberhaltigen Münzen verschwanden nach und nach ganz aus dem öffentlichen Verkehr und die kleinen Münzsorten, bei denen der Silbergehalt schon an und für sich unbedeutend war, wurden noch in ihrem Gewichte verkürzt. Winkelmünzer und Juden, namentlich in den kleinsten Städten, zogen damals fast alles Geld an sich, prägten es um und überschwemmten das Land mit ganz gehaltlosen Münzen. Dies geschah besonders in solchen Städten, die von Alters her das Münzrecht besessen, aber später nicht ausgeübt hatten. Hier trieben die Kipper und Wipper ganz offen ihr Wesen, bis Kurfürst George Wilhelm befahl, die Winkelmünzstätten mit Gewalt zu zerstören, die Kipper und Wipper zu fangen und ein peinliches Gericht über sie zu halten. Das alte Volks-Sprichwort: Jemanden Wippchens vor-

machen, gleichbedeutend mit Jemand listig betrügen, stammt aus jener Zeit her.

Seite 61. Junker Hans von Stockfisch, Kurfürstl. Brandenburgischer Hof-Komödiant. Die Geschichte des Berliner Theaters von Plümike, die Geschichte des Theaters in Schwerin von Bärensprung, so wie die Chronologie des Theaters und der Gothasche Theater-Kalender enthalten nähere Angaben über diesen merkwürdigen Schauspieler.

Seite 62. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß Schwichow das Sprichwort: **Relata refero** auf seine Art verkehrt aussprach, daß also hier kein Druckfehler statt findet.

Seite 78. Der Hofjude und Münzmeister Lippold wurde bald nach dem Tode Joachims II. angeschuldigt, diesen vergiftet zu haben, gefoltert und zum Tode verurtheilt. Kurfürst Johann George bestätigte das Urtheil und Lippold wurde 1571 in Berlin auf dem neuen Markte verbrannt, sein Weib und deren Schwester öffentlich gestäupt und die Juden in Folge dieses Prozesses abermals aus den Marken verwiesen. Der Sage nach soll im Augenblick, als Lippold auf dem Scheiterhaufen verschied, eine Maus unter dem Holze hervorgelaufen sein, die der Volksglaube als den bösen Geist bezeichnete, mit dessen Hülfe der Münzjude seine Zaubereien ausgeübt.

Seite 108. Ueber die sogenannten „Garde-Brüder" oder das „Garden" enthält Wilkens Geschichte Berlins in den Berliner Kalendern und Buchholtz

Geschichte der Mark Brandenburg vollständige und erschöpfende Mittheilungen, die hier, so weit es der Zweck des Romans erlaubte, benutzt worden sind.

Seite 112. Der Pallast des Grafen Schwarzenberg nahm in dem damaligen Zustande einen sehr bedeutenden Raum ein. Er umfaßte die Häuser Nr. 1. und 2. der Brüderstraße und früher auch die jetzige Stechbahn als dazu gehörigen Garten. Der Graf kaufte die dort stehenden Häuser und das ganze Grundstück im Jahre 1628, vergrößerte und verschönerte es bedeutend, so daß es zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wahrscheinlich das schönste und größte Haus in Berlin war. Nach seinem Tode kam die ganze Besitzung an den Kurfürsten, welcher sie 1653 dem Grafen von Schwerin, damals Ober-Präsidenten, verlieh. Vor dem großen Brande im Jahre 1589 standen dort an der Ecke 3 Häuser, und zwar des Bürgermeisters Brettschneider, der Bürger Veit Mader und Hieronymus Schmoller, dann wo jetzt Nr. 2. steht, ein Beguinen-Kloster oder Convent von Krankenpflegerinnen.

Seite 138. Hinsichtlich der Wälle und Bastionen der alten Festung Berlin ist die erst unter der Regierung des großen Kurfürsten, gerade 20 Jahr später vorgenommene Befestigung für den Zweck der lebendigeren Schilderung in diesem Roman anticipirt worden. Dies gilt auch für das Köpenicker Bastion Nr. 1., welches im X. Kapitel erwähnt wird. Der Verfasser hat seiner Zeit in der Spenerschen Zeitung eine Reihe von Artikeln über diese alte Befestigung veröffentlicht und die

noch jetzt vorhandenen Spuren derselben nachgewiesen, glaubte aber für den Roman das Recht des Dichters in Anspruch nehmen zu können, Zeitperioden näher an einander zu rücken, wenn es für eine Veranschaulichung der allgemeinen Zustände nöthig erscheint. Daß übrigens auf dem Werder, und namentlich in der Gegend des jetzigen Kommandantur-Gebäudes, auch vor der regelmäßigen Befestigung von 1658 schon Wälle und Verschanzungen vorhanden gewesen, dafür findet sich manche historische Begründung, und diese sind hier besonders beachtet worden.

Seite 141. Die Formation eines Infanterie-Bataillons zur Zeit des dreißigjährigen Krieges bestand aus Piquenieren, welche mit ihren oft 18 Fuß langen Spießen die Mitte bildeten, während die Musquetiere mit ihren Gabel-Musqueten auf beiden Flügeln standen. Exerzitium und Bewegung eines solchen Bataillons war außerordentlich komplizirt. Eckstedt's Reglements und Instruktionen für die Kur-Brandenburgischen Truppen, Berlin, bei C. Heymann, geben ein anschauliches Bild davon.

Seite 145. Die Blauröcke, Leibgarde des Kurfürsten. Ueber diese und ihren Commandeur, „Andreas am anderen Ende von Kunkel", enthält das auf Befehl des Hochseligen Königs herausgegebene Werk: „Die Uniformen der Preußischen Garden" die näheren Mittheilungen.

Seite 149. Die Vorgänge bei dem über das Land-Regiment im Lustgarten gehegten Regiments-

Gerichte sind treu nach alten Kriegsbüchern geschildert, aus denen seiner Zeit der Soldatenfreund die betreffenden Auszüge geliefert.

Seite 184. Die Schwedische Comödia findet sich in Gottscheds dramatischem Vorrathe als zu jener Zeit wirklich aufgeführt. Der Prolog des Junker Hans von Stockfisch ist einem Manuscript in der Königl. Bibliothek unter der Königschen Sammlung entlehnt und nur für diese Verhältnisse etwas geändert worden.

Seite 188. Die Gesellschaft **Media nocte** im Haag, deren Mitglied der Kurprinz Friedrich Wilhelm während seines dortigen Aufenthaltes gewesen, bestand aus jungen Cavalieren und reichen Kaufmannssöhnen, die sich zu Spiel, Trunk und Liebschaften auf die zügellosesse Art verbunden hatten. **Aretinos Sonnetti Lussuriosi** waren ihr Gesetzbuch, nach dem sie raschen wilden Lebensgenuß suchten, aber nur in größter Heimlichkeit, da die Strenge der Sitten in Holland ihrem öffentlichen Bekennen solcher Zwecke entgegenstand. Daher der äußere Schein der Erfreuung an Kunst and Wissen, welcher indessen tiefe Verderbtheit bedeckte.

Seite 222. Die Auseinandersetzung der Motive, welche den Grafen von Schwarzenberg bei seinem Verfahren gegen den Protestantismus und besonders die politische Einmischung Schwedens in Deutsche Zustände, widersprechen zwar dem größten Theil der darüber vorhandenen Meinungen historischer Schriftsteller, stellten sich aber dem Verfasser bei tieferem Studium der

politischen Zustände jener bewegten Zeit so heraus, wie er sie zu schildern versucht. Eben so falsch als das Gerücht von der unter Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Großen geschehenen Enthauptung des Grafen, welches Cosmar so glänzend durch seine Forschungen widerlegt, eben so falsch, sagen wir, erscheinen auch die maßlosen Anschuldigungen, welche die Zeit, in der er gewirkt, auf diesen Staatsmann gehäuft. Bei genauerem Vergleich des politischen Zustandes der Marken mit dem, was Graf Schwarzenberg in ihnen gewirkt, gewinnt die hier gegebene Darstellung der Motive vielleicht die Zustimmung des Lesers.

Seite 238. Der Glaube des Volkes, daß der Kurprinz von dem Grafen von Schwarzenberg vergiftet worden sei, oder dieser doch den Versuch dazu gemacht habe, war zu jener Zeit ein ganz allgemeiner, und findet sich sogar bei einigen Schriftstellern.

Seite 243. Bei der Beschreibung der Lokalität des alten Spittelmarktes erinnern wir an das, was in der Anmerkung zu Seite 138 bereits gesagt worden ist.

Seite 306. Die merkwürdige Begebenheit, daß ein Mensch mit gezogenem Degen unter dem Bette des Kurprinzen gefunden wurde, hat Veranlassung zu dieser Darstellung des Vorganges gegeben. Auffallend genug findet sich nirgends eine genaue und erschöpfende Erzählung dieses Umstandes, dessen Anstiftung das Volk, eben so wie den Vergiftungsversuch, dem Grafen von Schwarzenberg zuschrieb. Der eigentliche

Zusammenhang ist auf diese Art bis jetzt historisch unerklärlich geblieben, der Vermuthungen und aufgezählten Wahrscheinlichkeiten aber eine große Zahl.

Dritter Theil.

Seite 2. „In dem kleinen nach Holländischer Art gebauten Hause des Todtengräbers." In Potsdam finden sich fast in allen Straßen Spuren der Bauten, die Friedrich Wilhelm I. dort aufführen ließ. Die Vorliebe des Monarchen für alles Holländische zeigt sich noch jetzt deutlich in der Bauart der Häuser, namentlich in der Gegend des Bassins, wo man sich fast nach Delft, Haarlem oder Gorcum versetzt glaubt.

Ueber das Leib-Bataillon-Grenadier, oder die großen Potsdamer, wie dasselbe allgemein genannt wurde, enthält die Zeitschrift „Soldatenfreund" die vollständigsten vorhandenen Notizen in einer Zusammenstellung alles dessen, was in sehr verschiedenen Werken über diese merkwürdige Truppe aufzufinden war. Daher die Genauigkeit aller Details, die sich in dem dritten Theil des Romans über das Bataillon als Ganzes und dessen Commandeur, Offiziere und Soldaten findet. — Die Unrangirten waren eine Art von Depot der Potsdamer Garde, aus welchem der Abgang an großen Soldaten ergänzt wurde, und die kleinsten in diesem Corps waren 6 Fuß hoch.

Seite 23. Was hier von der Thätigkeit des Ge-

heimen Rathes Eckardt gesagt ist, findet seine vollständige Erklärung im 4. Bande, Seite 154.

Seite 28. Die 12 jungen Neger aus Guinea, ein Geschenk Holländischer Kaufleute an den König, finden sich in dem Werke: „Brandenburgs See- und Kolonial-Macht" erwähnt.

Seite 47. Das Andenken an Raule, den Direktor des Brandenburgischen Seewesens, lebt in Berlin noch jetzt, besonders durch sein Haus in der Alten Leipziger Straße an der Jungfernbrücke, fort, da der Durchgang von dort zur Adlerstraße den Namen Raules-Hof führt.

Seite 53. Die hier wörtlich gegebenen Titel der Bücher, welche über die Erscheinung und das Wesen der Vampyre sprechen, können dazu dienen, sich diese, in der Königl. Bibliothek sämmtlich vorhandenen Werke, geben zu lassen, um zu vergleichen, wie weit der Roman hierbei der historischen Ueberlieferung folgt.

Seite 68. Daß Vogtius 10 Stunden auf seiner Reise von Potsdam nach Berlin zuzubringen gedenkt, war damals ganz gewöhnlich. Die Landstraße, tiefer Sand, führte durch die Teltower Vorstadt bei Kohlhasenbrück vorbei, und ist von der Berlin-Potsdamer Eisenbahn ab noch jetzt genau zu erkennen, da die alten Bäume der Allee an dem kleinen See entlang die Richtung bezeichnen. Als später der Weg über Friedrich-Wilhelmsbrück gelegt wurde und noch keine Chaussee existirte, brauchte man im Anfang dieses Jahrhunderts noch gewöhnlich 6 Stunden zur Reise zwischen Pots-

dam und Berlin, ein Weg, der jetzt in einer halben Stunde zurückgelegt werden kann.

Seite 84. **Grabowtschik prischoll?** heißt: Ist der Todtengräber gekommen?

Seite 97. Die Betrügereien des Clemens, welche hier nur kurz erwähnt sind, haben dem König Friedrich Wilhelm I. viel Verdrießlichkeiten gemacht. Es hatte damit folgende Bewandniß: Clemens, ein geschickter talentvoller Mensch, war bei Gelegenheit des Friedensschlusses in Utrecht Secretair und Agent des Fürsten Ragoczy gewesen, hatte den Namen eines Barons von Rosenau angenommen, und war mit den gestohlenen Papieren seines Herrn einige Zeit in Frankreich und der Türkei herumgezogen und kam endlich nach Wien, wo er vom Prinzen Eugen eine reiche Belohnung hoffte, wenn er diese Papiere an die Oesterreichische Regierung auslieferte. Diese Belohnung fiel aber nur gering aus, weil der Prinz nur Unbedeutendes in den gestohlenen Papieren fand, und voller Unwillen darüber verließ Clemens Wien, um nach Dresden zu gehen, wo es ihm gelang, die Gunst des Grafen Flemming zu gewinnen. Stets zu Intriguen geneigt und von diesen eine glänzende Stellung erwartend, schrieb er plötzlich von Dresden aus an den Hofprediger Jablonsky in Potsdam und erbot sich, dem Könige von Preußen Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu entdecken, wenn es ihm verstattet würde, ohne Zeugen und an einem abgelegenen Orte vorgelassen zu werden. Der König, damals in Händel mit dem Kaiser und

dem Könige von Polen verwickelt, ging darauf ein und sprach den Clemens wirklich in einem Dorfe an der Sächsischen Gränze. Hier theilte ihm dieser mit, daß der Kaiser und König August sich verbündet, den König von Preußen bei der Jagd aufzuheben, ihn zu entführen und dem Kronprinzen Friedrich dann unter Vormundschaft des Königs von Polen die Regierung zu übergeben, wogegen der Kronprinz sich verpflichtet habe, die katholische Religion anzunehmen. Zum Beweise für diese Mittheilung legte er dem Könige Copien von Briefen beider Monarchen und sehr geschickt nachgeahmte Handschriften Sächsischer und Oesterreichischer Minister vor, die den König vollständig überzeugten. Clemens begann nun ein geschicktes Spiel, trat in Gegenwart des Königs zur protestantischen Religion über und bewies, da er die Taschen noch voll Sächsischen Geldes hatte, eine so große Uneigennützigkeit den freigebigen Anerbietungen des Königs gegenüber, daß dieser im höchsten Grade für ihn eingenommen wurde und seiner lügenhaften Verdächtigung Preußischer Minister und Generale unbedingten Glauben schenkte. Unter dem Vorgeben, daß es im Werk sey, den Beitritt der Seemächte zu dem gegen den König geschmiedeten Bündnisse in London und im Haag zu gewinnen, erreichte er es, daß der König ihn mit großer Vollmacht und ungeheuren Summen nach dem Haag schickte, wo er ein großes Haus machte und fortfuhr, den König durch Lügen und Vorspiegelungen aller Art zu täuschen. Unruhig und sorgenvoll verschloß sich Friedrich Wil-

helm Monatelang in sein Zimmer, begegnete seiner ganzen Umgebung mit Mißtrauen und Härte, bis der Fürst von Anhalt endlich erfuhr, daß Clemens die Ursache dieser unbegreiflichen Stimmung des Königs sei. Der Fürst wendete sich direkt an den Prinzen Eugen, von wo aus sich bald ermittelte, daß die vorgewiesene Handschrift von Clemens nachgeahmt und die Papiere zu unbegreiflichen Zwecken verfälscht worden waren. Der König war außer sich über diese Entdeckung, ließ den Betrüger sofort im Haag aufheben und nach Berlin bringen, und setzte eine Commission in Spandau nieder, vor welcher Clemens verhört wurde. Indessen gelang es ihm auch hier noch lange Zeit, den König zu täuschen, und er gestand nur, als man Anstalten machte, ihn auf die Folter zu legen. Der König fand sich häufig persönlich bei den Sitzungen der Commission ein, ließ sich in seiner Gegenwart die Handschriften durch Clemens nachahmen und soll dabei ausgerufen haben: „Könnte ich Dich retten, so machte ich Dich gleich zum Geheimerath, so aber muß ich Dich leider hängen lassen!"

Die Exekution fand am 18. April 1720 auf dem neuen Markte in Berlin statt. Er wurde mit glühenden Zangen gekniffen und gehängt, seine Helfershelfer, von Heydekampf und Lehmann, der erste schon ein Mann in hohem Alter, des Adels entsetzt, vom Henker geschändet und zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt, der letztere enthauptet und ein dritter Complice, Namens Bube, der sich am Tage vorher im Gefäng-

nisse durch Gift getödtet, vom Schinder unter den Galgen geschleift und dort eingescharrt. So erzählt Pöllnitz in seinen Memoiren.

Seite 100. Die Sage von dem unermeßlichen Schatze, den Kohlhas in der Gegend seines Hauses bei Kohlhasenbrück vergraben haben soll, lebt noch im Munde des Volkes, und der Verfasser erinnert sich, bei einem Manöver, welches er in jener Gegend als Volontair im Garde-Schützen-Bataillon mitgemacht, von Bauern aus der Nachbarschaft gehört zu haben, daß dieser Schatz nur von einer „reinen Jungfer" gehoben werden könne. Es hatten sich beim nächtlichen Bivouak, Stolpe gegenüber, Bewohner der Umgegend eingefunden, die, von den Volontairs bewirthet, Manches Sagenhafte über jene Gegend erzählten, was später durch die interessante Schrift: „Potsdams Sagen" theilweis auch dem größern Publikum bekannt geworden ist.

Seite 119. **Primaplanen**, ein militairischer Ausdruck, besonders im vorigen Jahrhundert allgemein gebraucht. Er bedeutet sämmtliche Ober- und Unter-Offiziere einer Compagnie, vom Hauptmann herab und bis einschließlich zu den Tambours. Das Wort: prima plan, das erste Blatt, ist wahrscheinlich eine Corrumpirung von dem „ersten Blatte", welches in dem bekannten Kriegsbuche von Fronsberger, Thl. I., 516 vorkommt. Dort heißt es: „Ein Musterschreiber soll sein Zettel oder Buch allwege doppelirt machen und folglich in das erste Blatt setzen: Zu oberst seinen Hauptmann, darauf seinen Leutnampt, hernach den

Feldweybel und Fendrich, weiter den Führer und Fuhrrier, folgendts die zwei gemeinen Weybel und sich selbst den Musterschreiber, weiter die zwei Spiel, die zwei Pfeiffer sammt den zwei Trommelschlagern, ferner zwei Trabanten, einen Feldtscheer und einen Priester oder Capplan, alles mit ihren Ueberfölden sein fleißig neben den Tauf- und Zunamen über dem Pfalz oder Bruch auf dem Papier. Gleich auf die andern Seiten alle Doppelföldner, so Rüstung tragen, hierauf alle Lang- und Kurzwehren, sammpt den Hakenschützen, jeden Theil auf ein sonderes Blatt, und nit über zwantzig auf einer Seiten. Später war statt des Wortes **Primaplanen** der Ausdruck Unterstab gebräuchlich.

Seite 125. Die Beschreibung der militairischen Vorgänge auf dem Felde zwischen Tempelhof und der Hasenhaide ist einem alten Manuscripte entnommen, welches sich im Besitze des Verfassers befindet und unter anderm erzählt, daß der König bei den Musterungen den Königl. Prinzen, als sie noch Knaben waren, jedesmal eine Butterstulle reichen ließ, wenn das Defilieren der Truppen begann, dem er selbst auf einem Stuhle sitzend zuzusehen pflegte.

Seite 148. Der hier genannte Friedrichstädtsche Markt ist der jetzige Gendarmen-Markt, welcher früher die Esplanade vor den Festungswerken, dann der Lindenmarkt, der Mittelmarkt und Neue Markt genannt wurde, bis die 1773 dort erbauten Ställe des Regiments Gendarmen ihm den jetzigen Namen gaben. Mit Recht, aber leider bis jetzt unbeachtet, ist in neuester

Zeit vorgeschlagen worden, diesen schönen Platz den Friedrichs-Platz zu nennen.

Seite 198, 199 und 201 befinden sich mehrere sinnentstellende Druckfehler, z. B. Zetagrammaton statt Tetragrammaton, Echemie statt Chemie, Rasenau statt Rosenau, und besonders der Name des Dorfes Schmökwitz, Schmökurtz gedruckt. Nur die damalige Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte kann diese Nachlässigkeit entschuldigen.

Seite 213. Die Verleihung des Ordens de la Generosité an den Neger-Häuptling Jan Cunny ist zu der genannten Zeit wirklich beabsichtigt worden und nur unterblieben, weil die Generalstaaten durch ihren Gesandten in Berlin Protest dagegen einlegten.

Seite 217. Johann Carl von Eckenberg, Königl. Preußischer Hof-Comödiant, gewöhnlich der starke Mann genannt, stammte, seiner Behauptung nach aus dem berühmten Geschlecht der Fürsten und Freiherren von Eggenberg, und erschien zum erstenmale 1717 in Berlin, wo er in Folge eines Königl. Privilegiums vom 14. Juni in einer Bude auf dem Neuen Markt (Gendarmenmarkt) seine Künste vorstellte, denn eigentliche Comödien führte er damals noch nicht auf. Im Jahre 1732 kam er aber bei dem König ein, seinen Jongleurkünsten auch theatralische Vorstellungen beifügen zu dürfen, und erhielt am 27. September d. J. folgendes Theatral-Privilegium:

„In allen Städten und Landen seine Exerzitia mit denen bei sich habenden Leuten zur Rekreation und

Zeitvertreib derjenigen, so nicht viel zu thun haben, öffentlich und ohne Jemandes Hinderniß zu präsentiren, doch dergestalt, daß er dabei keine gottlose, sündliche, ärgerliche und unehrbare, oder dem Christenthume nachtheilige Dinge, sondern lauter derleichen innozente Sachen, wodurch die Leute ein honnettes Amüsement haben, spielen oder vorstellen, widrigen Falls aber, und bei Contraventionen, gewärtigen solle, daß dieses Privilegium sofort wieder aufgehoben werde."

Gleichzeitig mit diesem Privilegium erhielt er auch den Titel eines Hof-Comödianten, und gab nun neben den Stücken jener Zeit auch Vorstellungen von Jongleurkünsten und Kraftproben, bei denen sonderbarer Weise auch seine Frau Proben „ihrer ausnehmenden Geschwindigkeit" gab. Ein Jahr darauf erhielt Eckenberg auch die Erlaubniß, ungeachtet der strengen Vorschriften für die Fastenzeit, bis zum 11. März zu spielen und auch Assembleen oder Spielgesellschaften zu geben. Siehe: Curieuse Nachrichten von starken Leuten, sonderlich dem Anno 1717 in Deutschland bekannt gewordenen sogenannten starken Mann Johann Carl von Eckenberg. Frankfurt und Leipzig, 1720.

Die übrigen Nachrichten über jene Schauspiel-Vorstellungen sind einer Geschichte des Berliner Theaters entnommen, mit deren Ausarbeitung der Verfasser sich seit 10 Jahren beschäftigt und die in einiger Zeit erscheinen wird.

Seite 244. General-Adjutant v. Derschau und die gezwungenen Bauten in Berlin. Ueber diesen Ge-

genstand enthalten die Werke von König und Geppert über die Geschichte Berlins die vollständigsten Angaben, die hier vorzugsweise benutzt sind, so weit es für das Interesse des Romans thunlich schien.

Seite 295. Die hier beim Könige zum Vortrage gebrachten Gegenstände, so wie die darauf erfolgten Entscheidungen, sind sämmtlich als wirklich geschehen historisch nachzuweisen.